Allen 5. Theilen cost 3. f. 30. Xr.

N II 63.

56 G 23

Des Herrn Marquis d'Argens,

Königl. Preuß. Kammerherrns und Directors der Philologischen Classe der K. Akademie der Wissenschaften,

Chinesische Briefe,

oder

philosophischer, historischer und kritischer

Briefwechsel,

zwischen einem reisenden Chineser in Paris und seinen guten Freunden in China, Moscau, Persien und Japan.

Aus dem Französischen übersetzt, und mit etlichen Briefen sowohl, als auch vielen nüzlichen Zusätzen und Anmerkungen aus der Handschrift des Verfassers vermehrt.

Dritter Theil.

Berlin,

bey Friedrich Nicolai, 1769.

Des Herrn Marquis d'Argens,

Königl. Preuß. Kammerherrns und Directors der philologischen Classe der K. Akademie der Wissenschaften,

Chinesische Briefe

oder

philosophischer, historischer und kritischer

Briefwechsel,

zwischen einem reisenden Chineser in Paris und seinen guten Freunden in China, Moscau, Persien und Japan.

Aus dem Französischen übersetzt, und mit etlichen Briefen sowohl- als auch vielen wichtigen Zusätzen und Anmerkungen aus der Handschrift des Verfassers vermehrt.

Dritter Theil.

Berlin,

bey Friedrich Nicolai, 1769.

Chinesische Briefe.

Dritter Theil.

Der sieben und sechzigste Brief.

Yn-Che-Chan, an Sioeu-Tcheou.

Die Grausamkeit der Portugiesischen Inquisitoren achte ich eben so sehr, als du, mein lieber Sioeu-Tcheou, für strafbar, und die Verfolgungen, die du mit so gutem Grunde verabscheuest, sind in meinen Augen nicht weniger ein Greuel. Deswegen aber glaube ich keinesweges so, wie du, daß die Verbrechen gewisser Leute, welche ungestraft bleiben, zum Beweise dienen, daß kein verständiges Wesen die Aufsicht über das Weltgebäude habe,

und daß es durch eine blinde Natur beweget, und gelenket werde, welche alle ihre Wirkungen thut, ohne daß sie sich ihrer Wirksamkeit bewußt ist.

Es ist ungereimt, (halte mir es zu gute, daß ich so mit dir rede,) wenn man von den Eigenschaften des Schöpfers nach den Eigenschaften der Geschöpfe urtheilen will. Weil das höchste Wesen die vollkommenste Gütigkeit und Gerechtigkeit besitzet, kurz, weil sich in dem Tien alle Tugenden in dem höchsten Grade befinden, folget denn etwan daraus, daß er hat die Menschen eben so vollkommen, als er selbst ist, schaffen müssen, und hat er aus ihnen Götter machen sollen? Ist es denn nicht genug, daß er ihnen allen das Mittel tugendhaft zu seyn gegeben, und eine völlige Freyheit, zwischen dem Guten, und dem Bösen zu wählen verliehen hat?

Weil es in der Welt strafbare Menschen giebt, so behauptest du, daß sie nicht durch ein vernünftiges Wesen gemacht sind; Und ich glaube vielmehr, daß man hieraus gerade das Gegentheil schliessen muß. Wären die Menschen insgesammt, einer wie der andere, tugendhaft, so könnte man vielleicht sprechen, weil sie alle durchgängig von einerley Gemüths-Art wären, so wären sie durch ein blindes Grund-Wesen gebildet worden, welches allezeit auf einerley Weise handelte, und, da es seiner Natur nach in seinen Wirkungen eingeschränket, und durch gewisse ewige und allgemeine Gesetze dazu fest bestimmet wäre, sich davon nicht entfernen könnte. Die Freyheit, zwischen dem Guten und Bösen zu wählen, welche alle Menschen fühlen, und erken-

erkennen, daß sie dieselbe besitzen, es mögen nun die Weltweisen zum Theil, um diese Wahrheit zu verdunkeln, noch so viele nichtige Einwendungen darwider machen; Die Freyheit, sage ich, die sie haben, sich für das Gute, oder für das Böse zu entschliessen, beweiset ganz deutlich, daß sie durch ein mit Vernunft begabtes Wesen erschaffen sind, von welchem allein sie diese Freyheit erhalten haben können, immassen eine blinde Ursache dieselbe ihnen gar nicht mittheilen kann.

Es kann aus einem Wesen weiter nichts ausfliessen, als das, was sich in eben demselben Wesen befindet. Stammten die Menschen von einer Grund-Ursache, welche nach einer festgesetzten, und nothwendigen Weise wirkete, so müsten sie ebenfalls auf eine festgesetzte und nothwendige Weise handeln. Es fände bey ihnen keine Freyheit mehr, keine Erkänntniß des Guten und des Bösen, kein Unterschied zwischen der Tugend und dem Laster statt. Sie würden blose lautere Kunstwerke seyn, die sich ohne alle Erkänntniß eben so verhielten, wie die Grund-Ursache, die sie gebildet hätte. Demnach ist es ungereimt zu behaupten, daß die Laster, welchen sich gewisse Menschen ergeben, ein Beweiß wider das Daseyn eines Wesens sind, welches die höchste Vernunft besitzt, und in allen seinen Wirkungen allweise ist.

Aber, sprichst du, wenn der Tien die Aufsicht über die Regierung der Welt hat, wenn er gerecht und billig ist, woher kommt es denn, daß er die Verbrechen nicht strafet, und warum dultet er, daß

die Frommen von den Gottlosen geplaget werden? Warum erlaubet er, daß diejenigen, die ihm dienen, die ihn anrufen, das Schlacht-Opfer der Tyrannen werden, u. s. w.? Hierauf könnte ich dir antworten, daß es uns gar nicht geziemet, den Absichten des Allmächtigen nachzugrübeln. Aber dieses würde eben so klingen, als die Rede, die wir von unsern Freunden, den Mißionarien hören. Ich müste befürchten, du möchtest mir dagegen eben das sagen, was du ihnen zu manchen Zeiten gesagt hast: *Meine Ehrwürdigen Väter, wenn man aus allen Sachen göttliche Geheimnisse machen will, so ist es schwer, euch zu überreden; Aber eben so wenig dürfet ihr euch die Hofnung machen, uns zu überzeugen. Wir verlangen Gründe, und nicht Geheimnisse. Die Bonzen und die Lamas haben eben auch ihre Geheimnisse; Also werden sie in Streitigkeiten eben so unüberwindlich seyn, als ihr es zu seyn euch einbildet.* Dergleichen Vorwurf würde ich ebenfalls zu befürchten haben, und ich kan ihn mit leichter Mühe vermeiden.

Die Gottheit strafet die Verbrechen allemahl, und die Gottlosen können ihrem gerechten Zorne niemahls entgehen. Ueber lang oder kurz beweiset sie ihre Gerechtigkeit. Gesetzt, sie verschiebet ihre Bestrafungen eine Zeitlang, so sind sie dagegen desto strenger. Wie viele Beyspiele der göttlichen Strafgerechtigkeit hast du nicht selbst erlebet, die du dem ungefähren Zufalle beylegtest? Ich könnte dir Millionen von Geschichten hier anführen, welche auf eine eben so deutliche als wunderbare Weise darthun, daß das Verbrechen niemahls ungestraft bleibet.

Wie

Wie kommt es aber, fragst du vielleicht, daß die Frommen beschimpft, geplagt und verfolget werden? Es soll dazu dienen, daß sie sich bessern, es soll ihnen Gelegenheit geben, daß sie eine noch grössere Belohnung erhalten, als sie sonst erhalten würden. So bald wir einen rechtschaffenen Mann sehen, welcher unglücklich ist, so sollen wir ihn als einen solchen betrachten, der zu grosser Ehre und Herrlichkeit bestimmt ist. Sollte es ja nicht in der gegenwärtigen Welt seyn, so ist es in der zukünftigen. Du treibest über die Unsterblichkeit der Seele deinen Spott, und ich hingegen glaube, sie werde durch das Daseyn GOttes, und durch das Ungemach rechtschaffener Leute erwiesen. Weil ein gerechter GOtt vorhanden ist, so muß nothwendiger Weise die Tugend belohnet werden. Dieses wiederfähret ihr gar oft hier in diesem Leben nicht *: Demnach muß schlechterdings ein anderes seyn, wo dasjenige, was in dem gegenwärtigen nicht Statt gefunden hat, vollstrecket werden wird. Wären die Gerechten nicht zuweilen auf der Welt unglücklich, so würden wir des allerunüberwindlichsten Beweises von der Unsterblichkeit der Seele beraubet werden. Siehet man über dieses

* Plato sagt: Es ist nicht schwer zu beweisen, daß die Götter ihre Vorsehung eben so gut über die kleinen und geringen, als über grosse und wichtige Dinge ausbreiten müssen; Weil wir dargethan haben, daß sie mit allen Tugenden begabet sind; Demnach ist ihre Vorsehung eine nothwendige Folge von ihren Tugenden. Ἀλλ' οὐδὲν τάχ' ἂν ἴσως εἴη χαλεπὸν ἐνδείξασθαι τούτῳ γε, ὡς ἐπιμελεῖς σμικρῶν εἰσι θεοὶ οὐχ ἧττον, ἢ τῶν μεγέθει

nicht alle Tage, daß das höchste Wesen mit der Belohnung der Gerechten für ihr Elend nicht bis nach dem Todte wartet? Bisweilen erhebet der Tien einen rechtschaffenen Mann in einem Augenblick aus dem tiefsten Elend bis zu der höchsten Stufe der Hoheit. Vielleicht wirst du dagegen sprechen, ich lege der Gottheit bey, was lediglich und allein dem ungefähren Zufalle beygeleget werden müsse. In solchem Falle werde ich ohngefähr eben dasjenige sagen, was du sonst den Mißionarien antwortetest, indem du alles ohne Grund dem ungefähren Zufalle zueignetest: *Es wird schwer seyn, dich zu überreden; Aber eben so wenig darfst du dir Hofnung machen, mich zu überzeugen.* Nichts ist leichter, als den ungefähren Zufall bey allen Gelegenheiten, es sey zur rechten Zeit, oder zur Unzeit, auf die Bahn zu bringen.

Mich deucht, ich habe dir über diese Sache genug gesagt, um dich zur Erkänntniß deines Irrthums zu bringen, wenn du sonst denselben fahren zu lassen Lust hast. Ich schreite zu einer andern Frage, die mit deinem letztern Briefe in genauer Ver-

διαφερόντων. ἤκουον γάρ που καὶ παρῆν τοῖς νῦν δὴ λεγομένοις, ὡς ἀγαθοὶ γε ὄντες πᾶσαν ἀρετὴν, τὴν τῶν πάντων ἐπιμέλειαν οἰκειοτάτην αὐτῶν οὖσαν κέκτηνται. Non erit forsan difficile demonstrare, deos non minus minimarum rerum, quam maximarum curam habere; cum praesertim paullo ante dictum fuerit, eos omni virtute refertos, providentiam omnium sibi propriam vindicare. Plato de Legib. Dial. 10.

Verbindung stehet, worinnen du den Portugiesen, bey Gelegenheit ihrer Gebräuche, und der Hochachtung, welche sie gegen die Inquisitore bezeigen, sehr übel mitfährest. Meine Absicht ist nicht, ihre strafbare Schwachheit zu rechtfertigen; nur so viel will ich anmerken, daß die erleuchtetesten und gesittetesten Völker manchmahl die allerrohesten und thörichtesten Gesetze gehabt haben.

Die alten Athenienser, diese so witzigen, so gesitteten Leute, machten Verordnungen, durch welche sie anordneten, daß man allen Einwohnern von Aegina den Daumen an der rechten Hand abschneiden sollte, damit sie sich nicht der Lanze bedienen, indessen aber doch rudern könnten; daß man alle jungen Leute von Miletus tödten, und alle gefangenen Samier mit einem glüenden Eisen in das Gesicht brandmarken sollte *. Haben wohl die allergrau-

* Οια ἐψηφίσαντο Ἀθηναῖοι, καὶ ταῦτα ἐν δημοκρατίᾳ; Αἰγινητῶν μὲν ἑκάστου τὸν μέγαν ἀποκόψαι τῆς χειρὸς δάκτυλον τῆς δεξιᾶς, ἵνα δόρυ μὲν βαστάζειν μὴ δύνωνται, κώπην δὲ ἐλαύνειν δύνωνται. Μιτυληναίους δὲ ἡβηδὸν ἀποσφάξαι. καὶ τοῦτο ἐψηφίσαντο, εἰσηγησαμένου Κλέωνος τοῦ Κλεαινέτου. Τούς γε μὴν ἁλισκομένους αἰχμαλώτους Σαμίων στίζειν κατὰ τοῦ προσώπου, καὶ εἶναι τὸ στίγμα γλαῦκα· καὶ τοῦτο Ἀττικὸν ψήφισμα. Ουκ ἐβουλόμην δὲ αὐτὰ οὔτε Ἀθήνησι κεκυρῶσθαι, οὔτε ὑπὲρ Ἀθηναίων λέγεσθαι, ὦ Πολιὰς Ἀθηνᾶ, καὶ Ἐλευθέριε Ζεῦ, καὶ οἱ Ἑλλήνων θεοὶ πάντες.

grausamsten und wildesten Völker jemahls so unmenschliche Verordnungen ergehen lassen?

In Europa hat man es als eine abscheuliche Sache angesehen, daß die Tartarn von Thibet ihre Eltern nach dem Todte fressen *. Ich bin nicht in Abrede, daß dieses eine verdammliche Gewohnheit ist Aber diese Völker glaubten nun einmahl, sie thäten ein gutes Werk, wenn sie ihren Eltern kein anderes Grab, als ihre eigenen Eingeweide gäben. Wenigstens hüteten sie sich, daß sie dieselben nicht des Lebens beraubeten. Hingegen haben sich andere Völker gefunden, die noch viel gesitteter, als jene waren, und sich auf Künste und Wissenschaften legten, bey dem allen aber glaubeten, es sey ihre Schuldigkeit, den Eltern das Leben zu nehmen.

Die Leute in Sardinien waren, vermöge eines Gesetzes, verbunden, ihre Väter, wenn sie ein hohes

Qualia decreverunt Athenienses, idque in Democratia: Aeginetarum unicuique pollicem manus dextrae amputari, ut hastam quidem ferre non possent, remos tamen agitare possent. Mitylenensium vero omnem juventutem occidi. Et hoc decreverunt, latore Cleone, filio Cleaeneti. Captivos vero Samiorum notis in facie inuri, notasque illas esse Noctuam, etiam hoc Atticum fuit decretum. Haec vero, o urbana Minerva, & Jupiter Eleutherie, & omnes Graecorum Dii, nollem neque Athenis statuta, neque de Atheniensibus dici. Aelian. Var. Histor. L. II. Cap. VIIII.

* S. die Französische Reise-Beschreibung Willhelms von Rubruquis, welcher von dem Könige Ludwigen dem XIten in verschiedene Gegenden des Morgenlandes, und besonders in die Tartarey, und nach China als Gesandter geschicket wurde. Kap. 28. S. 57. der Haager Ausgabe von 1735.

hes Alter erreichet hatten, mit Stockschlägen zu tödten. Ihren Gedanken nach war es etwas ungereimtes, einen alten kraftlosen Mann, der seines hohen Alters wegen irgend einen grossen Fehler begehen könnte, leben zu lassen *. Ein anderes Volk verfuhr noch weit strenger **. Unter demselben wurden alle alten Leute, welche siebenzig Jahre zurückgeleget hatten, mit einem Messer hingerichtet, und Weiber, die zu eben dem Alter gelanget waren, wurden erdrosselt.

Die Ceer *** tödteten ihre alten Leute nicht selbst; Sondern wenn sie sehr alt und unvermögend waren,

* Νόμος ἐςὶ Σαρδῶος. Τὺς ἤδη γεγηρακότας τῶν πατέρων οἱ παῖδες ῥοπάλοις τύπτοντες ἀνήρυν, καὶ ἔθαπτον, αἰσχρὸν ἡγύμενοι, τὸν λίαν ὑπέργηρων ὄντα ζῆν ἔτι, ὡς πολλὰ ἁμαρτάνοντος τῦ σώματος, τῦ διὰ τὸ γῆρας πεπονηκότος. Lex eſt Sardoa. Filii patres jam ſenio confectos clavis caeſos interimebant, & ſepeliebant, abſurdum arbitrantes, decrepitum ſenem amplius vivere, quippe quum ſaepius delinquat corpus, quod ſenectute laborat. Aelian. Var. Hiſt. L. IV. Cap. 1.

** Βερβίκκαι τὺς ὑπὲρ ἑβδομήκοντα ἔτη βεβιωκότας ἀποκτείνυσι, τὺς μὲν ἄνδρας καταθύοντες, ἀπάγχοντες δὲ τὰς γυναῖκας. Berbiccae omnes ſeptuageſimum annum egreſſos interficiunt, viros mactando, mulieres vero ſtrangulando. Aeliani Var. Hiſtor. Lib. IV. Cap. 1.

*** Νόμος ἐςὶ Κείων, οἱ πάνυ παῤ αὐτοῖς γεγηρακότες, ὥσπερ ἐπὶ ξενίᾳ παρακαλῦντες ἑαυτὺς,

so nöthigten sie dieselben, ein feyerliches Opfer unter einander anzustellen. Bey dieser Gelegenheit setzten die Alten Kränze auf, und vergifteten sich selbst, indem sie den Safft von Schierlinge tranken. Alle diese Gebräuche sind ganz sicher weit abscheulicher, als die Gewohnheiten der Tartarn von Tibeth. Gleichwohl sind sie unter solchen Leuten üblich gewesen, welche die letztern für rohes wildes Volk angesehen haben würden.

Noch ein anderer ziemlich grosser Unterschied zwischen einer barbarischen Gewohnheit der Athenienser, und einem vernünftigen Gesetze der Thebaner, wodurch jener Gebrauch bey ihnen untersaget wurde. Und die letztern wurden doch in Vergleichung gegen die erstern für grob und bäuerisch angesehen.

In Athen setzte man die Kinder weg, die man nicht aufziehen wollte. Es war etwas sehr gewöhnliches, einen Vater zu sehen, der so grausam war, daß

ἢ ἐπί τινα ἑορταστικὴν θυσίαν ἀνελθόντες καὶ στεφανωσάμενοι, πίνουσι κώνειον, ὅταν ἑαυτοῖς συνειδῶσιν, ὅτι πρὸς τὰ ἔργα τὰ τῇ πατρίδι λυσιτελοῦντα ἄχρηστοί εἰσιν, ὑπολη[ρ]ούσης ἤδη τι αὐτοῖς καὶ τῆς γνώμης διὰ τὸν χρόνον. Lex est apud Ceos, ut ii, qui senio plane confecti sunt, tanquam ad convivium se mutuo invitent, aut ad quoddam solenne sacrificium conveniant, & coronati cicutam bibant. Quum sibi ipsis conscii sunt, se ad promovenda commoda patriae inutiles amplius esse, animo jam ob aetatem delirare incipiente. Aeliani Variae Historiae Lib. III, Cap. XXXVII.

daß er mehr als eines von seinen Kindern dem Verlangen, seinem ältesten Sohn grossen Reichthum zu hinterlassen, ohne Gnade und Barmherzigkeit aufopferte. Umsonst redete die Natur, die eine solche Gewohnheit verdammte, in den Herzen der Athenienser. Ihre Stimme fand bey ihnen kein Gehör. Die Thebaner hingegen fühlten wahrhaftig menschliche Empfindungen, und liesen nicht zu, daß man die Kinder wegsetzte *. Wofern es ein Vater gethan

* Νόμος οὗτος Θηβαϊκὸς ὀρθῶς ἅμα καὶ φιλανθρώπως κείμενος ἐν τοῖς μάλιστα· ὅτι οὐκ ἔξεστιν ἀνδρὶ Θηβαίῳ ἐκθεῖναι παιδίον, οὐδὲ εἰς ἐρημίαν αὐτὸ ῥίψαι, θάνατον αὐτοῦ καταψηφισάμενος. Ἀλλ' ἐὰν ᾖ πένης εἰς τὰ ἔσχατα ὁ τοῦ παιδὸς πατὴρ, εἴτε ἄῤῥεν τοῦτο εἴτε θῆλύ ἐστιν, ἐπὶ τὰς ἀρχὰς κομίζειν ἐξ ὠδίνων τῶν μητρῴων σὺν τοῖς σπαργάνοις αὐτό. Αἱ δὲ παραλαβοῦσαι, ἀποδίδονται τὸ βρέφος τῷ τιμὴν ἐλαχίστην δόντι· ῥήτρα τε πρὸς αὐτὸν, καὶ ὁμολογία γίνεται, ἦ μὴν τρέφειν τὸ βρέφος, καὶ αὐξηθὲν ἔχειν δοῦλον, ἢ δούλην, θρεπτήρια αὐτοῦ τὴν ὑπηρεσίαν λαμβάνοντα.
Lex haec Thebanorum rectissime & humanissime posita est. Ne cui Thebano liceat infantem exponere, neque in solitudinem abjicere, capitis supplicii constituto. Verum si extrema mendicitate pater laboret, sive mas sit, sive foemina infans, jubet lex eum statim a materno partu ad magistratum cum ipsis fasciis adferre, qui acceptum alicui tradit levi pretio, cum quo pactum & conditiones intercedunt, bona fide infantem alat, & adultum servi vel servae loco habeat, sic ut pro educationis mercede operas ejus accipiat. Aeliani Var. Histor. Lib. II. Cap. VII.

than hätte, würde er ganz sicher am Leben gestraft worden seyn. War er etwan so arm, daß er sein Kind nicht ernähren konnte, so muste er dieses, es mochte nun ein Mädgen, oder ein Knäblein seyn, so bald als es zur Welt kam, zu der Obrigkeit bringen. Diese übernahm das Kind, und ließ es durch jemanden erziehen, mit welchem sie einen Vergleich traf, daß er gegen eine ganz geringe Summe Geldes für die Nahrung und Auferziehung desselben sorgen muste. Wenn das Kind heran wuchs, und älter wurde, so muste es demjenigen, der es erzogen hatte, zur Vergeltung für die angewendete Bemühung dienen, und in seiner Wirthschaft beystehen. Ist wohl, werther Sioeu-Tcheou! eine vernünftigere, leutseligere, und für die menschliche Gesellschafft nützlichere Gewohnheit zu finden?

Die Europäer sind heut zu Tage in der Art, wie sie mit ihren Kindern umgehen, eben so sehr, als die Thebaner und die Griechen unterschieden. Die Engelländer, die Holländer, und die Völker gegen Norden nehmen sich aller ihrer Kinder, die ihnen der Himmel schencket, eines so gut, als des andern auf eine wahrhafte väterliche Weise an. Aber die Franzosen, die Spanier, die Italiener, und zum Theil auch Deutsche verfahren nach meinen Gedanken noch unbarmherziger als die Athenienser. Sie erziehen einen grossen Theil ihrer Töchter blos dazu, daß sie dieselben auf ihre ganze Lebens-Zeit in ein enges Gefängniß einsperren. Wäre es nicht weit besser, wenn sie dieselben hinrichteten, so bald sie auf die Welt kommen, als daß sie ihnen das Leben erhalten, um sie zu peinigen. Besonders ist der

der Todt in einem Alter, wo man die Herannahung desselben noch nicht fühlet, lange nicht so grausam, als der immerwährende Verlust der Freyheit. Das heisset täglich sterben, wenn man es fühlet, daß man immerfort in einer harten Sklaverey leben wird.

Ich könnte dir, lieber Sioeu-Tcheou, noch verschiedene andere Beyspiele anführen, um zu beweisen, daß die allergesittetesten Völker zu allen Zeiten allerhand weit grausamere Gebräuche gehabt haben, als andere Nationen, die sie für wild ansahen. Aber diejenigen, die ich erzählet habe, sind zureichend, und dienen zu einem deutlichen Erweiß, daß die Vorurtheile durchgängig bey einem Menschen so stark, als bey dem andern sind, und daß die Wissenschafften, die Künste, und die gesittete Lebens-Art sie nicht vertreiben. Sie erlangen daher nur noch mehr Gründe zu Bestätigung ihres Ansehens. Ein gewisser Französischer Schriftsteller hat ganz recht, wenn er saget, aus der feinsten Weißheit entstehe die feinste Narrheit *.

Lebe wohl.

Pecking.

Der acht und sechzigste Brief.

Kioeu-Che, an Sioeu-Tcheou.

Vor einiger Zeit machte ich mich anheischig, dir, werthester Sioeu-Tcheou, von den Japanischen

* De la plus subtile sagesse se fait la plus subtile folie. Versuche des Michael von Montagne 21. Buch, 12tes Hauptst.

schen Seckten einen richtigen und vollständigen Begriff zu geben. In meinen letztern Briefen habe ich dir die Seckte des Sintos, oder des alten Götzendienstes beschrieben. Gegenwärtig will ich dir alles dasjenige zu wissen thun, was ich von der Seckte des Budso, oder des Dienstes der ausländischen Götzen, die aus dem Königreiche Siam, und aus China nach Japan gebracht worden sind, erfahren habe.

Der Stifter dieser Religion ist eben diejenige Person, welche die Braminen Budna nennen, und von welcher sie glauben, sie sey ein wesentlicher Theil des Wisthun. Sie geben vor, diese Gottheit sey unterschiedene mahle in der Welt sichtbarlich erschienen. Endlich habe sie dieses zum neunten und letztenmahl unter der Gestalt eines Menschen gethan, und den Namen Buds angenommen. Eben dieselbe Gottheit nennen die Leute von Siam Prah-Pudi-Dsau, den Heiligen Herrn. Die Gelehrten unter ihnen nennen sie Samanona-Khodum. In Pegu heisset sie Sammona Khutama, und bey uns Chinesern Siaka. Dieser Buds war der Sohn eines Königes von Magattakohf. Du hast schon oft die fabelhafte Geschichte gehöret, wie sie von denenjenigen unter unsern Landsleuten erzählet wird, die ihn heut zu Tage für einen Gott ansehen. Sie sprechen, er habe sich in einem Alter von neunzehen Jahren auf einen Berg zu einem Einsiedler begeben, und sey von seiner Frau und Sohn weggegangen. In dieser Einsamkeit ergab er sich ganz und gar dem andächtigen Nachdenken, er entdeckte daselbst vermittelst desselben die wesent-

lichsten

lichsten Stücken der Religion, und erlangte eine Einsicht in die verborgensten Geheimnisse der Natur. Er erkannte, welches der wahrhafte Zustand der Seelen nach dem Todte sey; Er bekam Wissenschaft von ihrer Wanderung, und von der Macht der Götter in der Regierung dieser Welt.

Hier hast du, lieber Sioeu-Tcheou, ohngefähr die wichtigsten Stücke desjenigen Glaubens, den dieser König, der ein Einsiedler, und nach seinem Todte von seinen Anhängern vergöttert wurde, gestiftet hat. Er gab vor, die Seelen der Menschen und der Thiere wären von einerley Gattung, und es wäre zwischen ihnen weiter kein Unterschied, ausser demjenigen, der von den Körpern herrührete, welche sie belebten. Wenn es nach dieser Meynung gehet, so hat die Seele eines Weltweisen, wenn sie in einem Pferde wohnet, weiter keine Begriffe und Empfindungen, als solche, die der natürlichen Beschaffenheit dieses Thieres gemäß sind. Blos der Unterschied der äusserlichen Sinne ist es, welcher der Seele diejenige Vollkommenheit verleihet, deren sie fähig ist.

Eben dieser Gesetzgeber behauptete, die Seelen, die aus einem menschlichen Körper ausgiengen, würden nach Beschaffenheit der guten oder bösen Handlungen, die sie begangen hätten, entweder in einem glückseligen Aufenthalt belohnet, oder an einem Ort des Elends gestrafet. Wenn die Seelen der Gottlosen verschiedene Jahre in finstern Kerkern eingeschlossen gewesen, wo sie wegen ihrer Missethaten gebüsset haben, so kehren sie in die Welt zurück.

An

An statt aber in menschliche Körper zu kommen, beseelen sie unreine Thiere; und solche, deren natürliche Beschaffenheit mit den Neigungen und Fehlern, die sie vormahls gehabt haben, übereinkommt. Solchergestalt wandern sie nach und nach aus dem Körper eines ausserordentlich geringschätzigen Thieres in ein anderes, das nicht so gar schlecht ist. Endlich kommen sie Stufenweise wiederum in einen menschlichen Körper. Sodann können sie, wenn sie sich der Tugend widmen, und das Laster fliehen, sich der ewigen Glückseligkeit, welche für die Gerechten bestimmet ist, würdig machen. Vertiefen sie sich hingegen aufs neue in ihre vormahlige unordentliche Lebens-Art, so müssen sie sich auch gefallen lassen, alle Strafen, die sie bereits ausgestanden haben, von neuem auszustehen.

Das glückselige Leben, welches die tugendhafte Seelen zu gewarten haben, bestehet nach der Meynung der Anhänger des Buds in folgendem: Der Ort ihres Aufenthalts wird Gokurakf, das heißt, der Ort der ewigen **Ergötzlichkeiten** genennet. Daselbst werden sie nach Beschaffenheit ihrer Verdienste belohnet. Die Allerweisesten und Heiligsten geniessen eine weit reinere Glückseligkeit, als andere, deren Verfassung nicht so vollkommen gewesen ist. Der Grad der Tugend ist es, der den Grad der Glückseligkeit bestimmt. Immittelst giebt dieses Japanische Paradieß demjenigen, welches uns unsere Freunde die Mißionarien oftmahls auf eine so prächtige Weise beschreiben, in keinem Stücke etwas nach. Es ist mit demjenigen, was zu der Glückseligkeit der Seelen etwas beytragen kann, so sehr ange-

angefüllet, daß eine jede glaubt, sie habe in Ansehung ihres Zustandes vor andern einen Vorzug, und daß sie sich nach keinem grössern Glücke sehnet. Amida, eine Japanische Gottheit, hat über diesen Ort der Freude die Aufsicht; Man kan sie als das Oberhaupt aller Seelen, nicht nur der Glückseligen, sondern auch solcher betrachten, die sich damit beschäfftigen, daß sie sich durch die verschiedenen Wanderungen, zu welchen sie verurtheilet sind, von ihren Fehlern reinigen.

Durch Vermittelung, und durch den Vorspruch der Gottheit Amida werden die Sünden vergeben. Die Liebe zu der Tugend, und die Beobachtung der Verordnungen in dem Gesetze des Buds sind die Bedingungen, unter welchen man sich Hofnung machen kan, dem Amida zu gefallen. Die hauptsächlichsten Gebote darunter sind, daß man nichts Lebendiges tödten, keinen Diebstahl begehen, sich nicht der liederlichen Lebens-Art, und der Unkeuschheit ergeben, niemals unter irgend einem Vorwandte lügen, und kein starkes Getränke trinken soll, wodurch man sich berauschen, und der Vernunft berauben kann. Die Lehrer von der Seckte des Buds haben diese fünf allgemeinen Gebote auf alle besondere Handlungen des Lebens angewendet. Sie haben sogar dieselben so weit ausgedehnet, und vermehret, daß diejenigen, die sich die genaue Beobachtung derselben angelegen seyn lassen wollen, unter der Last eines Gesetzes unterliegen müssen, welches unmöglich zu erfüllen ist. Die eifrigen Schüler des Buds können mit gutem Recht jenen strengen Gottesgelehrten in Europa gleich geachtet wer-

den, welche auf eben dergleichen Art so viele Regeln festgesetzet haben, daß es ganz unmöglich ist, auch nur den kleinsten Theil davon in Ausübung zu bringen. Indessen haben die Budoisten nicht blos in diesem einzigen Stücke mit den Europäern eine Aehnlichkeit. Unter ihren Gebräuchen und Grundsätzen sind noch gar viele, worinnen sie mit den letztern sehr vieles gemein haben. Weiter unten will ich dir zeigen, daß die ganze Religion des Buds ein Mischmasch von den vornehmsten Meynungen der alten Griechischen und Aegyptischen Weltweisen und der Christen unter einander ist. Durch das tiefsinnige Nachdenken, worinnen Buds beynahe seine ganze Lebenszeit zubrachte, lernte weder er, noch seine Schüler etwas neues. Seine ganze Lehre wurde erst viele Jahre nach dem Todte des Gesetzgebers der Christen, und folglich sehr lange nach den Griechischen Weltweisen durch die Braminen unter die Leute gebracht.

Buds hatte unterschiedene Schüler von vorzüglichem Ansehen, die zu der Fortpflanzung seiner Meynungen vieles beytrugen. Diese grossen Männer hatten andere zu Nachfolgern, die ihnen so wohl in der Gelehrsamkeit, als in der Tugend nichts nachgaben. Sie breiteten die Religion, die sie von ihrem Meister empfangen hatten, bis an die äusersten Gränzen des Morgenlandes aus. In Japan setzten sie dieselbe auf den Trümmern der alten feste, und griffen in diesem Königreiche sehr weit um sich. Die Religion des Sintos, wovon ich dir bereits in meinen vorhergehenden Briefen gesagt habe, und welche damals die einzige war, enthält nichts in sich,

welches

welches, ich will nicht sagen, neugierigen Leuten, sondern auch nur blos den Einfältigsten in der Lehre von der Beschaffenheit und dem Wesen der Götter, von ihrer Macht, von dem Zustand der Seelen nach dem Todte, und überhaupt von allen Stücken, an deren Wissenschafft den Leuten etwas gelegen ist, Gnüge leisten kann.

Die Budoisten fanden noch viel mehreren Widerstand an einer Seckte, die beynahe um eben die Zeit, wie die ihrige, empor kam. Ich meyne darunter diejenige, die durch unsern Confucius gestiftet worden ist. Da die Sittenlehre dieses grossen Mannes unter den Japanern bekannt wurde, so fand sie bey ihnen eben so vielen Beyfall, als sie bey unsern Landes-Leuten gefunden hatte. Eine grosse Menge unter ihnen gab ihr nicht nur vor den Lehren der Seckte des Syntos, sondern auch des Buds einen grossen Vorzug. Es war gar nicht etwan die Begierde, etwas neues zu hören, welche die Japaner dazu brachte, daß sie den Confucius allen andern Weltweisen und Gesetzgebern vorzogen. Sie hatten seine Schrifften mit vieler Aufmerksamkeit durchgelesen, und sich überaus sehr bekannt gemacht. Es hat sogar das Ansehen, daß die Lehre dieses weisen und tugendhaften Chinesers mit der Zeit die einzige gewesen seyn würde, die man in Japan angenommen hätte, woferne nicht ein gewisser sehr geschickter Mann, mit Namen Drama, der von den Meynungen des Buds, als der drey und dreyßigste unter seinen Nachfolgern, eine sehr gründliche Wissenschafft hatte, eine grosse Anzahl von Neubekehrten an sich gezogen hätte, die vor-

hero lediglich und allein von den Meynungen des Confucius eingenommen waren, und dem Ansehen nach aus den Lehren der Budoisten nicht das geringste machten. Dieser Drama, den die Japaner heut zu Tage für einen Gott achten, legte unter ihnen, so zu sagen, erst den rechten Grund zu der Religion des Buds. Er führte ein sehr strenges Leben, und seine Sitten waren überaus regelmäsig. Nach der Versicherung seiner Schüler war seine Andacht so eifrig, und er strafte sich um die allergeringsten Fehler, die er beging, so streng, daß er sich die Augenlieder abschneiden ließ, weil sie ihn in seinen Entzückungsvollen Betrachtungen gestöret, und es dazu hatten kommen lassen, daß er in einen Schlaf gerathen war *.

Ein Mensch, der von Vorurtheilen frey ist, siehet die Handlung des Drama für eine Thorheit an. Ein Japaner aber, der für ihn eingenommen ist, redet davon mit den grösten Lobeserhebungen. Kann wohl etwas der Vernunft so sehr zuwider seyn, als wenn man sich an seinen Gliedmasen vergreift, und sie verstümmelt, wie es unterschiedene schwärmerische Menschen gemacht haben, weil ihre Glieder den Bewegungen, welche ihnen die Natur vorschrieb, gemäß gehandelt, und sich gegen die, in der Ordnung der Dinge festgesetzten, allgemeinen Gesetze gehorsam erwiesen haben? Die Europäer rühmen sich mehr, als alle andere Völker, daß sich unter ihnen eine grosse Anzahl solcher Schwärmer befunden hat, und noch heut zu Tage vor-

* Kemper Hist. du Japon. Tom. II. p. 120.

vorhanden ist, die sich selbst übel mit fahren, die sich verwunden, die sich braun und blau schlagen, um sich wegen gewisser eingebildeten Missethaten zu strafen, woran sie in der That nicht den mindesten Antheil haben. Der Mensch darf für nichts, als für die Regungen seines Herzens und seines Verstandes Rechenschaft geben, weil das höchste Wesen, der Tien, es seinem Gutdünken überlassen hat, seine Gedanken gehörig einzurichten. Aber was für Thorheit, wenn ein Mensch, den die Müdigkeit überfallen hat, sich vorstellt, er begehe dadurch, daß er schläft, eine Sünde, wenn die entkräftete Natur ihn zwinget, sich dem Schlafe zu überlassen, oder wenn er denkt, er sey unrein, beflecket, und des himmlischen Zornes würdig, weil in seinen Nerven eine Zusammenziehung vorgegangen ist? Das gemeine Volk, lieber Sioeu-Tcheou, dem dasjenige, was den Schein des Sonderbaren an sich hat, allemal sehr in die Augen fällt, welches alles liebet, was etwas ausserordentliches an sich blicken läßt, wird durch eine jede solche thörichte und strenge Art, mit sich umzugehen, weit mehr, als durch die vernünftigsten und deutlichsten Gründe gerühret. Indessen räume ich gern ein, daß die abentheuerliche Andacht des Drama nicht die einzige Sache war, welche die Bestätigung seiner Lehre beförderte. Die Meynung von der Unsterblichkeit der Seele, von einer Belohnung rechtschaffener Leute, und von einer Bestrafung der Gottlosen nach diesem Leben, nebst noch verschiedenen andern Lehren, deren Glaube für die tugendhaften Menschen so schmeichelhaft, und für die menschliche Gesellschaft so nützlich ist, trugen zu ihrer Fortpflanzung nicht wenig

bey. Da die Seckte der Budoisten anfing, ein wenig zahlreich zu werden, so bedieneten sich diejenigen, welche die vornehmsten Oberhäupter derselben waren, auch noch über dieses auf eine geschickte Weise einiger vorgegebenen Wunderwerke. Dieses ist eben das rechte Mittel, eine Religion zu bestätigen, welche Beyfall zu finden anfängt, und beynahe alle diejenigen, die sich zu Gesetzgebern aufgeworfen, und den Vorsatz gefaßt haben, den übrigen Menschen einen Gottesdienst vorzuschreiben, sind auf den Gebrauch dieses Hülfs-Mittels verfallen. Sie wußten die übertriebene Liebe der gemeinen Leute zu abentheuerlichen Dingen gar zu gut, als daß sie sich derselben nicht zu ihrem Vortheil bedienen sollten. Die Oberhäupter der Budoisten versicherten ihren Anhängern, ein gewisses künstlich ausgemeisseltes Götzenbild des Amida, welches man einige Jahre zuvor von Tensiku nach Kusai gebracht hatte, habe sich in der Provinz Sino-Cami auf eine wunderbare Weise ganz mit funkelnden Strahlen umgeben sehen lassen *. Hierüber bauete man zu Sinano zum Andenken einer so wundervollen Begebenheit einen Tempel. Dieser Tempel bekam den Namen Sanqvosi, und ist noch heut zu Tage der vornehmste und gröste Tempel in der Provinz.

Man würde unrecht ankommen, wenn man hier wider die Betrügerey der Budoisten, die ihre Anhänger hintergingen, eifern wollte. Die Oberhäupter der Seckten haben zu allen Zeiten dieses Recht

* Kemper Hist. du Japon. Tom. II. Chap. VI. p. 70.

Recht genossen, und werden es auch ohne Zweifel fernerhin geniessen. Wenn der gemeine Mann im Stande wäre, nachzudenken, so wäre noch wohl etwan Hofnung vorhanden, daß er sich von Leuten, die ihn zu betrügen Lust haben, nicht so leicht würde teuschen lassen. Wenn man sich aber schmeichelt, es werde das gemeine Volk irgend einmal sich die Mühe geben, und eine Meynung prüfen, ehe es dieselbe annimmt, so heißt dieses, eine unmögliche Sache verlangen, es ist eben, als wollte man das Wesen, und die natürliche Beschaffenheit der Dinge ändern. Das gemeine Volk hat nun einmal die Art, blindlings anzunehmen, nicht, was augenscheinlich ist, sondern vielmehr, was ihm wunderbar und fast unglaublich scheinet. Je mehr ihm eine Sache ungereimt vorkommt, desto mehr zwinget es sich, derselben seinen Beyfall zu geben.

Ich darf hier, werthester Sioeu-Tcheou, nicht unangemerkt lassen, daß alle Nationen, sie mögen in einem Theile der Welt wohnen, in welchem sie wollen, in demjenigen, was die Leichtglaubigkeit in Ansehung abentheuerlichen Dinge anlangt, sie mögen auch noch so lächerlich seyn, einander überaus ähnlich sind. Wir dürfen nicht erst unter den Europäern uns nach einer unzählbaren Menge von Beyspielen ihres Aberglaubens umsehen. Asien, Afrika und Amerika liefern uns davon eine nicht geringere Anzahl. Unsere Nachbarn, die Tartarn, haben ihre Gesetze von einem gewissen, mit Namen Cingis *, erhalten, der ihnen verordnete, immerfort

* Traité des Tartares, de leur origine, païs &c. par *Pierre Bergeron, Parisien,* Chap. II. p. 14.

fort Krieg zu führen, und der sie beredete, es wäre ihm ein mit weisen Waffen bedeckter, und auf einem prächtigen Pferde sitzender Ritter erschienen, der ihn versichert hätte, sie würden jedesmal, so oft sie einen Kampf unternähmen, den Sieg davon tragen. Die Mutter dieses Cingis überredete die Tartarn, sie hätte ihren Sohn von den Strahlen der Sonne empfangen, ohne jemals mit einer Manns-Person eine Gemeinschaft gehabt zu haben. Diese Lügen wurde für eine Wahrheit angenommen, und warum hätte man es auch nicht thun sollen? War sie etwan ungereimter, als diejenigen, deren sich Mahomet zu Stiftung seiner Religion bedienete, oder welche der erste unter den Incas oder Königen von Peru gebrauchte, der sich für einen Sohn der Sonne ausgab? Man macht von dem grossen Verstande, und von den Wissenschaften der alten Griechen immer sehr viel Rühmens; Und wurden nicht eben unter ihnen Minos, der König in Creta, und noch viele andere gekrönte Häupter mehr unter die Götter gesetzt? Ueberredete Numa nicht ebenfalls die Römer, er habe mit der Nymphe Egeria einen vertrauten Umgang? Und als eben diese Römer Herren der Welt waren, baueten sie da nicht Tempel? Folgen die Europäer nicht einem solchen Beyspiel, und vergöttern alle Tage eine grosse Anzahl ihrer Landsleute? Man kann gar nicht in Abrede seyn, daß sich vor Zeiten eben, wie heut zu Tage, immer einige kluge Weltweisen gefunden, die mit dergleichen Vergötterungen ein Gespötte getrieben haben. Aber sie waren eben nicht zahlreicher, als diejenigen Völker in Griechenland, die über die Thorheit Alexanders ihren Spott hatten, da er

ver-

verlangte, sie sollten ihn für einen Gott erkennen*. Die Lacedämonier waren die einzigen, die es an den Tag legten, wie sehr sie seine Ausschweifung verachteten. Denn zu der Zeit, da ganz Griechenland in dieser Sache die prächtigsten Verordnungen bekannt machte, faßten diese eine ab, die weiter nichts, als die folgenden Worte in sich hielt: Weil Alexander gern ein Gott seyn will, so mag er es immer seyn. Diese Worte faßten eine eben so witzige, als beissende Satyre in sich. Lebe wohl, werther Sioeu-Tcheou.

Nagasaki.

* Ἀλέξανδρος ὅτε ἐνίκησε Δαρεῖον, καὶ τὴν Περσῶν ἀρχὴν κατεκτήσατο, μέγα ὑφ' ἑαυτῷ φρονῶν, καὶ ὑπὸ τῆς εὐτυχίας, τῆς περιλαβούσης αὐτὸν τότε, ἐκθεούμενος, ἐπέστειλε τοῖς ἕλλησι, θεὸν αὐτὸν ψηφίσασθαι. Γελοίως γε· οὐ γὰρ ἅπερ οὖν ἐκ τῆς φύσεως οὐκ εἶχε, ταῦτα ἐκ τῶν ἀνθρώπων αἰτῶν ἐκεῖνος ἐκέρδαινεν. Ἄλλοι μὲν οὖν ἄλλα ἐψηφίσαντο, λακεδαιμόνιοι δὲ ἐκεῖνα· Ἐπειδὴ Ἀλέξανδρος βούλεται θεὸς εἶναι, ἔστω θεός. Λακωνικῶς τε ἅμα καὶ κατὰ τὸν ἐπιχώριον σφίσι τρόπον ἐλέγξαντες τὴν ἔμπληξιν οἱ Λακεδαιμόνιοι τοῦ Ἀλεξάνδρου.

Alexander ſuperato Dario, & Perſarum regno in ſuam poteſtatem redacto, ſapiens altum, & ob proſperam fortunam, qua tum uſus fuerat, divinos ſpiritus gerens, Graecis ſcripſit, ut ſe Deum facerent; ſatis equidem ſtulte. Neque enim quae natura ei largita non fuerat, haec ab hominibus petendo conſequebatur. Itaque aliis aliter ſtatuentibus, Lacedaemonii decretum ejusmodi fecerunt: *Quoniam Alexander Deus eſſe vult, eſto Deus*, Laconice ſimul, & patrio more redarguentibus Lacedaemoniis ſtuporem & vecordiam Alexandri. Aeliani Variae Hiſtoriae, Lib. II. Cap. XIX.

Der neun und sechzigste Brief.

Kioeu-Che, an Sioeu-Tcheou.

In dem gegenwärtigen Brief, werthester Sioeu-Tcheou, will ich diejenige Gleichheit untersuchen, die ich, wie schon gesagt, zwischen der Religion des Buds, und den hauptsächlichsten Lehrsätzen der alten Griechischen und Egyptischen Weltweisen gefunden habe. Den Anfang wollen wir gleich mit den Griechen machen. Die alleraltesten unter ihren Schriftstellern haben eben so, wie Buds, die Seelenwanderung angenommen. Ihren Meynungen nach waren alle Seelen von einerley Natur, und der Unterschied zwischen ihnen, in Ansehung der Einsicht und Erkänntniß, kam lediglich und allein auf die Leichtigkeit und Feinheit, oder auf die Grobheit und Schwere der Werkzeuge des Körpers an. So klingen gerade die Meynungen der Budoisten. Desgleichen sagten die Griechischen Weltweisen eben so, wie die Japanischen, die Seelen wären unsterblich *; Diejenigen, welche sich in sittlichen und bürger-

* Αἱ δὲ κατ' ἀρετὴν ζήσασαι ψυχαὶ τότε ἄλλα εὐδαιμονοῦσαι, καὶ τῆς ἀλόγου χωρισθεῖσαι, καὶ καθαραὶ παντὸς γενόμεναι σώματος θεοῖς τε συνάπτονται, καὶ τὸν ὅλον κόσμον συνδιοικοῦσιν ἐκείνοις. Καὶ τοι καὶ εἰ μηδὲν αὐταῖς τούτων ἐγίνετο, αὐτή γε ἡ Ἀρετὴ, καὶ ἡ ἐκ τῆς Ἀρετῆς ἡδονή τε καὶ δόξα, ὅ, τε ἄλυπος καὶ ἀδέσποτος βίος εὐδαίμονας ἤρκει ποιεῖν τοὺς κατ' ἀρετὴν ζῆν προελομένους, καὶ δυνηθέντας.

bürgerlichen Tugenden geübet hätten, kämen nach ihrer Reinigung von allen Befleckungen, die sie etwan in den durch sie beseelten Körpern sich zugezogen hätten, an einen Ort der Freuden, wo sie sich, so zu sagen, mit der Gottheit vereinigten, und ewige Ergötzungen genössen. Dieses sind gerade die Seelen, die sich vor Lastern gehütet haben, und in den Aufenthalt kommen, wo Amida regieret, und wo sie ein vollkommenes und unendliches Vergnügen geniessen. Wer die Schriften der Pythagoräischen und Platonischen Weltweisen lieset, der sollte beynahe denken, er höre einen Braminen. Aber diese Lehre war bey den Griechen um einen grossen Theil älter, als die Lehrsätze des Pythagoras und des Plato. Die Weltweisen, die sie behaupteten, hatten sie insgesammt aus dem Homer hergenommen. Dieser Dichter hatte sie schon lange vor ihnen auf die Bahn gebracht. Denn, wenn Plato sagt, die Seele sey unsterblich, und wenn er ihr Flügel giebt, so wiederholt er mit andern Worten das, was Homer geschrieben hatte, der die Seelen der Verstorbenen so vorstellt, daß sie um den Pallast des Pluto her-

Animi vero, qui secundum virtutem vixerunt, in aliis fortunati ac beati, ab eo etiam, qui rationis expers est, separati, & ab omni corpore expurgati, Diis ipsis copulantur, & mundum universum una cum illis administrant. Et quidem, licet illis nihil ex illis succederet, virtus ipsa, & ex virtute voluptas & gloria, & absque mœrore, ac dominorum oppressione vita immunis ad eos, qui vitam secundum virtutem vivere elegerunt, idque praestare potuerunt, beatos efficiendos satis fuerit. *Saluft.* Philosoph. de Diis & de Mundo. Cap. XXI. pag. 279.

herumflattern *. In der Iliade dichtet eben dieser Dichter, daß die Seele des Patroklus dem Achill im Schlafe erschienen sey, und ihn versichert habe, die andern Schatten liessen sie nicht über den Fluß fahren. In der Odyssee sagt Homer abermahls, daß die Seelen nach dem Todte vorhanden sind, und an der Ehre des Leichen-Begängnisses, die ihnen angethan wird, Antheil nehmen. Er setzt

* Καθάπερ δὲ περὶ τῶν θείων πολλοὶ καὶ ποικίλοι παρὰ τοῖς φιλοσόφοις, τὰς πλείστας ἀφορμὰς ἐξ Ὁμήρου λαβοῦσιν, οὕτω καὶ περὶ τῶν ἀνθρωπείων πραγμάτων, ὧν πρῶτον περὶ τῆς ψυχῆς πειρασώμεθα. Τὸ μὲν δὴ τῶν δογμάτων Πυθαγόρου καὶ Πλάτωνος γενναιότατόν ἐστι, τὸ εἶναι τὴν ψυχὴν ἀθάνατον, ᾗ καὶ πτερὰ τῷ λόγῳ προστίθησιν ὁ Πλάτων. Τὶς οὖν τοῦτο πρῶτον ἀνεφώνησεν; Ὅμηρος, εἰπὼν ἄλλα τε καὶ ταῦτα, ψυχὴ δ' ἐκ ῥεθέων πταμένη ἄϊδός δε βεβήκει. εἰς τὸν ἀειδῆ καὶ ἀόρατον, εἶτε ἀέρα θείη τις εἶτε ὑπόγειον τόπον. καὶ ἐν μὲν τῇ Ἰλιάδι, ποιῶν τὴν τοῦ Παλρόκλου ψυχὴν ἐφισταμένην κοιμωμένῳ τῷ Ἀχιλλεῖ, ἦλδε δ' ἐπὶ ψυχὴ πατροκλοῖο δειλοῖο· καὶ λόγους αὐτῷ περιτίθησιν, ἐν οἷς καὶ τοῦτο λέγει, Τῆλέ με εἴργουσι ψυχαὶ εἴδωλα καμόντων· ἐν δὲ τῇ Οδυσσείᾳ δι' ὅλης τῆς νεκυίας τὶ ἄλλο, ἢ τὰς ψυχὰς δείκνυσι μετὰ θάνατον διαμενούσας καὶ φθεγγομένας ἅμα τῷ πιεῖν τοῦ αἵματος· καὶ γὰρ τοῦτο ᾔδει, ὅτι τὸ αἷμα τροφὴ καὶ νομὴ ἐστι τοῦ πνεύματος· τὸ δὲ πνεῦμά ἐστιν αὐτὴ ἡ ψυχὴ, ἢ ὄχημα τῆς ψυχῆς.

setzt hinzu, daß sie, nachdem sie das Blut der Opfer-Thiere gekostet haben, von neuem anfangen zu reden. Es ist dieses eine Allegorie, welche die Lehre von der Metempsychose, oder Seelenwanderung in sich faßt. Homer wußte, daß das Blut der wesentliche Bestandtheil war, der dem Geiste, so lange er sich in dem Leibe befand, so zu sagen, zur Nahrung dienete. Sobald also die Seele von frischem durch Blut genähret wurde, so fieng sie wiederum an, die Kräffte, die mit dem Leben in Verbindung stehen, zu geniessen, und bekam die Sprache wieder.

In verschiedenen andern Stellen erkläret sich dieser Dichter über die Seelenwanderung noch viel deut-

Quemadmodum vero de divinis rebus multi & varii sermones sunt apud Philosophos, qui plerasque suorum decretorum occasiones ex Homero acceperunt, sic & de humanis rebus. Primum autem de anima tradere conabimur. Inter placita sane Pythagorae & Platonis celeberrimum est, quod sentiunt animam immortalem esse, cui & alas Plato rationem attribuit. Quis ergo istud primus decrevit? Homerus, qui inter alia & haec dicit: Ast anima ex membris volitat Plutonis in aedes. In obscurum inquam, & inconspicuum locum, sive quis hunc aëreum, sive subterraneum existimet. Atque in Iliade quidem Patrocli animam dormienti Achilli adsistere fingit: Umbra Menœtiadae visa est mihi adesse miselli. Sermocinationem quoque ei adfingit, in qua inter alia hoc dicit: Me prohibent alii manes transmittere flumen. In Odyssea vero quid aliud in omnibus funeribus demonstrat, quam quod animae post mortem superstites sint, & cum de sanguine biberint, loquantur. Norat enim, quod sanguis passus & cibus sit spiritus, spiritus vero ipsa anima, seu animae vehiculum. *In Vit. Homeri*, opusc. Mythol. Phys. & Eth. p. 341. Edit. Amstelod. 1688. Henr. Westinii.

deutlicher, wenn er den Pferden des Achills die Gabe zu reden beylegt *, und ihnen auch die Geschicklichkeit, künftige Dinge vorherzusagen, ein-

räu-

* Τούτῳ δὲ ἕπεται καὶ ἕτερον δόγμα τοῦ Πυθαγόρου, τὸ μεταβαίνειν τὰς ψυχὰς τῶν τελευτησάντων εἰς ἕτερα σωμάτων εἴδη. ἀλλ' οὐδὲ τοῦτο τῆς Ὁμήρου διανοίας ἐκτός ἐστιν. ὁ γὰρ ποιήσας τὸν ἕκτορα τοῖς ἵπποις διαλεγόμενον, καὶ τὸν ἀντίλοχον, καὶ αὐτὸν τὸν Ἀχιλλέα, καὶ μὴ ὅτι διαλεγόμενον, ἀλλὰ καὶ ἀκούοντα, καὶ τὸν κύνα πρὸ τῶν ἀνθρώπων καὶ τῶν οἰκείων ἐπιγινώσκοντα τὸν Ὀδυσσέα, τί ἄλλο, ἢ τὴν κοινωνίαν τοῦ λόγου, καὶ συγγένειαν τῆς ψυχῆς τῶν ἀνθρώπων καὶ τῶν ἄλλων ζώων παρίστησι; καὶ οἱ τὰς βοῦς τοῦ ἡλίου καταφαγόντες καὶ ἐκ τούτων ὀλέθρῳ περιπεσόντες, ἐλέγχουσιν, ὅτι οὐ μόνον βόες, ἀλλὰ καὶ πάντα τὰ ἄλλα ζῶα, ὡς τῆς αὐτῆς φύσεως ζωτικῆς μετέχοντα, τιμᾶται ὑπὸ τῶν θεῶν.

Huic vero & aliud Pythagorae dogma consentaneum est, quod scilicet defunctorum animae in alias corporum species transeant. Id quod nec Homerum latuit. Dum enim Hectorem, Antilochum, & Achillem equis colloquentem (imo non tantum colloqui, sed etiam auscultare) denique Ulyssem prius a cane, quam ab hominibus, adeoque familiaribus agnitum finxit, quid aliud, quam rationis commercium, & animae cognationem inter homines, ac reliqua animantia insinuat? Ad haec, qui Solis vaccas devoraverant, & sibi exitium accersiverant, argumento sunt, quod non tantum boves, verum etiam reliqua animantia, (quippe eandem vivendi naturam habentia) a Diis in pretio habeantur. Id. Ibid. p. 343.

räumet. Klingt dieses nicht ganz deutlich eben so, als wenn er spräche, die Seelen der Thiere wären vernünftig, und in Ansehung ihrer Natur den menschlichen Seelen gleich? Dieses ist nicht etwan das einzige mal, daß Homer den Thieren Erkänntniß und Vernunft zugestehet. Ulysses wird in der Odyssee von seinem Hunde eher, als von seinem Haußgesinde und seinen Freunden erkannt. Die Strafe der Leute, welche die Sonnen-Kühe gefressen hatten, zeiget deutlich an, daß alle mit dem Leben begabte Geschöpfe, eines so gut, als das andere, GOtt werth sind.

Die Art und Weise, wie ich gewisse Stellen aus dem Homer auslege, darf um so viel weniger verworfen werden, da die Alten selbst sie eben also ausgelegt haben, und ich weiter nichts thue, als daß ich dasjenige, was sie uns gesagt, und was sie uns in ihren Schrifften zu erkennen gegeben haben, wiederhole. Eben dieser Schriftsteller, den ich zu meinem Gewährsmann anführe, berufet sich auf eine andere Stelle, die in dieser Sache noch entscheidender ist, als alle die übrigen. Es ist diejenige, worinnen er von der Verwandelung der Reise-Gefährten des Ulysses Erwähnung thut *. Ihre Verwandelung in Schweine bedeutet, daß die Seelen

* Καὶ τὸ μεταβάλλειν δὲ τοὺς ἑταίρους τοῦ Ὀδυσσέως εἰς σύας, καὶ τοιαῦτα ζῶα, τοῦτο αἰνίττεται, ὅτι τῶν ἀφρόνων ἀνθρώπων αἱ ψυχαὶ μεταπλάττουσιν εἰς εἴδη σωμάτων θηριωδῶν, ἐμπεσοῦσαι εἰς τὴν τοῦ παντὸς ἐγκύκλιον περιφορὰν, ἣν Κίρκην προσαγορεύει.

len unverständiger und lasterhafter Menschen werden genöthiget werden, die Körper der allerunflätigsten Thiere zu beseelen.

Wenn ich sonst wollte, lieber Siocu-Tcheou, so könnte ich noch eine unzählbare Menge Stellen aus dem Homer anführen, woraus man erweisen kann, daß die Lehre von der Seelenwanderung diesem Dichter nicht allein bekannt gewesen, sondern sogar von ihm auf die Bahn gebracht worden ist. Man kan demnach sagen, daß wir von keiner ältern Lehre unter den Europäern etwas wissen, immassen die Griechischen Schrifftsteller die alleraltesten sind, die wir unter solchen, welche in Europa gelebt, heut zu Tage noch übrig haben, und daß Homer unter allen Griechen der erste ist, dessen Schrifften man noch itzt in den Händen hat. Ich räume ganz gern ein, daß der Gesetzgeber der Jüden noch vor dem genennten Dichter lebete. Er war aber ein gebohrner Egypter, und also aus einem ganz andern Welttheile. Dieses wirft das, was ich als eine zuverläßig geschehene Sache festgesetzt habe, gar nicht über den Haufen, daß nemlich die alleralteste Lehre, die man in Europa von den Seelen hat, ihre Wanderung annimmt. Es ist ferner mehr als zu augenscheinlich, daß sie, so viel wir wissen, die erste sey, die in Afrika und in Asien im Schwange gegangen ist.

Die

Mutatio autem sociorum Ulyssis in sues, & ejusmodi animalia sub verborum involucro significat, quod imprudentiam hominum animae in belluinorum corporum species mutentur, cum in universi orbicularem circumferentiam, quam Circen appellat, inciderint. Id. Ibid. pag. 343.

Die Egypter, die vor Mose lebten, nahmen sie unter die Hauptsätze ihrer Gottesgelahrtheit; und im ganzen Morgenlande kann man sich nicht erinnern, daß seit den vielen Jahrhunderten, die vor der Ankunft der Christen in China verlauffen sind, auch nur ein einziger sich habe einfallen lassen, die Seelenwanderung zu leugnen; bis endlich in den letztern Zeiten einige Chinesische Lettreen, wenn ich mir anders die Freyheit nehmen darf, meine Meynung gerade herauszusagen, den dunkeln Sinn gewisser Stellen aus den Schriften des Confucius und aus den Canonischen Büchern gemißbrauchet, und nicht allein die Unsterblichkeit der Seele, sondern sogar das Daseyn eines höchsten vernünftigen Wesens geleugnet haben.

Ich will offenherzig gegen dich reden, werther Sioeu-Tcheou; Ich bin sehr geneigt, die Seelenwanderung zu glauben; Und so bald als man das Daseyn eines vernünftigen Wesens für wahr annimmt, welches das ganze Weltgebäude besorgt und regieret, so sollte ich meynen, es sey keine Meynung von der Natur der Seele vernünftiger, als diejenige, wovon die Rede ist. Schon dieses ist auf ihrer Seite, daß sie die alleraltеste, und unter den Menschen zu allererst gestiftet ist; Ihr Alterthum veranlasset zu ihrem Behuf ein sehr ansehnliches Vorurtheil. Ist es nicht ganz natürlich, daß eine Meynung, die seit so vielen Jahrhunderten Beyfall gefunden, und sich fast bey allen Nationen immerfort erhalten hat, von Rechtswegen neuen Glaubens-Lehren, die wir erst in unsern Tagen, so zu sagen, auf die Welt kommen sehen, vorgezogen

werden soll? Jene allgemeine Uebereinstimmung, die seit einer so langen Zeit keiner Veränderung unterworfen gewesen, dienet dem Ansehen nach zu einem Beweise, daß die Menschen, wenn man so sagen darf, von der Seelenwanderung eine angebohrne Erkänntniß gehabt, und dieselbe durch die nach der Zeit angenommenen Irrthümer ersticket haben.

Die Pythagoräer und die Platoniker machten einen Einwurf, der mir wenigstens eben so nachdrücklich zu seyn scheinet, als alles das, was man zu Bestreitung ihrer Meynungen vorbringet. Wenn die Seelen, antworteten sie, nicht wiederum in andere Körper gehen, so muß entweder ihre Anzahl unendlich groß seyn, oder GOtt muß immerfort, alle Tage, neue Seelen in grosser Menge erschaffen. Nun kann in der Welt gar nichts unendliches seyn; Denn in einem endlichen und eingeschränkten Wesen ist es gar nicht möglich, daß jemals eine Unendlichkeit Statt finden kann. Es kann ferner keine tägliche neue Schöpfung von Seelen seyn, weil alles dasjenige, woran man noch etwas neues machen muß, nicht anders, als unvollkommen seyn kann; So lange noch eine Sache angezeigt wird, welche fehlt, oder noch etwas hinzuzusetzen vorhanden ist. Nun kann die Welt gar nicht unvollkommen seyn, weil sie durch ein vollkommenes, allmächtiges, vernünftiges Wesen erschaffen ist. Es wäre ungereimt, wenn man glauben wollte, es könne aus einem höchst vollkommenen Wesen Unvollkommenheit ausfliessen. Demnach ist die Schöpfung neuer Seelen unmöglich, und

also müssen sie nach und nach aus einem Körper in den andern gehen *.

Hierauf mögen die Widersacher der Seelenwanderung antworten, was sie wollen, so werden sie niemals alle Schwierigkeiten vollkommen auflösen, und aus dem Wege räumen. Gesetzt, sie wenden dagegen ein, es sey lächerlich, wenn man glauben wollte **, die Seelen lauerten beständig auf eine gute Gele-

* Εἰ γὰρ μὴ πάλιν αἱ ψυχαὶ εἰς σώματα φέροιντο, ἀπείρους εἶναι, ἢ τὸν Θεὸν ἀεὶ ἑτέρας ποιεῖν. Ἀλλ' ὐδὲ ἄπειρόν τι ἐν τῷ κόσμῳ· ἐν γὰρ πεπερασμένῳ ἄπειρόν τι ὐκ ἂν γένοιτο. ὐδὲ ἄλλας γίνεσθαι δυνατὸν. πᾶν γὰρ, ἐν ᾧ τι γίνεται καινὸν, καὶ ἀτελὲς εἶναι ἀνάγκη. Τὸν δὲ κόσμον, ἐκ τελείυ γενόμενον τέλειον εἶναι προσήκει.

Etenim si non denuo animi in corpus recurrunt, infinitos esse necesse est; aut deum continuo alios atque alios procreare. Sed nullum infinitum in mundo; in finito enim nullum infinitum existet unquam. Sed nec alios edi fieri potest; Quodcunque enim, in quo novum aliquid fit, imperfectum necessario erit. Verum mundum a perfecto productum perfectum esse oportet. *Sallust.* Philos. de Diis & Mundo. C. XX. p. 270.

** Denique connubia ad Veneris partusque ferarum
Esse animas praesto deridiculum esse videtur:
Et spectare immortales mortalia membra
Innumero numero, certareque praepropteranter
Inter se, quae prima potissimaque insinuetur:
Si non forte ita sunt animarum foedera pacta,
Ut quae prima volans advenerit, insinuetur
Prima, neque inter se contendant viribus hilum.
Lucret, de Rer. Nat. Lib. III. ver. 777. &c.

Gelegenheit, diesen oder jenen Körper habhaft zu werden, und es könne gar nicht anders kommen, als daß sie zuweilen mit einander in einen Rangstreit gerathen müsten, indem immer eine vor der andern einen Vorzug verlange: Denken sie denn etwan, sie wollen die starken und nachdrücklichen Einwürfe, die man ihnen macht, durch Spöttereyen widerlegen? Ist es denn etwan GOtt unmöglich gewesen, durch die allgemeinen Gesetze, die er in der Welt gestiftet hat, die Ordnung festzusetzen, welche die Seelen bey ihrer Wanderung beobachten sollten, weil es gewiß und sicher ist, daß er allemal die allereinfachsten Mittel zu seinen Handlungen gebrauchet? Ist es nicht weit natürlicher, vorauszusetzen, er habe einmal für allemal eine allgemeine Regel festgesetzt, als vorzugeben, er erschaffe einen jeden Augenblick neue Seelen? Er hätte weiter mit nichts zu thun, als nur beständig in dergleichen Schöpfung den Regungen der fleischlichen Lust in den Menschen gemäß zu handeln? Bey welcher Meynung giebt es wohl mehr Schwierigkeit, bey derjenigen, welche die Gottheit so weit herabsetzt, daß sie den Befehlen der Natur folgen muß, oder bey der andern, die den Seelen gebietet, sich den allgemeinen Regeln, welche die Gottheit ihnen vorgeschrieben hat, gemäß zu verhalten? Weit gefehlt, daß die Seelen um das Recht, einen Körper zu beleben, mit einander streiten sollten; Sie erwarten vielmehr an dem Orte, wo sie aufbehalten werden, die gehörige Zeit ihrer Wanderung. Es stehen immer ganze Millionen in Bereitschaft, in neue Körper zu wandern. Indessen geschiehet dieses nicht eher, als wenn die Ordnung an sie kommt, und wenn es nach

der

der allgemeinen Regel geschehen kann, die schon von aller Ewigkeit her festgesetzt ist, und die auch in alle Ewigkeit hinaus eben also bestehen wird.

Ich frage diejenigen, nach deren Vorgeben keine Seelenwanderung Statt finden kann, was für Strafen sie für strafwürdige Seelen bestimmen? Manche werden darauf antworten, daß sie dieselben zum Feuer verdammen, andere, daß sie ihnen finstere Kerker anweisen; Kurz, sie werden alle diejenigen Strafen aussinnen, die nach ihren Gedanken die empfindlichsten sind. Zum Unglück wird sich darunter keine einzige zu der Natur der Seelen schicken, und ihrem Wesen ganz und gar nicht gemäß seyn. Solche hingegen, welche die Seelenwanderung ihnen aufleget, sind vollkommen dem Gegenstande gemäß, wozu sie nach unserer Absicht dienen sollen. Die Erfahrung lehret uns, daß die Seele an allen Unglücksfällen, und an allen Schmerzen, die dem Leibe zu begegnen pflegen, Antheil nehme. Wenn nun die Seele aus einem Menschen-Körper in den Körper eines Post-Pferdes wandert, so hat sie in dem letztern alle diejenigen Strafen zu empfinden, die sie in dem ersten verdienet hat. Ist aber die Seele allein, und gänzlich von dem Körper entblöset, so befindet sie sich gar nicht in einem Zustande, worinnen sie leiden kann. Was unkörperlich ist, dasselbe ist einer Auflösung gar nicht fähig, wenn es auch gleich mitten in den Flammen stünde; Und was der Auflösung nicht fähig ist, das kan von den Schlägen und Stössen, die dem Körper wiederfahren, gar nichts fühlen, und von den Schmerzen nicht die mindeste Empfindung haben.

Da nun die Seele ein zartes, feines, unkörperliches und unauflößliches Wesen ist, so kann sie durch die vorgegebenen Strafen, welche ihr diejenigen auflegen, die die Seelenwanderung leugnen, gar nicht gestrafet werden. Einige alte Christliche Lehrer sind so aufrichtig gewesen, und haben die Wahrheit dieses Satzes eingeräumet. Da sie nun keine Seelenwanderung Statt finden lassen wollten, so haben sie sich genöthiget gesehen, aus der Seele ein körperliches und sterbliches Wesen * zu machen, damit sie solchergestalt durch die Strafen, die sie auszustehen hätte, nach und nach zernichtet würde.

Hier siehest du, lieber Sioeu-Tcheou! in was für Irrthümer die Widersacher der Lehre von der Seelenwanderung gerathen sind. Sie getraueten sich nicht zu leugnen, daß es unmöglich sey, daß ein der Auflösung gar nicht fähiges Wesen, durch den Stoß einer zum Untergange geneigten Materie, deren Natur weit unvollkommener, als die seinige wäre, etwas erdulten könne. Also haben sie lieber dem allergröbsten, und für die menschliche Gesellschaft höchst schädlichen Irrthum von der Sterblichkeit der Seele Beyfall geben wollen. Andere, die auf diese Lehrer gefolget sind, bemerkten, was für

* Et quis erit tam brutus, & rerum consequentiae nesciens, qui animis incorruptibilibus credat, aut tenebras tartareas posse aliquid nocere, aut igneos fluvios, aut cœnosis gurgitibus paludes, aut rotarum volubilium circumactus? Quod enim contiguum non est, & ab legibus dissolutionis amotum est, licet omnibus ambiatur flammis torrentium fluminum, illibatum necesse est permaneat & intactum, neque ullum sensum mortiferae passionis assumere. *Arnob.* Lib. II, adv. Gentes.

für eine gefährliche Sache es sey, wenn man der Seele eine sterbliche Natur beylegte, und sie solchergestalt durch die Strafen, die sie auszustehen hätte, zernichtet werden könnte. Sie haben also lieber behaupten wollen, daß das Feuer und die andern Elemente ihr, wenn sie sich ausser dem Körper befände, schmerzhafte Empfindungen erwecken könnten. Aber, was für Gründe haben sie vorgebracht, um eine so sonderbare Meynung zu beweisen? Weiter keine, als Versicherungen, die man ihnen auf ihr bloses Wort, und ihre zuversichtliche Meister-Miene glauben soll. Diese können wohl zur Noth solche Leute befriedigen, bey welchen das Ansehen der Person so viel, als ein vernünftiger Beweiß gilt, aber keinesweges andern, welche Deutlichkeit, oder wenigstens Wahrscheinlichkeit in Gründen begehren.

Demnach wollen wir, lieber Sioeu-Tcheou, dieses als einen zuverläßigen Satz festsetzen, daß, da es die Gerechtigkeit GOttes erfordert, daß die strafbaren Seelen gestraft werden, die Seelenwanderung hierzu das allereinfachste und natürlichste Mittel sey. Lebe wohl.

Nagasaki.

Der siebenzigste Brief.

Kioeu-Che, an Sioeu-Tcheou.

Um dir, werther Sioeu-Tcheou, vollends dasjenige zu berichten, was ich dir von der Religion des Buds zu sagen habe, ist mir nur noch die-

ses übrig, daß ich dir diejenige Gleichförmigkeit zeige, die ich, wie bereits in meinen vorhergehenden Briefen gedacht worden, zwischen dieser und der Christlichen in gewissen Lehrsätzen gefunden habe. Ich zweifele gar nicht, daß die Budoisten diese Meynungen aus dem Umgang gelernet, den sie vor etlichen Jahrhunderten mit unterschiedenen Europäern gehabt haben, die sich ohne allen Zweifel nach Indien begaben, um daselbst ihre Religion auszubreiten. Ohngeachtet dieselben ihren Endzweck in diesem Stücke nicht erreichen konnten, so liessen sie doch einen Saamen hinter sich, welchen die Braminen zusammen gelesen, sich zu Nutzen gemacht, und unter verschiedene andere Lehren gemenget haben, die sie hernachmahls mit den Meynungen ihres Gesetzgebers, des Buds, verbanden, und zusammenflickten. Dieses sind die Gedanken eines Europäischen Schriftstellers, der eine ganz vortrefliche Geschichte von Japan geschrieben hat *.

Du wirst dich noch erinnern, daß ich in einem von meinen letztern Briefen angemerket habe, daß die Lehre, welche den Japanischen Abgott, Amida, als einen Mittler zwischen dem Buds und den Seelen beschreibet, die ihm das Recht, Seelen, die noch mit Fehlern behaftet sind, davon zu reinigen, beyleget, von den Braminen nicht eher, als verschiedene Jahre nach dem Tode des Gesetzgebers der Christen eingeführet worden ist. Daher zweifele ich fast nicht, daß sie von derjenigen Religion, die der letztere gestiftet hat, hergeleitet worden. Die Christen, seine Anhänger, betrachten ihn auf gleiche Weise

* Kemper Liv. III. Chap. VI. p. 18.

Weise, als ihren Mittler, sie sehen ihn als einen Ausfluß aus dem göttlichen Wesen an, oder vielmehr, sie machen ihn dem höchsten GOtt gleich, von welchem er selbst ein Theil seyn soll.

Die Indianer haben von ihrem Amida nicht eher etwas gesagt, als bis sich die Schüler des Gesetzgebers der Christen in allen Theilen der Welt ausgebreitet hatten, um darinnen die Lehre ihres Meisters bekannt zu machen. Ist es nicht sichtbar, daß die Braminen, die an der Meynung, welche einen Mittler annimmt, einen Gefallen fanden, dieselbe angenommen, und weiter nichts daran gethan haben, als daß sie sie ihrer Religion gemäß einrichteten? Wäre ich an ihrer Stelle gewesen, so würde ich es eben so, wie sie, gemacht haben; Und ich halte es für sehr vernünftig, daß man Meynungen, oder Gebräuche, die zu der Wohlfahrt des menschlichen Geschlechtes nützlich sind, von andern Völkern entlehnet. Nun ist die Lehre, welche einen Mittler zwischen der Gottheit und den Seelen festsetzt, nach meinen Gedanken überaus vernünftig. Du weißt, wie ich unsere Freunde, die Mißionarien, gar oft gelobet habe, daß sie dergleichen Meynung behaupten. Man kann die Menschen nicht genug daran gewöhnen, daß sie erkennen, wie wenig sie durch sich selbst verdienen. Indem man ihnen den ganzen Umfang ihres Elendes vor Augen stellet, und deutlich darthut, wie wenig sie vermögen, so bringt man sie dahin, daß sie den Eingebungen ihrer Eigenliebe alle Tage weniger Gehör geben. Man hindert sie, daß sie sich auf den Beystand jener sogenannter guter Werke keine Rech-

nung machen, welche ordentlicher Weise sich lediglich von der Furcht, oder dem Eigennutze herleiten, und gar sehr viele Spuren von ihrem Ursprunge an sich blicken lassen.

Die Lehre von einem Mittler, welcher GOtt selbst ist, hat den Nutzen, daß die Menschen das höchste Wesen lieben lernen, und sie kehret das Hertz der Geschöpfe zu dem Schöpfer. Diese Liebe allein ist es, welche die schwachen Sterblichen wahrhaftig tugendhaft machen kann; Ohne sie sind alle Handlungen, die sie thun, weiter nichts, als knechtische Werke, die von einem Sklaven herkommen, welchen blos die Furcht zu Handlungen antreibet.

Es wäre wohl zum Glücke für das ganze Morgenland zu wünschen, daß die Braminen noch viele andere gute Lehren, welche die Christen ihnen an die Hand gaben, zu Nutzen angewendet hätten, und nicht blos mit zwo, oder dreyen, die sie empfangen haben, zufrieden gewesen wären. Was mich anlangt, werther Sioeu-Tcheou, so habe ich, wie dir wohl bewußt ist, so bald, als ich glaubte, in den Reden unserer Freunde der Mißionarien die Wahrheit zu bemerken, mit grosser Begierde mir dieselbe zu Nutzen gemacht. Unser lieber Yn-Che-Chan hat es eben so gemacht. Bey dir aber, erlaube mir, daß ich offenherzig mit dir rede, sind entweder die Vorurtheile, oder dein unbeugsamer Sinn daran Ursache, oder es hat etwan dem höchsten Wesen, dem Tien, welcher unsern Verstand richtet, und unsere Herzen lenket, noch bis itzt nicht gefallen, dich zu erleuchten, daß du immer noch bey den verderblichen Meynungen der neuern Ausleger bleibest,

und es hat sogar das Ansehen, daß du dich fernerweit darinnen zu bestärken trachtest. Du suchest alle die spitzfündigen und betrüglichen Beweiß-Gründe sorgfältig zusammen, die deinen Meynungen günstig sind. Du wendest sie dazu an, daß du die gegenwärtigen Einwürfe beantwortest, die dir deine Freunde machen, weil sie es nicht gerne sehen, daß du in einem Irrthume steckest. Machen sie dir eine Vorstellung, die sich mit deinen Grundsätzen nicht verträgt, so sinnest du nicht sowohl darauf, wie du dasjenige, was sie dir sagen, einsehen mögest, als vielmehr, wie du Gegen-Gründe erdenkest, womit du sie widerlegen kannst. Dieses sind die Wirkungen, welche ein vorgefaßtes Urtheil in dem Verstande solcher Leute hervorbringet, die von ihren Meynungen gar zu sehr eingenommen sind, und so zu sagen die feste Entschliessung gefaßt haben, niemahls von ihren Irrthümern abzulassen, ja die sogar verdrüßlich seyn würden, wenn man sie von dem Gegentheile überführen wollte.

Ich habe wahrgenommen, lieber Sioeu-Tcheou, daß alle diejenigen, die sich ohne allen Vorbehalt einer gewissen Seckte, oder einer besondern Lehre ergeben haben, viel zu unvermögend sind, als daß ihnen die Lust ankommen sollte, die Wahrheit aufzusuchen. Sie setzen sich es so fest in den Kopf, daß sie auf ihrer Seite sey, daß es ihnen auch nicht einen einzigen Augenblick einfällt, nachzuforschen, ob sie nicht auch auf der Seite ihrer Widersacher seyn könnte.

Die Europäer beharren nicht weniger, als die Morgenländer, auf ihrem Sinne, und in den Religions-

ligions-Streitigkeiten zwischen den Engelländern, und unsern Mißionarien habe ich allemahl auf beyden Seiten eine Halsstarrigkeit bemerket, die man sich kaum so groß vorstellen kann. Ich habe es mit angesehen, daß der eine Theil so gut, als der andere die allerdeutlichsten und unleugbarsten Dinge mit einer unbeschreiblichen Kühnheit leugnete, weil sie ihren Meynungen Eintrag thun konnten. Zu manchen Zeiten wurde ich über ihre lächerlichen Distinctionen unwillig. Besonders bilden sich unsere Mißionarien ein, daß sie den Engelländern damit sehr viel zu schaffen machen. Nichts hat mir die Schwäche der meisten Meynungen unter den Europäern so sehr zu erkennen gegeben, als diese Streitigkeiten in Religions-Sachen. Sie liessen ihre Fehler so sehr blicken, daß das Ende der Streitigkeit zwischen den Europäern für mich ein deutlicher Beweiß von der Beschaffenheit ihrer Lehre war, ohngeachtet sie hartnäckig bey ihrer Widersetzlichkeit blieben.

Ich besinne mich noch, daß einmal einer von unsern Mißionarien einem Engelländer mit vieler Deutlichkeit bewieß, wenn es wahr wäre, daß die Kirche, welche durch die Kirchen-Versammlungen vorgestellt wird, sich habe betrügen können, so müßten die Verheissungen, welche dieser Kirche in den Canonischen Büchern gethan worden sind, falsch seyn. Der Engelländer auf seiner Seite bewieß, und zwar noch dazu recht gründlich, die Kirche könne sich nicht nur betrügen, sondern sie habe sich betrogen. Da sie nun tüchtig gegen einander geschrien und sich so müde geredet hatten, daß sie sich genöthiget

thiget sahen, beyderseits zu schweigen, konnte ich mich nicht enthalten, mit einer spöttischen Miene ihnen zu sagen: Meine werthen Freunde, ihre Absicht ist, mir einen deutlichen Unterricht zu geben, und es dahin zu bringen, daß ich ihren Glauben annehme. In dem einen Stücke ist es ihnen vollkommen gelungen, aber desto weniger in dem andern. Ich habe in Ansehung der Dinge, worüber sie mit einander streiten, einen völlig deutlichen Unterricht, und bin mehr als jemahls fest entschlossen, eine Lehre, deren Gründe sogar ungewiß sind, nicht anzunehmen. Sie, mein lieber Jesuit, haben mich vollkommen überführet, daß, wenn ihre Kirche im Ganzen sich betrügen kann, man von der Wahrheit nicht die mindeste Gewißheit haben könne, weil es gar nicht das Ansehen hat, daß ein oder zwey einzelne Mitglieder der Kirche mehr versichert seyn können, sie zu finden, als alle die größten Gottesgelehrten in einer allgemeinen Versammlung. Sie, mein werther Engelländer, haben mir durch Gründe, und wirklich geschehene Dinge bewiesen, daß sich die Kirche geirret, und gewisse Kirchen-Versammlungen eben diejenigen Sachen, welche nach dem Ausspruch anderer für Glaubens-Artikel angesehen werden müssen, als Irrthümer verworfen haben. Alle Theologischen und Metaphysischen Vernunft-Schlüsse können gegen die Erfahrung nicht Stich halten. Lassen Sie sich nunmehr sagen, was für einen Entschluß die gesunde Vernunft mir zu ergreiffen aufleget. Urtheilen Sie selbst, ob ich nicht verbunden bin, den Schluß zu machen, daß ihre Lehre, wenn ich

ich mich recht gelind ausdrücken will, überaus ungewiß sey. Ich will Ihnen sagen, wie mir das Licht der Natur zu schliessen befiehlt. Es ist durch einen geschickten Mißionar erwiesen worden, wenn sich die Christliche Kirche betrügen könne, so könne man sich auf die Wahrheiten der Canonischen Bücher, und die zur Vorschrift des Glaubens dienen sollen, nicht weiter verlassen. Durch einen gelehrten Engelländer wird bewiesen, daß die Christliche Kirche sich viele hundert Jahre lang, und bey unzähligen Gelegenheiten geirret und betrogen habe. Aus diesen zweyerley Beweisen mache ich den Schluß, daß man auf die Wahrheit der Canonischen Bücher gar nicht bauen darf. Ueber diesen meinen Vortrag, lieber Sioeu-Tcheou, geriethen meine beyden gelehrten Streiter in eine kleine Verwunderung. Es bemühete sich ein jeder besonders, mir zu beweisen, daß sein Widersacher Unrecht habe, und ich also zu meinem Schluße keinen richtigen Grund hätte. Ich aber blieb allemahl dabey, daß sie mich beyderseits vollkommen überzeuget hätten, und da ich für meine Person nicht den mindesten Vortheil vor mir sähe, warum ich mehr auf die Parthey des einen, als des andern träte, so liesse ich ihnen beyderseits, einem so viel Gerechtigkeit, als dem andern wiederfahren. Ich zweifele keinesweges, daß genug Europaer eben so, wie ich denken. Wenn sie die Ungewißheit, welche in den Streitigkeiten ihrer Gottesgelehrten, die Ausflüchte, die vergeblichen Distinctionen, und oftmahls auch die Verstellung, deren sie sich bedienen, recht genau bedenken, so werden viele hieraus folgern, daß alle Europäi-

schen

schen Lehren einem Manne, der sie mit kaltem Blute, und ohne Vorurtheile prüfen will, die beste Anleitung zu zweifeln geben können.

Ein Holländischer Kaufmann, ein Mann, der sehr viel Verstand hat, mit welchem ich einmahl von den oftmaligen Streitigkeiten der Gottesgelehrten redete, antwortete mir über diese Sache auf eine sehr vernünftige Weise, und es würden alle Europäer, welche oft über Fragen in einen heftigen Eifer gerathen, die sie selbst nicht verstehen, überaus glücklich seyn, wenn sie eben so, wie er, denken könnten. » Unsere Religion, sagte er, ist oh-
» ne allem Zweifel die verständigste und heiligste in
» der ganzen Welt. Unsere Sitten-Lehre ist so
» schön, und so rein, daß die Menschen sie von
» niemanden anders, als von einem GOtt her ha-
» ben können. Ueber dieses sind die Beweiß-Grün-
» de, welche die ersten Wunderwerke unserer Re-
» ligion bestätigen, so glaubwürdig, daß man,
» woferne man von den Grundfesten eine rechte Er-
» känntniß hat, auf welche die Christliche Lehre ge-
» bauet ist, mit allem Fleiß und Vorsatz blind seyn
» müßte, wenn man nicht sehen wollte, daß schlech-
» te und einfältige Menschen ohne einen ganz be-
» sondern Beystand vom Himmel nimmermehr das-
» jenige hätten thun können, was die Schüler und
» Nachfolger unsers verehrungswürdigen Gesetzge-
» bers gethan haben.

» Alle andere Religionen in der Welt sind ent-
» weder durch gewaltsame Mittel, oder durch die
» Reitzungen der Vortheile, die sie ihren Anhän-

» gern

„ gern verschaffeten, gestifftet, und auf festen Fuß
„ gesezet worden. Aber wer sind eigentlich die
„ Leute, welche den Christlichen Glauben zuerst ge-
„ gründet, und davon geprediget haben? Ein
„ paar armselige Fischer, die eine kurze Zeit vorher
„ weiter keine Wissenschafft und Erkänntniß ausser
„ derjenigen hatten, welche Leute von ihrem Stan-
„ de ordentlicher Weise haben können. Gleichwohl
„ reden sie plötzlich und auf einmal zu den allerge-
„ lehrtesten Leuten, sie unterweisen dieselben, sie
„ überreden sie, sie lassen sich in einen Wort-Streit
„ mit Weltweisen ein, die bis anher für die be-
„ rühmtesten gehalten worden, sie bringen diesel-
„ ben zum Stillschweigen. Sollte denn nun wohl
„ bey diesem allen gar nichts übernatürliches seyn?
„ Siehet man nicht deutliche Merkmahle von der
„ Göttlichen Allmacht? Man muß ganz und gar
„ des gesunden Verstandes beraubet seyn, wenn man
„ es leugnen will, oder man hat sich vorgesetzt, die
„ allerdeutlichsten Wahrheiten zu verwerfen. Viel-
„ leicht aber ist es nicht wahr, daß die Christliche
„ Religion bey ihrem Anfang weiter keine Lehrer,
„ und Beförderer, als die angezeigten elenden Fi-
„ scher gehabt hat. Wer weiß, ob nicht Könige,
„ Fürsten, und große Herren zu ihrer Stiftung das
„ meiste beygetragen haben. In diesem Stück stim-
„ met die alte Geschichte vollkommen mit einander
„ überein. In allen andern Stücken ist sie fast al-
„ lemahl mit sich selbst uneins, und lautet verschie-
„ dentlich. Hier aber klinget ihre Sprache alle-
„ mahl einerley. Wer sind denn nun wohl die Ge-
„ lehrten, die vornehmen Leute, welche etwan an
„ der Stifung der Christlichen Religion hätten ar-

» beiten können? Wären es denn etwan die Pha-
» risäer, jene Lehrer des Jüdischen Gesetzes? Die-
» se Leute waren Erz-Feinde der Christlichen Lehre.
» Sollten auch wohl die Römer, oder die Griechen
» dieser neuen Lehre befördерlich gewesen seyn? Sie
» verachteten ja diejenigen, die davon predigten,
» aufs äuserste; Sie waren gewohnt, die Jüden
» als geringschätzige, und beynahe unehrliche Leute
» zu betrachten. Eine kurze Zeit darnach blieb es
» nicht blos dabey, daß sie sie verachteten und ver-
» folgeten; Sie warfen sie in finstere Kerker, und
» liessen sie endlich gar tödten. Ihre Geschicht-
» schreiber, die in einem solchen Falle auf keine
» Weise für verdächtig angesehen werden können,
» erzählen uns selbst die Todtes-Strafen, die man
» an ihnen ausgeübet hat.

» Demnach ist gar nichts weiter dagegen ein-
» zuwenden, und man muß einräumen, daß die
» Christliche Religion durch Fischer gestiftet worden
» ist. Eben also muß man gestehen, daß man bey
» ihrer Sendung etwas Göttliches gewahr wird,
» da sie eine unzählbare Menge Menschen, vor
» welchen sie ein paar Tage zuvor kaum das Herz
» gehabt haben würden, zwey laute Worte zu sa-
» gen, zu Annehmung ihrer Meynungen beredeten.
» Was versprachen sie übrigens denen, die sie un-
» terrichteten? Waren es Ergötzlichkeiten, Reich-
» thümer, Mittel im Ueberfluße zu leben? Gerade
» das Gegentheil, Noth und Elend, Liebe zur
» Mildthätigkeit und Armuth, Verlust seines zeit-
» lichen Vermögens, Verzeihung der Beleidigun-
» gen, Keuschheit, Nüchternheit, kurz, lauter sol-
» che Dinge, welche die Leidenschaften vernichten,

» unterdrücken, und überwinden können. Ohnge»
» achtet ihre Sitten=Lehre so hart und strenge klin»
» get, so überzeugen sie doch immer die Leute da»
» mit. Wem kan man denn nun wohl die Gabe,
» die sie haben, zuschreiben? Man mag die Ur»
» sache davon suchen, wo man will, so wird man
» sie doch nirgends, als in einem unmittelbaren
» Willen des Himmels finden; Zum klaren und
» deutlichen Erweise von der Wahrheit der Christ»
» lichen Religion.

» Hätten unsere Gottesgelehrten die Gesinnung
» ihrer ersten Lehrer beybehalten, hätten sie es an
» dem Unterricht der Völker in der Religion be»
» wenden lassen, und sich nicht damit eingelassen,
» daß sie Fragen aufwürfen, die eben so unnütz,
» als schwer zu erklären sind, so würde die Wahr»
» heit der Christlichen Lehre, deren Grund=Be»
» weise so gar deutlich sind, niemals verdunkelt
» worden seyn, sondern sich vielmehr in ihrem vollen
» Licht gezeiget haben. Aber die geringschätzigen
» Wort=Streite, die sogleich ihren Anfang nah»
» men, sobald als die ersten Apostolischen Men»
» schen gestorben waren, haben endlich ein so gros»
» ses Unheil angerichtet, daß man immer in einem
» jedweden Jahrhundert fünf bis sechs verschiedene
» Seckten oder Ketzereyen in der Christenheit hat
» aufstehen sehen. Es hat auch gar nicht das An»
» sehen, daß sich die Umstände künftighin ändern
» werden. Die Menschen, und besonders diejeni»
» gen, die sich zum geistlichen Stande rechnen,
» sind einer wie der andere geneigt zu streiten; Und
» unsere Nachkommen werden sich in Glaubens=Sa»

» chen

» chen vielleicht noch weit mehr trennen, als es
» heut zu Tage unter uns geschiehet. Immittelst
» thun alle solche Streitigkeiten dem wahren Chri-
» stenthum nicht den geringsten Schaden. Es bleibt
» derhalben nicht weniger wahr, und nicht weniger
» heilig. Sagen Sie mir einmal; Sie sind doch
» überzeugt von dem Daseyn eines einzigen GOttes,
» der die ganze Welt beherrschet und regieret. Sie
» wissen die unendliche Macht des Tien. Verschie-
» dene Nationen, und viele von ihren Landsleuten,
» leugnen und verunstallten diese Wahrheit. Zum
» Theil machen sie aus der einen Gottheit viele Göt-
» ter. Zum Theil wollen sie das Daseyn dieses ei-
» nigen GOttes gar nicht zugeben. Thun wohl al-
» le diese Irrthümer der Göttlichen Natur auch nur
» in dem geringsten Stück einigen Abbruch? Nein,
» ganz sicher nicht, und sie räumen es selbst ein.
» Wenden Sie nun dieses Beyspiel auf die Christ-
» liche Religion an. Die verschiedenen Irrthü-
» mer, die Streitigkeiten, die Federkriege, ja so-
» gar die Laster und Verbrechen unserer Gottesge-
» lehrten thun ihrer Wahrheit auch nicht den min-
» desten Schaden. Sie bleibt deswegen immer noch
» so rein, so wahrhaftig, als sie vom Anfang her
» gewesen ist. Glücklich sind diejenigen, welche
» alle eitle falschen Schein-Gründe solcher unru-
» higen Köpfe der neuern Zeiten gering achten, die
» ganz im Stillen, und auf eine friedsame Weise
» aus den Schrifften, welche uns unsere ersten Ge-
» setzgeber hinterlassen haben, die Tugenden, die
» Religion, und die Weißheit schöpfen, und die
» sich mit allen den dunkeln Streitigkeiten unter
» den Gottesgelehrten nichts zu schaffen machen!»

Es wäre freylich wohl, werthester Sioeu-Tcheou, wider die Rede des Holländers allerhand einzuwenden, und seine Religion kommt solchen Leuten, die sie mit einem Philosophischen Auge prüfen, und dabey alle Vorurtheile und Eigenliebe bey Seite setzen, weit ungewisser vor, als er selbst denket. Indessen kann ich dir es gleichwohl nicht verhalten, sondern will es lieber offenherzig gestehen, daß ich, wenn alle Christen eine solche Sprache, wie er, führten, zu Annehmung ihrer Meynungen weit mehr Lust bekommen würde, als sich gegenwärtig bey mir findet, da ich überlege, wie immer der eine Theil verwirft, was der andere billiget.

Lebe wohl, und der Tien möge endlich einmal deine Irrthümer zerstreuen, dich erleuchten, und dir sein Daseyn zu erkennen geben.

Nagasaki.

Der ein und siebenzigste Brief.

Kioeu-Che, an Sioeu-Tcheou.

Die Svintos-Secte, zu welcher die Weltweisen gehören, die sich den Vorschrifften der Sitten-Lehre des Confucius gemäß verhalten, bestehet, wie du leicht denken kanst, lieber Sioeu-Tcheou, aus den allervernünftigsten und tugendhaftesten Leuten, die sich unter den Japanern befinden. Unterdessen war sie vor diesem noch viel zahlreicher, und der abergläubische Götzendienst hat über die allerweiseste und verständigste Lehre, die nur in der Welt

seyn

seyn kann, eine grosse Uebermacht bekommen, und bekommt sie alle Tage noch mehr.

Die Anhänger des Confucius haben sich in Japan eben so, wie in China, von einander abgesondert, und die verschiedenen Meynungen, die sie an dem einen Orte trennen, sind auch die Ursache, warum sie an dem andern nicht mit einander eins sind. Die Japanischen Weltweisen sind gerade über diejenigen Dinge streitig, worüber unter unsern Lettreen so gar heftig gestritten wird. Es ist wahr, und ich muß es dir zur Beschämung des menschlichen Verstandes gestehen, daß die gröste Anzahl unter ihnen es mit den Meynungen der neuen Ausleger hält. Diese Weltweisen reden in ihren Lehrsätzen von einer Seele, die in der ganzen Welt ausgebreitet ist, die alle Wesen beseelet, die sie hervorbringet, und wiederum in ihren Busen einnimmt, wie etwan das Meer alle Flüsse einnimmt, die sich von allen Orten der Erdkugel in dasselbe ergiessen, und ihnen hernach durch verborgene Gänge wiederum neuen Zufluß von Wasser zukommen läßt. Diese Seele des ganzen Welt-Gebäudes handelt ohne alle Erkänntniß. Sie hat zu allen Zeiten alle Wesen belebet, und wird es auch noch fernerweit thun, immassen dasjenige, was von allen Zeiten her gewesen ist, nicht untergehen, noch der Auflösung unterworfen seyn kann. Kurz, werther Sioeu-Tcheou, diese Japanischen Weltweisen bekennen sich zu eben demjenigen Lehr-Gebäude, welches deine Mitbrüder haben, und welches dir nur gar zu sehr bekannt ist. Andere hingegen glauben so, wie unsere Lettreen, die sich lediglich an den Buchstaben der Schrifften

des *Confucius* halten, ein höchstes und verständiges Wesen, welches die ganze Welt regieret und beherrschet, welches sie gebildet hat, obwohl die Materie, woraus sie zusammen gesetzt ist, eben so ewig, als jenes Wesen war, und doch gleichwohl von seiner Allmacht abhienge.

Die verschiedenen Meynungen der angezeigten Weltweisen sind von den alten Griechen bereits behauptet worden. In Europa hat man sich vor zwey Tausend Jahren ihrentwegen eben so sehr getrennet, als es bey uns im Morgenlande gegenwärtig geschiehet. Dieses ist ein deutlicher, wiewol ziemlich betrübter Beweiß, wie wenig die Menschen in Erkänntniß der Wahrheit zunehmen. Kaum reichen zwanzig Jahrhunderte zu, um es so weit zu bringen, daß sie in Sachen, worüber doch beständig und am meisten gestritten worden ist, eine gründliche Wissenschafft erlangen. Es giebt noch gegenwärtig unter den Europäern viele Leute, die sich nicht mit der guten Parthey vereiniget haben, und du wirst in Paris mit mehr als zu vielen Leuten bekannt worden seyn, die in ihren Meynungen den Anhängern der neuern Ausleger gleich waren Ich komme nunmehr, werther Sioeu-Tcheou, auf die Aehnlichkeit in den Meynungen der alten Griechen, und der neuern Japaner zurück. Die erstern, welche unter ihren Lehren die Ewigkeit der Welt hatten, bedieneten sich eben derselben Gründe, deren sich die letztern heut zu Tage bedienen. Es hieß bey ihnen: „Alles das, was einen Anfang gehabt hat, und was „ein Ende haben soll, muß auch nothwendiger „Weise zweyerley Veränderungen unterworfen seyn.

» Die erste ist, wenn es aus einem schwachen Zu-
» stande in einen vollkommenern übergehet, und
» z. B. an statt nicht zu seyn, anfängt wirklich zu
» seyn. Die zweyte ist, wenn sie ihre Vollkom-
» menheit erreichet hat, und nun ins Abnehmen
» kommt, und der Auflösung unterworfen ist. Soll
» die Welt erschaffen seyn, so ist sie nothwendiger
» Weise aus einem mangelhaften Zustande in einen
» andern vollkommenern Zustand getreten, und es
» kann nicht anders seyn, als daß sie endlich ein-
» mal aus diesem Zustande der Vollkommenheit in
» einen andern, der ihren Untergang befördern
» wird, verfallen muß. Ueber dieses wachsen alle
» erschaffenen Dinge bis zu einem gewissen Punkte,
» so bald sie aber diesen erreichet haben, kommen
» sie ins Abnehmen, und werden immer schlechter.
» Es ist dieses eine Sache, welche durch die tägli-
» che Erfahrung bewiesen wird. Sogar ein Geist
» läßt Spuren an sich blicken, daß er so, wie die
» andern Wesen, diesen allgemeinen Gesetzen un-
» terworfen ist. Er hat seine Kindheit, seine Reife,
» und seine Abnahme. An der Welt aber bemerket
» man nicht das geringste Kennzeichen, daß in ihr
» irgend eine Veränderung vorgehe. Sie ist seit
» der Zeit, da man vorgiebt, daß ihre Schöpfung
» vor sich gegangen seyn soll, nicht vollkommener
» worden, und eben so wenig hat sie abgenommen,
» oder nur die mindeste Auflösung empfunden. Sie
» ist immer noch so, wie sie allemal gewesen ist;
» Also wird sie auch immerfort so bleiben. Sie
» muß daher wohl niemals einen Anfang genom-
» men haben, und wird auch kein Ende nehmen. »

Ich will mich, werther Sioeu-Tcheou, dabey itzt nicht aufhalten, daß ich die Richtigkeit dieses Vortrages untersuche: Ich will es blos bey der Anmerkung bewenden lassen, daß er gar nicht neu ist, und daß die Griechen sich desselben sehr oft bedienet haben *. Nunmehro komme ich zu dem Lehr-Gebäude der übrigen Japanischen Lettreen, die ich als wahrhafte Schüler des Confucius betrachte. Sie reden gerade so, wie vor Zeiten die Pythagoräer, und die Platoniker zu reden pflegten. Die neuern Morgenländischen Weltweisen glauben ein höchstes Wesen, welches zu allen Zeiten vorhanden gewesen ist, und aus der Materie, die vorhero in Ruhe und unvermögend war, irgend ein Wesen hervorzubringen, die Welt erschaffen hat. Sie haben die Meynung, die Welt könnte zwar wohl, wenn es GOtt thun wollte, zernichtet werden, es werde aber nicht geschehen, weil ein höchstvollkommenes Wesen nichts anders, als was gut ist, hervorbringen,

* Τὸ δέ γε ὅλον καὶ τὸ πᾶν ὐδὲν ἡμῖν ἐξ αὐτῦ παρέχεται τεκμήριον τοιῦτον. ὔτε γὰρ γενόμενον αὐτὸ εἴδομεν, ὔτε μὲν ἐπὶ τὸ βέλτιον καὶ τὸ μεῖζον μεταβᾶλλον, ὔτε χεῖρον ποτὲ ἢ μεῖον γενόμενον· ἀλλ' ἀεὶ κατὰ τ'αὐτὸ καὶ ὡσαύτως διατελεῖ, καὶ ἶσον καὶ ὅμοιον αὐτὸ ἑαυτῦ.

Verum enim vero totum, & universum hoc, nullum ex se nobis hujusmodi indicium praebet; Neque enim oriri ipsum unquam vidimus, nec melius aut majus fieri, nec certe deterius aut minus evadere: Sed unum semper & idem permanere, sibique par & sui simile semper existere. *Ocellus Lucanus*, Philosoph. de Universi Natura. Cap. I. p. 107. in Opusc. Mythol. &c. 1688. Amstelod.

gen, und daher auch sein eigen Werk nicht zu Grunde richten könne. Dergleichen Verfahren ist ein Kennzeichen, daß ein Wesen in demjenigen, was es gemacht hat, irgend einen Fehler wahrnimmt. Eben so klingen auch die Lehrsätze der alten Pythagorischen Griechen. Man darf nur den Timäus Locrus hören, aus dessen Schrifften Plato so viel geschöpfet hat. Er wird beynahe eben solche Worte, wie ein Japanischer Lettree gebrauchen.

Die Meynung dieses Griechen ist ohngefähr diese *: Ehe der Himmel gebildet worden war, sahe

* Πρὶν ὦν ὠρανὸν γενέσθαι, λόγῳ ἤστην ἰδέα καὶ ὕλα, καὶ ὁ θεὸς δαμιωργὸς τῶ βελτίονος. ἐπεὶ δὲ τὸ πρεσβύτερον κάῤῥον ἐστὶ τῶ νεωτέρω, καὶ τὸ τεταγμένον πρὸ τῶ ἀτάκτω, ἀγαθὸς ὢν ὁ θεὸς, ὁρῶν τε τὰν ὕλαν δεχομέναν τὰν ἰδέαν καὶ ἀλλοιωμέναν παντοίως μὲν, ἀτάκτως δὲ, ἐδεῖτ᾽ ἐς τάξιν αὐτὰν ἄγεν, καὶ ἐξ ἀορίστων μεταβολᾶν, ἐς ὡρισμέναν καταστᾶσαι. ἵν᾽ ὁμόλογοι ταὶ διακρίσεις τῶν σωμάτων γίγνοιντο, καὶ μὴ κατ᾽ αὐτόματον τροπὰς δέχοιτο. ἐποίησεν ὦν τόνδε τὸν κόσμον ἐξ ἁπάσας τᾶς ὕλας, ὅρον αὐτὸν κατασκευάξας τᾶς τῶ ὄντος φύσιος διὰ τὸ πάντα τἆλλα ἐν αὐτῷ περιέχεν, ἕνα μονογενῆ, τέλειον, ἔμψυχόν τε καὶ λογικόν· (κρέσσονα γὰρ τάδε ἀψύχω καὶ ἀλόγω ἐστὸν) καὶ σφαιροειδὲς σῶμα· τελειότερον γὰρ τῶν ἄλλων σχημάτων ἦν τῶτο. δηλεόμενος ὦν ἄριστον γένναμα ποιεῖν, τῶτον ἐποίει θεὸν γεννατὸν, ὠ ποκα φθαρησόμενον ὑπ᾽ ἄλλω αἰτίω, ἔξω τῶ αὐτὸν συντε-

sahe GOtt, als ein allgütiges Wesen, daß die Materie sich im Stande befand, eine regelmäsige Gestalt anzunehmen, und daß sie sogar deren unterschiedene von sich selbst annahm, die aber weder beständig, noch recht ordentlich abgefaßt waren. Er entschloß sich demnach, sie in eine gehörige Ordnung zu bringen, und ihren Zustand auf festen Fuß zu setzen, so, daß die verschiedenen abgesonderten und einzelnen Körper in einem gehörigen Verhältniße gegen einander stünden, und in der Folge sich nicht weiter unter einander mengten. Er bildete demnach die Welt, und setzte der Natur gewisse Gränzen und

ταγμένω θεῶ, ἔι ποκα δήλετο αὐτὸν διαλύεν· ἀλλ᾽ οὐ γὰρ τἀγαθῶ ἐςιν ὁρμᾶν ἐπὶ φθορὰν γεννάματος καλλίςω. διαμένει ἄρα, τοιόςδε ὤν, ἄφθαρτος καὶ ἀνώλεθρος καὶ μακάριος. κράτιςος δ᾽ ἐςὶ γεννατῶν, ἐπεὶ ὑπὸ τῶ κρατίςω αἰτίω ἐγένετο, ἀφορῶντος οὐκ εἰς χειρόκματα παραδείγματα, ἀλλ᾽ ἐς τὰν ἰδέαν καὶ ἐς τὰν νοατὰν οὐσίαν.

Antequam igitur cœlum extaret, ratione erant forma & materia, & quidem deus ille erat melioris opifex. Quandoquidem igitur antiquius juniore praestantius est, & id quod ordinatum est, inordinato, Deus cum nimirum bonus sit, & videret materiam recipere formam & alterari varie quidem, sed tamen inordinate: vidit quoque opus esse, ut eam ipse in ordinem reduceret, & ex indefinitis mutationibus ad certam, definitamque constitueret: ut corporum distinctiones mutua ratione inter se responderent, neque temere vicissitudines ultro citroque reciperent. Hunc igitur mundum ex omni materia creavit deus, universique naturam terminum ipsum circumscripsit atque definiit: quod videlicet omnia alia in se ipso complectatur, quippe quod unum sit unigenitum,

und Regeln; Er vereinigte alle die verschiedenen Theile des Ganzen, und machte daraus, so zu sagen, ein einziges Wesen. Er begabte es mit einer Seele und einem Geiste, weil alles das, was Geist und Leben hat, weit vollkommener und edler ist, als etwas anders, das diese nicht hat. Er gab ihm auch eine runde Gestalt, weil die Figur einer Kugel die allervollkommenste ist. Da es der Wille GOttes war, daß das Werk, welches Er hervorbrachte, sehr schön, und mit allen den vorzüglichsten Eigenschaften begabt wäre, so wollte Er, daß die Welt, ob sie wohl einen Anfang gehabt hatte, ohne Ende seyn möchte; Nicht eben, als ob es ihm unmöglich gewesen wäre, dasjenige, was er gemacht hatte, wieder zu zernichten, sondern weil es der Natur eines guten Wesens gar nicht gemäß ist, eine gute Sache zu Grunde zu richten. Demnach wird die Welt in alle Ewigkeit so bleiben, wie sie ist, von aller Verwesung und Auflösung frey, in dem Genuße

perfectum anima & ratione praeditum (sic enim melius erat futurum, quam illud quod animae & rationis est expers) globoso corpore (haec enim figura omnibus figuris perfectior est.) Quum igitur deus vellet pulcherrimum fœtum producere, hunc effecit deum genitum, nunquam corrumpendum ab alia causa, praeterquam a Deo, qui ipsum composuit, si quando voluerit ipsum dissolvere. At non est boni genitoris, ad sui fœtus, & pulcherrimi quidem illius, perniciem impelli. Permanet igitur mundus constanter talis, qualis est creatus a Deo, ab omni corruptione liber & interitu, beatus, optimus rerum omnium genitarum: quandoquidem ab optima causa extitit, proponente sibi non exemplaria quaedam manuum opificio edita sed illam ideam, intelligibilemque essentiam. *Timaei Locri* de Anima mundi & Natura pag. 141. in Opusc. Mythol. &c.

nuße einer grossen Glückseligkeit, und glücklicher, als alle diejenigen einzelnen Wesen, aus welchen sie bestehet; Und GOtt hat bey ihrer Verfertigung kein Muster, das von einer andern Hand herrühret, vor sich gehabt, sondern das Ebenbild davon aus seinem eigenen Verstande genommen.

Solchergestalt findet man, werthester Sioeu-Tcheou, in den Lehrsätzen gewisser Weltweisen, die einander nicht nur nicht gekannt, und nicht zu einerley Zeit gelebt, sondern auch sogar niemals einer des andern Schriften gelesen haben, eine vollkommene Aehnlichkeit. Daher möchte ich beynahe auf die Gedanken gerathen, es sey eine gewisse Anzahl von Begriffen, die sich durchgängig einem Menschen so gut, als dem andern darstellen, wenn sie ihren Verstand auf gewisse Gegenstände richten; und daß sie sich gar nicht Hofnung machen dürfen, ausser diesen noch neue Begriffe haben zu können. Die Alten haben dem Wesen GOttes, der Schöpfung der Welt, dem Wesen der Seele, der Dauer der Welt, u. dgl. mehr, sehr stark und fleißig nachgedacht. Was haben sie gesagt, das uns nicht eben so gut, als ihnen in die Gedanken gekommen wäre? Und was haben wir gedacht, wovon sie nicht schon vor uns geredet hätten? Unsere Enkel und Nachkommen werden es eben nicht weiter, als wir bringen; sie werden das denken, was man schon vor ihnen mehr als tausend mal, obwohl freylich in Ausdrücken, die ein wenig unterschieden, aber doch im Grunde von einerley Bedeutung sind, wiederholet hat. Hat man nun wohl bey solchen Umständen nöthig, sich nach einem deutlichern Beweise von der

Schwach-

Schwachheit des menschlichen Verstandes, und von den engen Schranken, in welche er eingeschlossen ist, lange umzusehen? Diejenigen, die von dieser traurigen Wahrheit nichts gewahr werden, indem sie dieser Einförmigkeit nicht sogar zahlreicher, und dabey sehr dunkler Begriffe nachdenken, sind selbst zu Bestätigung meiner Meynung vortrefliche Beweise. Nur Dumme und Unwissende sind es, die nicht sehen, wie wenig die schwachen Sterblichen von Dingen, und zwar von wichtigen Dingen, wissen. Denn alle diejenigen Kleinigkeiten, wovon drey Viertheile unter den Gelehrten so viel Aussehens machen, dienen ordentlicher Weise zu weiter nichts, als daß sich müßige Leute damit die Zeit vertreiben.

Ist es nicht etwas Lächerliches, daß ich mich in meinen Gedanken für einen grossen Mann ansehe, weil ich von der Redekunst, von der Vernunftlehre, und von andern solchen eitlen Wissenschafften eine Känntniß habe, dabey aber mich selbst nicht kenne, und nicht weiß, was ich bin, woher ich komme, wohin ich künftig komme, wenn ich den gegenwärtigen Aufenthalt verlassen werde, welches diejenigen Zufälle sind, die mich darinnen entweder glücklich oder unglücklich machen werden, was ich zu thun habe, um rechtschaffen zu leben, und mich des Bösen zu enthalten? Wenn ich einen Gelehrten sehe, der sich auf gewisse eitle und unnütze Wissenschafften viel einbildet, und denket, er sey ein Einsichtsvoller Mann, so ist es eben, als hätte ich einen Menschen vor mir, der ohne See-Charte und Kompaß auf der offenbaren und stürmischen See herum fährt, und in den Gedanken stünde, er habe

eine sehr gründliche Känntniß von allem, was ihm zu seiner Schiffahrt nützlich ist, weil er ohngefähr weiß, daß das Fahrzeug, worinnen er sich befindet, aus Holz, aus Eisen, aus Tauwerk, u. s. w. zusammen gesetzt ist, und weil er entdecket hat, daß das, was zween hundert Schritte von seinem Schiffe herumgeschwommen, ein Fisch war, der durch ein oben auf dem Kopfe befindliches Horn Wasser in die Höhe sprützete.

Die Metaphysik, wovon die Europäer so viel Rühmens machen, ist gerade eben das, was die Känntniß eines Fahrzeuges ist. Sie lehret, daß der Mensch aus einem Leibe und aus einem Geiste bestehet. Aber woher kommt dieser Geist, worinnen bestehet seine Natur, an was für einen Ort kehret er zurück? Hier haben wir die offenbare und stürmische See. Muthmassungen, Streitigkeiten, Voraussetzungen, vertreten die Stelle der Deutlichkeit, sobald als man sich von diesen elenden und armseligen Wissenschafften entfernet, die uns weiter nichts lehren, als ohngefähr dieses, daß wir vorhanden sind.

Die Natur-Lehre kann mit dem Fische verglichen werden, welcher Wasser in die Höhe springen läßt. Wir schreiben ganze Bücher von den Eigenschafften der Thiere, von dem Wesen der Materie, von dem Unendlichen, von dem leeren Raume; Wir glauben grosse Entdeckungen gemacht zu haben, und zu was dienet *alles* dieses? Wir wollen doch, wenn es möglich ist, uns selber kennen lernen. Ist dieses nicht etwas posierliches? Ein Mensch weiß nicht, wie sein Körper die Eindrücke seiner Seele annimmt,

wie diese Seele wiederum von den Bewegungen des Körpers etwas empfinden kann: Er weiß nicht, ob er beständig fortdenket, oder ob er manchmal aufhöret zu denken: Kurz, er hat von dem grösten Theile der Dinge, die ihn genau betreffen, nicht den geringsten Begrif; Gleichwohl will ein solcher Mensch die wirklichen Ursachen entwickeln, welche die hauptsächlichsten Triebfedern der Natur in Bewegung setzen. Was erfolget daraus? Er läßt sich von seinen tiefsinnigen Gedanken teuschen, und wenn er lang genug nachgesonnen, vorausgesetzt, und gerechnet hat, so kommt nach ihm ein anderer Träumer, der seine Träume und Einbildungen dem vorhergehenden entgegen setzet; Sie streiten alle beyde, was sie können, um ihre Grillen zu behaupten, bis ein dritter Mann kommt, und sich unter sie mengt. Es währet nicht lange, so folget ihm der vierte Mann nach, und so wird die Anzahl der Träumer ganz unbeschreiblich groß. Das schlimmste dabey ist, daß keiner darunter aufwacht, und daß die Streitigkeit in ihnen eine ganz verschiedene Wirkung, als an den andern Menschen thut, und blos dazu dienet, daß sie ihre Träumereyen, und ihren Schlaf befördert.

Wir wollen, werther Sioeu-Tcheou, mit der wenigen Wissenschaft zufrieden seyn, die der Stifter der Natur uns mitzutheilen für gut befunden hat. Wir wollen offenherzig unsere Unwissenheit bekennen, und gegen unsere wahrhaften Freunde unaufhörlich wiederholen, daß wir nur gar wenige Dinge wissen. Ich meines Orts bin fest überzeuget, daß eine gewisse alte Japanische Magd, die ich seit meinem

Auf-

Aufenthalte zu Nagasaki in meine Dienste angenommen habe, eben so viele, ja vielleicht wohl noch mehr wirklich wichtige und wesentliche Dinge, als ich, weiß. Ich unterscheide ein Fragzeichen von einem Apostrophe, und sie verstehet, wie stark das Mehl gesiebt, und der Teig geknetet seyn muß, um gutes Brod zu backen. Ich mache Vernunftschlüsse, und hingegen sie stellt vortrefliche Betrachtungen über die Wirthschafft an. Ich beschäftige mich damit, daß ich die Schrifften der alten und neuern Weltweisen lese, und soviel, als möglich ist, ihre Meynungen, die gar oft falsch, und ziemlich allemal einander entgegengesetzt sind, mit einander vereinige. Sie aber, daß sie gute Suppen macht, spinnet, nähet, u. dgl. Doch, lieber Sioeu-Tcheou, wir wollen nicht weiter gehen; Mich dünkt, ich habe schon mehr, als zu viel gesagt, um zu beweisen, daß meine Aufwärterinn glücklicher, und wirklich noch weiser, oder gelehrter ist, als ich.

Lebe wohl.

Nagasaki.

Der zwey und siebenzigste Brief.

Kioeu-Che, an Sioeu-Tcheou.

In meinem letztern Briefe, werthester Sioeu-Tcheou, klagte ich über das Mangelhaffte in unserer Erkänntniß, und gab hiervon unterschiedene Beyspiele an. Ich hatte aber weder Zeit noch Gelegenheit, dir zu sagen, daß die grösten Weltweisen in den wichtigsten Lehren der Sittenlehre eben nicht viel-

vielmehr Einsicht, als in den allerabstracktesten Fragen aus der Metaphysik haben. Noch wunderbarer und seltsamer kommt mir dieses vor, daß sie sich gar oft in solchen Sachen betrügen, worinnen Menschen von dem allereinfältigsten Verstande nicht leicht fehlen.

Jene Schüler des Confucius, von welchen ich dir gesagt habe, jene weisen Japaner, mengen unter die schönste Sittenlehre von der Welt die allergröbsten Irrthümer. Sie sprechen *: Die gröste Vollkommenheit, und das höchste Gut, welches die Menschen zu erwerben im Stande sind, bestehe in dem Vergnügen, das die Seele darinnen findet, daß sie ein tugendhaftes Leben führet. Sie erkennen weiter keine Belohnungen und Strafen, als zeitliche, und nur blos solche, welche eine nothwendige Folge der Tugenden oder des Lasters sind. Sie setzen hinzu, daß wir verbunden sind, tugendhaft zu seyn, weil die Natur uns mit Vernunft begabet hat, damit wir den Vorschriften der Vernunft gemäß leben, und solchergestalt unsern Unterschied, und unseren Vorzug vor den übrigen Geschöpfen zeigen, welche keine Vernunft besitzen. Sie machen in ihrer Weltweißheit gewisse Abtheilungen; In wie ferne sie sich auf die Ausübung der Tugend, und der guten Sittenlehre beziehet, kann sie unter fünf Hauptstücke gebracht werden, welche sie Dsin, Gi, Re, Tsi und Sin heissen. Dsin lehret ihnen tugendhaft zu leben, daher man einen tugendhaften Menschen einen Dsinja nennet;

* Kemper Hist. du Japon, Tom. II. pag. 201.

Gi, jedermann Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen; Re, höflich und sittsam zu seyn; Tsi verordnet die Grund-Regeln einer guten und weisen Regierung, und Sin handelt von dem reinen Gewissen, und von der Aufrichtigkeit des Herzens. Diese Weltweisen halten den Selbstmord nicht allein für erlaubt, sondern sie betrachten ihn auch als eine sehr heldenmüthige und rühmliche That, als das einzige Mittel, einen schimpflichen Todt zu vermeiden, und es zu hindern, daß man nicht einem siegenden Feinde in die Hände fällt.

Meine Absicht ist nicht, lieber Sioeu-Tcheou, alle Grundsätze der Sittenlehre dieser Weltweisen Stückweise zu prüfen. Man kann gar nicht in Abrede seyn, daß es darunter viele theils nützliche, theils schöne Lehren giebt, und die allerreinste Sittenlehre der Europäischen Weltweisen hat nichts aufzuweisen, das ihnen vorgezogen werden könnte. Aber neben diesen so schätzbaren Vorschriften finden sich andere überaus strafbare und verderbliche. Dahin gehöret diejenige, welche den Selbstmord als eine heldenmüthige und preißwürdige Handlung lobet. Nichts ist der Wohlfahrt der menschlichen Gesellschaft, und der Ruhe der Staaten so sehr zuwider, als eine solche Meynung. Sobald als sie in einem Lande aufgenommen wird, sind gekrönte Häupter nicht mehr auf ihren Thronen sicher. Obrigkeiten haben von Missethätern, die sie abstrafen, alles zu befürchten; Tugendhafte Leute sind der Willkühr der allergrösten Bösewichter ausgesetzt.

Warum

Warum soll ein mit den grösten Verbrechen befleckter Mensch mehr Bedenken als ein Weltweiser haben, sich das Leben zu nehmen, sobald als er überzeuget ist, daß er eine Heldenthat begehet, und nachdem er sie vollendet, nichts weiter zu befürchten hat? Oefnet man nicht dadurch allen den grösten Schandthaten Thür und Thor, wenn man den Missethätern ein Mittel an die Hand giebt, den Strafen, die sie durch ihre Verbrechen verdienet haben, zu entgehen? „Aber, sprechen diese Japanischen „Weltweisen, ein böser Bube, der einmal so viel „Herz hat, daß er sich selbst entleibet, wird es „derhalben nicht unterlassen, wenn wir gleich „nicht behaupten, daß ein freywilliger Todt eine „heldenmüthige Handlung sey.„ Hierauf antworte ich, werther Sioeu-Tcheou, es sey falsch, daß dieses einerley ist. Ein Mensch, der sich fürchtet, er werde wegen seines Selbstmords nach dem Todte in jenem Leben eine viel härtere Strafe, als in dem gegenwärtigen auszustehen haben, wird nicht leicht an sich selbst Hand anlegen.

Im Vorbeygehen will ich noch, liebster Sioeu-Tcheou, anmerken, daß das Lehrgebäude deiner Mitbrüder, welche das Daseyn einer Gottheit leugnen, nothwendiger Weise alle Nationen demjenigen Unheil aussetzet, welche sie von einer Meynung zu gewarten haben, die den Selbstmord für eine preißwürdige Handlung ausgiebt. Was hat ein Bösewicht zu befürchten, der sich aus dem Verluste seines Lebens nichts macht? Glaubet er nicht, er könne ungestraft alles thun, was ihm nur beliebt, Leute tödten, die ihm nicht gefallen, ihre Häuser wegbrennen, ihrer Schätze sich anmassen? Siehet er

ja, daß er befürchten muß, gefangen gesetzt, und gestraft zu werden, so tödtet er sich, und hiermit ist alles auf einmal aus. Mit den weltlichen Gerichten, mit den Gesetzen und Strafen, treibet er seinen Spott. Prüfe einmal ohne Vorurtheil, lieber Sioeu-Tcheou, die schädlichen Folgen des Lehrgebäudes, welches du deines Beyfalls würdigest.

Vielleicht sagest du mir dagegen eben so, wie die Japanischen Weltweisen, daß du den Leuten Unterricht giebest, wie sie die Tugend um ihrer selbst willen lieben sollen; daß die Natur sie mit Vernunft begabet habe, damit sie der Vernunft gemäß leben möchten. Zum Unglücke können diese Vorschrifften wohl etwan zur Noth bey Weltweisen, die schon, ihrer Gemüths-Verfassung wegen, gut und tugendhaft sind, von einigem Nutzen seyn. Aber dem gemeinen Volke, und ich möchte wohl sagen, dreyen Viertheilen unter den Menschen helfen sie nichts. Dieses ist eine Sache, wovon uns die Erfahrung alle Tage mehr als zu viele Beyspiele zum Beweise darbietet.

Wir wollen es aufrichtig bekennen, daß nichts für die menschliche Gesellschaft so gefährlich ist, als die Meynungen, welche den Verbrechern nach ihrem Todte eine völlige Freyheit von der Strafe gewähren, oder welche eben diesen Bösewichtern die Gedanken beybringen, daß es rühmlich sey, wenn man sich selbst tödtet. Wäre ich Kayser von Japan gewesen, so würde ich es den Weltweisen unter Bedrohung der strengsten Strafen verboten haben, dergleichen Meynungen zu behaupten. Woferne sie dieser Verordnung zuwider gehandelt hätten, so hätte

hätte man sie als Stöhrer der öffentlichen Ruhe verfolgen sollen. Aber über diesen Punkt hat man ihnen niemals das mindeste gesagt, ob man ihnen gleich sonst anderer Dinge wegen, die noch eher gelobt zu werden verdieneten, allerhand Verdruß angethan hat. Weil sie nicht ein einziges Fest feyern, und gegen die Götter des Landes weiter keine Ehrerbietung bezeigen, ausser derjenigen, welche der Wohlstand erfordert, welcher verlangt, daß man sich nicht merken lassen soll, als verachte man die Sitten und Gebräuche, welche die Gesetze und der Landes-Herr für genehm halten, so hatte man sie in dem Verdachte, daß sie unter der Hand der Christlichen Religion Vorschub thäten. Die Bonzen und andere Pfaffen, die abgesagtesten Feinde aller Leute, die von ihren Schelmereyen Wissenschaft haben, bedieneten sich auf eine geschickte Weise dieses Vorwandes, um ihnen bey Hofe zu schaden. Der Kayser, welcher schlechterdings alles dasjenige ausrotten wollte, was mit dem Christenthume in einigem Verhältnisse stehen konnte, ließ den Befehl ergehen, daß diese Weltweisen einen Götzen, oder das Bild eines von den in Japan angebeteten Göttern in ihren Häusern haben sollten. Heut zu Tage haben fast alle das Götzenbild Amida an einen Ort gestellt, der lediglich zu diesem Gebrauche bestimmet ist. Einige haben sich den Götzen Quanwon erwählet, aber die Anzahl der letztern ist sehr gering. Dieses ist das einzige, wodurch sie sich ihren abergläubischen Landsleuten gefällig zu seyn trachten. Und auch dieses hat ihnen ihr Landes-Herr erst durch einen ausdrücklichen Befehl auferlegen müssen. Sie haben weder Tempel, noch einen

förmlichen Gottesdienst. Sie verehren den Tien, das höchste Wesen, durch ein reines Gewissen, durch ein frommes, ehrbares Leben, und durch eine strenge Ausübung aller sittlichen und bürgerlichen Tugenden.

Die Verfolgungen, welche diesen Weltweisen unter der Hand wiederfahren sind, weil man sie für heimliche Anhänger des Christenthums angesehen hat, sind Ursache, daß ihre Anzahl sehr verringert worden ist. Die äuserste Strenge der Kayserlichen Verordnungen hat gemacht, daß die Leute, auch in Ansehung der Lesung ihrer Bücher, behutsam worden sind; obschon diese Bücher bis zu den nur letzthin vergangenen Zeiten allen Leuten von Geschmacke zur Verwunderung und zum Vergnügen gedienet haben. Unterdessen kann ich dir mit Wahrheit sagen, daß diese Schüler des Confucius eben so wenig, als unsere Chinesischen Lettreen, Christen waren. Aber da sie in der Religion der Europäer allerhand sehr vernünftige Meynungen und Lehren fanden, so gaben sie denselben vor den Träumereyen der in Japan aufgerichteten Seckten den Vorzug. Diesem ohngeachtet aber fehlte noch gar viel, daß sie alle Meynungen der Mißionarien annahmen. Indessen hat man ihr kluges und vernünftiges Verhalten keinesweges in Betrachtung gezogen, und es fehlet nicht viel, daß man sie nicht schon sonst als Feinde des Staates betrachtet hat, und noch heut zu Tage als solche betrachtet.

Es ist nicht so gar lange, daß ein gewisser grosser Herr, ein geschickter und tugendhafter Welt-

weise,

weise, und ein vernünftiger Schüler des Confucius, auf dem Gebiete, das ihm eigenthümlich zugehörete, eine hohe Schule stiftete. Er gab die Verordnung, daß man denenjenigen von seinen Unterthanen, welche Lust hatten, Unterricht anzunehmen, die Meynungen und Sittenlehre des Confucius öffentlich vortragen sollte. Sein Endzweck war, ihren Verstand aufzuklären, und ihnen die lächerlichen Irrthümer, womit sie behaftet waren, nach und nach zu erkennen zu geben. Dieses Vorhaben gelung ihm so gut, als er nur immer verlangen konnte. Die Leute öfneten in kurzer Zeit die Augen. Die Mönche und die Pfaffen befanden sich in Gefahr, Hungers zu sterben. Deßwegen nahmen sie ihre Zuflucht zu dem Kayser, und stellten ihm vor, der vornehme Weltweise wäre ein gefährlicher Neuerungs-Stifter. Sie erreichten ihren Endzweck, und beredeten den Landes-Herrn alles, was sie nur wollten; Dieser vernünftige Japaner konnte, ohngeachtet seiner ansehnlichen Ehrenämter, seinem Untergange auf keine andere Weise entgehen, als daß er seinem Sohne diese sowohl, als alle seine Ländereyen abtrat, und sich an einen einsamen Ort begab, um sich seinem gelehrten Nachdenken völlig zu überlassen.

Es ist wirklich, werthester Sioeu-Tcheou! etwas ganz erstaunendes, und zugleich überaus unangenehm, wenn man die Verfolgung ansiehet, welche so viele grosse Weltweisen in den allergesittesten und erleuchtesten Ländern haben erdulten müssen. Es haben sich Fürsten, oder obrigkeitliche Personen gefunden, die sie mit den häßlichsten Farben abge-

schildert, sehr mißgehandelt, aus dem Lande getrieben, und so gar zum Todte befördert. Sokrates, jener Weise unter den Griechen, wurde durch diejenigen, die in Athen das Regiment führeten, zum Todte verurtheilet, und wenn sich Aristoteles nicht mit der Flucht gerettet hätte, so würde es ihm eben so ergangen seyn. Ich habe die Flucht ergriffen, sagte dieser Weltweise * zu einem seiner Freunde, damit die Athenienser nicht noch einmal ein Verbrechen begehen möchten; womit er auf den ungerechten und gewaltsamen Todt des Sokrates zielte. Die Griechen sind es nicht allein gewesen, bey welchen grosse Männer, und wahrhafte Gelehrte verfolget worden sind. Verschiedene Römische Kayser haben sie aus dem Lande verwiesen, und andere ihnen ihr Haab und Gut genommen. Die neuern Fürsten in Europa haben es der wilden Wuth jener grausamen Kayser vielmal mehr als zu sehr nachgethan. Kaum wird sich ein einziger unter den grossen Weltweisen anführen lassen, der nicht eine gewisse Verfolgung auszustehen gehabt hat.

Die gekrönten Häupter des Morgenlandes sind eben auch in die strafbaren Ausschweifungen der

Euro-

* Καὶ πρὸς τὸν ἐρόμενον, διὰ τί ἀπέλιπε τὰς Ἀθήνας, ἀπεκρίνατο, ὅτι οὐ βούλεται Ἀθηναίους δὶς ἐξαμαρτεῖν εἰς φιλοσοφίαν. Τὸ περὶ Σωκράτην πάθος αἰνιττόμενος, καὶ τὸν κατ᾽ αὐτὸν κίνδυνον.

Et interroganti, cur reliqvisset Athenas? respondit: quoniam noluisset committere, ut Athenienses bis peccarent in Philosophiam, obscure Socratis mortem innuens, & suum periculum. *Aeliani Variae Histor.* Lib. III. Cap. XXXVI.

Europäer gerathen. Der Kayser Chi-Hoang-Ti ließ ja den Befehl ergehen, daß man die vortreflichen Schrifften des Confucius insgesammt verbrennen sollte. War es nicht sein Wille, die Weltweißheit völlig aus ganz China zu verbannen? Dieses that er unter dem falschen Vorwande, daß diese Wissenschafft, welcher unzählige Leute ihren Fleiß widmeten, weiter zu nichts diene, als die Faullenzerey, und das lüderliche Leben zu befördern, wobey man auf der andern Seite die Kriegskunst und den Ackerbau verabsäumete, welche doch eigentlich die Quellen der Macht, und Wohlfahrt der Nationen wären. Die barbarischen Verordnungen dieses Fürsten wurden auf das allerstrengste vollstrecket. Man verbrannte alle Bücher, nur diejenigen ausgenommen, welche von dem Ackerbau, und von der Arzneykunst handelten. Ließ sich einer oder der andere unter den letzteren ertappen, daß er so trefliche und kostbare Werke aufbehalten und verheimlichet hatte, so wurde er am Leben gestraft. Ohngeachtet aller dieser unerhörten Grausamkeiten rettete man gleichwol verschiedene Abschrifften davon, welche man unter die Erde vergrub, und hernach wieder aus derselben hervorsuchte, nachdem die Verfolgung unter den folgenden Regierungen ein Ende genommen hatte. Unterdessen hatten viele von diesen Büchern durch die Feuchtigkeit des Erdbodens auf eine ansehnliche Weise Schaden gelitten. Gewisse Stellen darinnen konnte man gar nicht vollkommen wieder herstellen, ohngeachtet man alle die verschiedenen Handschrifften, die man hatte auf die Seite schaffen können, sorgfältig gegen einander hielt.

Dieser unersetzliche Verlust hat gemacht, daß man in ganz China mit dem grösten Abscheu und Unwillen an diesen Kayser gedenkt. Nichts war so ungegründet, als der Vorwand, dessen er sich bedienet hat, um den Fleiß auf die Weltweißheit für unnütze zu erklären. Weit gefehlt, daß die Weltweisen in einem Staate, in Ansehung des Krieges und des Ackerbaues unnütze Leute seyn sollten; Sie sind vielmehr überaus nothwendig. Die Erfahrung giebt uns hiervon deutliche Beyspiele an die Hand. Ist nicht unser Confucius derjenige gewesen, der in der Geschichte, die er von dem Kriege zwischen den zinßbaren Fürsten geschrieben, die allervortreflichsten Regeln zum Kriege gegeben hat? Haben nicht unterschiedene von seinen Schülern über den Feldbau ganz ausnehmend schöne Schrifften aufgesetzt? Aber die Weltweisen haben es nicht etwan nur dabey bewenden lassen, daß sie Geschichten von Kriegen schrieben; Sondern sie sind auch gar oft selbst Anführer grosser Kriegsheere gewesen. Beynahe alle diejenigen Griechen, welche heut zu Tage von allen denen, die ihren Namen und ihre Schrifften kennen, vorzüglich hochgeschätzet werden, haben sich in der Kriegskunst besonders hervorgethan *, wenn etwan

* Τὶ δὲ; Οὐκ ἦσαν καὶ οἱ Φιλόσοφοι τὰ πολέμια ἀγαθοὶ; Ἐμοὶ μὲν δοκοῦσιν. εἴγε Ἀρχύταν μὲν εἵλοντο ἑξάκις ϛρατηγὸν Ταραντῖνοι. Μέλισσος δὲ ἐναυάρχησε. Σωκράτης δὲ ἐϛρατεύσατο τρὶς, Πλάτων δὲ καὶ αὐτὸς εἰς Τανάγραν καὶ εἰς Κόρινθον. Τὴν δὲ Ξενοφῶντος ϛρατείαν καὶ ϛρατηγίαν πολλοὶ μὲν καὶ ἄλλοι ᾄδουσι, καὶ αὐτὸς δὲ ὁμολογεῖ ἐν

etwan die Wohlfahrt ihres Vaterlandes, oder sonst eine andere wichtige Ursache sie veranlasset hat, zu Felde zu ziehen. Die Einwohner von Tarent gaben dem Archytas sechsmal die Befehlshaber-Stelle über ihr Kriegsvolk. *Melissus* wurde Admiral; *Socrates* that drey Feldzüge; *Plato* befand sich bey verschiedenen Belagerungen, und insonderheit war er dabey, als Corinth belagert wurde; *Xenophon* war ein geschickter Feldherr; *Dion* befreyete sein Vaterland von der tyrannischen Herrschafft; *Epaminondas* überwand die Lacedämonier in der Schlacht bey Leuctra; *Zeno* gewann zum Besten der Athe-

τοῖς περὶ Κύρου λόγοις. Δίων δὲ ὁ Ἱππαρίνου τὴν Διονυσίου τυραννίδα κατέλυσε. Καὶ Ἐπαμεινώνδας βοιωταρχῶν ἐν λεύκτροις ἐνίκησε Λακεδαιμονίους, καὶ τῶν Ρωμαίων, καὶ τῶν Ἑλλήνων πρῶτος ἐγένετο. Πολλὰ δὲ καὶ Ζήνων ὑπὲρ Αθηναίων ἐπολιτεύσατο πρὸς Αντίγονον. Οὐδὲν γὰρ διοίσει, εἴ τις διὰ γνώμης ὤνησέ τινας, εἴτε δι' ὅπλων.

An vero non fuerunt bellandi periti etiam Philosophi? Mihi sane videntur. Siquidem Archytam sexies ducem elegerunt Tarentini. Melissus vero classi praefuit. Socrates ter in militiam profectus est. Plato etiam ipse fuit in oppugnatione Tanagrae & Corinthi. Xenophontis autem militia, & imperatorium munus cum multi alii descripserunt, tum etiam ipse de se fatetur in libris de Cyro. Dion item Hipparini filius Dionysii tyrannidem evertit, & Epaminondas Bœotarchus ad Leuctra missus superavit Lacedaemonios, & tum inter Graecos primus fuit. Multa etiam pro Atheniensibus in Republica confecit Zenon contra Antigonum. Nihil enim interest, sive quis sapientia, & consilio, sive armis alios juvet aut promoveat. *Aeliani Variae* Histor. Lib. VII. C. XIV.

Athenienser allerhand Vortheile über den Antigonus. Es ist ganz natürlich, lieber Sioeu-Tcheou, daß ein Weltweiser, wenn er Herzhaftigkeit besitzt, viel eher als ein anderer, im Stande ist, über ein Kriegs-Heer zu gebieten, immassen er mit der Tapferkeit auch noch Weißheit und Klugheit verbindet. Die Fürsten und gekrönten Häupter, welche die Gelehrten und die Weltweisen verachten, geben hiermit zu erkennen, wie sehr sie selbst zu verachten sind, weil sie dadurch beweisen, daß sie weder Nachsinnen, noch Tugend, noch Verstand haben. Was soll man nun wohl aus einem solchen Menschen machen, der solche Leute verfolget, die allein im Stande sind, ihm guten Unterricht zu geben? Lebe wohl, lieber Sioeu-Tcheou.

Nagasaki. ——

Der drey und siebenzigste Brief.

Choang, an Yn-Che-Chan.

Vor etlichen Tagen ging ich in Ispahan durch eine gewisse Gasse, und hatte einen Persianischen Kaufmann, einen von meinen guten Freunden, zu meiner Gesellschafft. Ich sahe auf eben dieser Gasse einen Menschen gehen, gegen welchen alle Leute eine ganz vorzügliche Hochachtung bezeigten. Er hatte ein gravitätisches und ernsthaftes Ansehen; Unterdessen ließ er sich angelegen seyn, bescheiden zu scheinen. Er grüssete jedermann mit ziemlicher Leutseligkeit, und redete freundlich mit ihnen, wenn sie

ihn anredeten. Was ist dieses für ein Mann, fragte ich meinen Freund. Es ist ein Mustaded, versetzte er dagegen. Hieraus werde ich, war meine Antwort, eben nicht klüger, als ich vor ihrer Antwort war. „Ich will also, sagte er dagegen, „ Ihnen die Sache deutlicher erklären. Mustaded, „ heissen wir die Lehrer, unter welchen wir glau„ ben, daß man den Iman suchen muß. Diese Leh„ rer stehen bey uns in grossem Ansehen, und es „ wird ihnen mit vieler Hochachtung begegnet. „ Sie müssen aber mit einer grossen Anzahl von „ seltenen Gaben, und vortreflichen Eigenschafften „ versehen seyn. Daher giebt es auch sehr wenige „ Personen, die man für würdig achtet, daß sie „ den Ehrenvollen Namen Mustaded führen. Um „ ihn zu verdienen, müssen sie siebenzig Wissenschaf„ ten aus dem Grunde verstehen, und ohne, daß „ sie ein Buch aufschlagen dürfen, die allerschwer„ sten und bedenklichsten Fragen aus der Gottesge„ lahrtheit, und aus dem Canonischen Rechte in „ der Geschwindigkeit auflösen können. Die Rei„ nigkeit des Herzens muß dem Umfange ihres Wi„ tzes und Verstandes nichts nachgeben. Es ist „ nöthig, daß sie untadelhafte Sitten an sich ha„ ben, und überhaupt ein reines, unbeflecktes Leben „ führen. „

Haben sie denn, fragte ich meinen Freund lächelnd, hier in ihrem Lande viele solche Mustadeds Wenn dieses ist, so muß man nicht eben so gar scharf auf alle die guten Eigenschafften, wovon Sie mir gesagt haben, bey ihnen dringen: oder Persien muß vor andern Ländern etwas voraus haben,

haben, daß es eine grosse Anzahl von Leuten hervorbringet, wovon man bey andern Nationen beynahe gar nichts weiß.

Der Persianer erwiederte: „Wären die Men„schen so bescheiden, und so aufrichtig, daß sie oh„ne alle Partheylichkeit von ihrem Verdienste ur„theilten, so würde ein Mustaded ein eben so „seltsames Ding in Persien, als der Phönix in „Egypten seyn. Aber die Geistlichen bilden sich „hier zu Lande eben so, wie in andern Ländern, „viel auf sich selbst ein, und man trift unter ihnen „genug Leute an, die sich nicht allein zutrauen, „daß sie besitzen, was zu einem Mustaded gehört, „sondern auch frech und ungescheuet den Ehren„Namen selbst sich beylegen; Sie trauen sich zu, „daß sie eben so untrüglich, als die Propheten „sind, und daß ihre Aussprüche wie Glaubens-Ar„tikel aufgenommen zu werden verdienen. Sind „sie nicht wirklich davon überzeuget, daß sie diese „grosse Eigenschafften besitzen, so thun sie wenig„stens alles, was sie können, um ihre Anhänger „zu bereden, daß sie im höchsten Grade damit be„gabet sind. An ihnen lieget es gewiß nicht, „wenn man sie nicht als Ausflüsse von der Gott„heit, oder vielmehr als Vice-Könige des höch„sten Wesens betrachtet, welche alle seine Gewalt „in den Händen haben, und denen alle seine Heim„lichkeiten und Willens-Meynungen aufzuheben „gegeben worden sind.

„Die Forderungen der Mustadeds sind eben „so groß, sie erstrecken sich eben so weit, und klin-

„gen

» gen eben so erhaben, als die Forderungen der
» Italiänischen Ober-Bischöffe. Sie massen sich
» beyderseits einer so gut als der andere das Recht
» an, Sünden zu vergeben, wegen der Reinigung
» von Fehlern, Strafen zu verordnen, die Seelen
» von ihrem Schmutze und Unflathe zu säubern,
» die Missethäter mit dem Himmel wieder zu ver-
» söhnen, und den Sündern die Thüre zu dem
» himmlischen Aufenthalte zu öfnen.

» Sollte es mit den Vorrechten, welche die
» Mustadeds sich anmassen, seine völlige Richtig-
» keit haben, wie wird es denn hernach mit den
» Vorrechten der Italiänischen Ober-Bischöffe wer-
» den, und wenn diese leztern wirklich gewisse
» Vorzüge mit Ausschliessung anderer haben, wie
» sie sich dieselben zueignen, was werden nach die-
» sem die Vorzüge der Mustadeds gelten? Hier-
» mit haben wir zwischen diesen verschiedenen himm-
» lischen Statthaltern eine sehr wichtige Streit-
» Sache, die ohne allen Zweifel lange dauern
» wird, weil sie anders nicht, als durch die Rich-
» ter des Paradieses entschieden werden kann. Es
» kostet viele Mühe, die Endurtheile der Auser-
» wählten zu erlangen, und wir sehen nicht, daß
» sie bis hieher sich die Mühe gegeben haben, über
» so viele Streitigkeiten, die seit verschiedenen
» Jahrhunderten fortdauren, einen Ausspruch zu
» thun. Ihre Gleichgültigkeit in Ansehung der
» Wortstreite der schwachen Sterblichen giebt den
» Geistlichen aller der verschiedenen Religionen ein
» sicheres Mittel an die Hand, daß sie sich alle
» Vorrechte, die sie wollen, ungestört anmassen

» kön-

„ können, und daß sie ihren Widersachern den Be„ sitz und Genuß solcher Rechte, die sie sich zueig„ nen, streitig machen.

„ Ich rede mit Ihnen, fuhr der Persianer fort, „ im Vertrauen und offenherzig, und Sie sehen „ wohl, daß ich alle die Thorheiten, welche meine „ Landsleute für die allerheiligsten Handlungen „ der Religion ausgeben, eben so wenig, als Sie, „ meines Beyfalls würdige. Und wo ist wohl ein „ Mensch, wenn er sonst Lust hat, seine Vernunft „ gehörig zu gebrauchen, der nicht sogleich das „ Lächerliche in dem Verhalten der Mustadeds ein„ siehet, der nicht über die Freyheit lachet, mit „ welcher sie über die Verdammniß, oder die See„ ligkeit der Menschen einen Ausspruch thun? „ Wir halten uns über die Europäischen und Ar„ menischen Geistlichen auf; Was thun sie denn „ mehr, als unsere Mustadeds? Diese letztern „ treiben den Stolz noch weiter.

„ Gesetzt, ein Persianer hat dieses oder jenes „ Gebot seines Gesetzes nicht gehalten; Er hat, „ auf seiner Reise in Christlichen Ländern herum, „ nach ihrer Art und Weise gelebet; Er hat etwan „ Wein getrunken, oder Schweinefleisch gegessen; „ Kurz, er mag einen Fehler begangen haben, wel„ chen er will; Alsbald läufft er zu einem Mu„ stadeds, dem er sein Verbrechen bekennet. Die„ ses thut er in Gegenwart etlicher Personen, die „ er deswegen mitgebracht hat, daß sie Zeugen von „ dieser Handlung, und Bürgen seiner Reue abge„ ben sollen. Der vorgegebene Heilige hält an den

Sün-

» Sünder eine lange Vermahnung. Hernach giebt
» er ihm mit einem Stabe etliche Schläge auf den
» Rücken, und richtet die Anzahl derselben nach
» der Größe des Verbrechens ein, das er ihm ver-
» giebt. Ist das nicht etwas posierliches, wenn
» man die Menschen dadurch bey der Gottheit un-
» schuldig machen will, daß man ihnen Stockschlä-
» ge giebt? Dieses ist wohl die allertölpischeste
» und abgeschmackteste Versöhnung von der Welt!
» Unsere Mustadeds machen uns hierdurch von
» dem höchsten Wesen einen sehr wunderbaren Be-
» grif. Es siehet beynahe so aus, als ob ihre Ab-
» sicht dahin zielete, daß sie den grossen Begrif,
» den es von sich selbst allen Menschen beygebracht
» hat, klein machen, und ganz vereiteln wollen.

» Nachdem die Handlung mit dem Stabe vor-
» über ist, fertiget der heilige Mann eine Schrifft
» aus, in welcher die Loßzählung von Sünden, die
» er dem Missethäter verwilliget hat, enthalten ist.
» Die Worte derselben klingen ziemlich eben so, wie
» diejenigen, deren sich ein Vice-König bedienen
» würde, wenn er etwan im Namen des Kaysers
» seines Herrn Gnaden-Briefe ausfertigen sollte.
» Hier hast du das gewöhnliche Formular solcher
» Freybriefe: Zu der, und der Zeit ist N. N.,
» ein Sohn N. N. vor mir erschienen, und hat
» mir seine Sünden bekannt. Zu dem Ende hat
» er unterschiedene glaubwürdige und tugend-
» hafte Zeugen dargestellt, die es bestätiget ha-
» ben, daß er über seine begangenen Fehler von
» Grund des Herzens gerühret wäre. Auf glei-
» che Weise haben sich die Zeugen erboten, Bür-

„ gen für seine Buße zu seyn; Weßwegen ich
„ ihn von seinen Sünden loßgesprochen, und ge-
„ genwärtige Urkunde habe ausfertigen lassen.
„ Wo ist wohl ein Mensch zu finden, der sich ent-
„ halten kann, über ein solches hoffärtiges Verfah-
„ ren sein Gespötte zu treiben? Muß man nicht
„ mit allem Fleiße die Augen zudrücken, wenn man
„ nicht sehen will, wie sehr es einem solchen heuch-
„ lerischen Heiligen, der sich die Freyheit heraus-
„ nimmt, die Gnade des Himmels den Menschen
„ eigenmächtig mitzutheilen, an jener wahren Tu-
„ gend, an jener Sittsamkeit und Bescheidenheit
„ fehlt, welche schlechterdings einen Theil von der
„ wesentlichen Beschaffenheit eines wahren Mu-
„ stadeos ausmachen müssen, wenn es anders an
„ dem ist, daß sich in der Welt ein solcher vorzüg-
„ licher Mann findet?

„ Ich muß Ihnen gestehen, daß ich aus allen
„ Betrügern, die sich unterstehen, einen ehrwürdi-
„ gen Namen anzunehmen, nicht das geringste ma-
„ che. Vernünftige Leute thun desgleichen, und
„ diese Heuchler haben nirgends weiter, als unter
„ dem gemeinen Volke eifrige Anhänger. Der
„ Landesherr und die Statthalter geben auf jeden
„ Schritt dieser hoffärtigen Geistlichen genau Ach-
„ tung, aus Furcht, sie möchten etwan das An-
„ sehen, worinnen sie bey dem gemeinen Manne
„ stehen, zu ihrem Nachtheile mißbrauchen. Wür-
„ den diese Scheinheiligen nicht noch durch die
„ Furcht der Strafe zurückgehalten, die ihnen be-
„ vorstehet, wenn sie sich nur im geringsten merken
„ lassen, als wollten sie der königlichen Würde und

„ Macht

„ Macht Eintrag thun, so würde sich in gar kur-
„ zer Zeit einer unter ihnen finden lassen, der das
„ Herz hätte, den Titel Iman anzunehmen, und
„ der sich in den Kopf setzte, daß man ihn für den
„ einzigen und rechtmäsigen Landesherrn von Per-
„ sien anzusehen habe.

Das, was sie mir hier sagen, antwortete ich dem Persianer mit grosser Verwunderung über dasjenige, was ich von ihm gehöret hatte, kommt mir sehr wunderbar vor. Sind denn die Könige von Persien nicht die rechtmäsigen Landes-Herren?
„ O ja! sagte dagegen der Persianer, sie sind es
„ ohne Widerrede, und man kann ihnen ihr Recht
„ gar nicht streitig machen. Ja man kann sogar
„ mit gutem Grunde behaupten, daß sie selbst
„ Imans sind, weil sie die Macht derselben in den
„ Händen haben. „ Sie sagen mir hier, war meine Gegenrede, so viel von den Imans. Wollten Sie nicht so gut seyn, und mir erklären, was dieser Name bedeutet, und was dieser Titel für ein Recht giebt, wornach ihre Mustadeds sogar begierig streben, und wovon sie behaupten, daß es weiter niemanden, als einem unter ihnen gehöre?

„ Der Name Iman, erwiederte mein Freund,
„ bedeutet ein geistliches und weltliches Oberhaupt,
„ einen von GOtt abgeschickten Menschen, um die
„ Völker zu regieren, und zu unterrichten. Nun
„ aber müssen Sie wissen, daß unsere Lehrer und
„ Gottesgelehrten behaupten, es sey allemal der
„ Wille GOttes gewesen, daß die Welt durch seine

„ Propheten diejenige ganze Zeit hindurch regieret
„ werden möchte, da es ihm gefallen hat, sie auf
„ die Erde zu senden. Seit dem aber durch gött-
„ liche Fügung keine weiter auf der Welt gebohren
„ werden, sind die Imans an ihre Stelle gekom-
„ men, und haben als Lieutenante der Propheten
„ alle ihre Rechte geerbet.

„ Es sind zwölf Imans gewesen, die einander
„ in der Regierung gefolget sind. Hierinnen stim-
„ men alle Lehrer vollkommen überein: Aber desto-
„ mehr sind sie unter einander uneins, wenn die
„ Frage ist, ob sie noch heut zu Tage Nachfolger
„ haben, oder ob sie seit langer Zeit gar keine wei-
„ ter gehabt. Einige unter den Gottesgelehrten
„ behaupten, da die Menschen wären böse worden,
„ und alle Vorschriften und gute Ermahnungen
„ der Weisen vergessen hätten, so hätten sie sich wi-
„ der die Imans empöret, und das Joch dieser
„ heiligen Personen abgeschüttelt. Um diese Re-
„ bellen zu strafen, hätte GOtt den zwölften Iman
„ unsichtbar gemacht, und in den Himmel hinauf
„ gehoben. Von der Zeit an sind nach ihren Re-
„ den keine Nachfolger und Statthalter der Pro-
„ pheten mehr in der Welt gewesen, und es wer-
„ den auch keine wieder kommen, als bis am Ende
„ der Welt.

„ Etliche andere Lehrer, deren Anzahl sehr an-
„ sehnlich ist, verwerfen die Meynung, welche der
„ Nachfolge der Imans auf einander ein Ende setzt.
„ Sie sprechen, ohngeachtet man heut zu Tage die-
„ jenigen nicht kenne, welche das Amt der Imans

„ ver-

„ verwalten, so sey doch diese Stelle allemal besetzt,
„ und niemals leer gewesen; Es sey schlechter-
„ dings nöthig, daß sich allemal auf der Erde ein
„ gewisser heiliger Mann befinde, welcher der
„ Statthalter GOttes auf der Welt sey, und der
„ sich eben nicht Mühe giebt, verborgen zu bleiben,
„ sondern es nur ist, weil er nicht die äuserlichen
„ Kennzeichen der Macht und des Ansehens unter
„ den Menschen hat. Derhalben aber sind diese
„ Rechte nicht weniger gegründet, und Achtungs-
„ würdig, ohngeachtet sie in fremde Hände gera-
„ then sind. Diesem allen fügen eben dieselben Leh-
„ rer noch bey, was ich Ihnen bereits gesagt habe,
„ daß man diesen unbekannten Iman vorzüglich
„ unter den Mustadeds suchen müsse. Vermuth-
„ lich sehen Sie nunmehr, daß der Landesherr ge-
„ gründete Ursachen hat, auf das Verhalten dieser
„ Mustadeds ein wachsames Auge zu haben, und
„ daß er recht handelt, wenn er es nicht geschehen
„ läßt, daß irgend einer unter ihnen sich unterstehet,
„ auf eine hoffärtige Weise den erhabenen Titel ei-
„ nes Imans anzunehmen. Alsdenn könnte ein
„ solcher eingebildeter Nachfolger der Propheten
„ gar leicht sich in den Sinn kommen lassen, daß
„ er ein Recht habe, sich auf den Thron zu erhe-
„ ben. Als ein Statthalter GOttes auf Erden
„ müßte er Zepter und Rauchfaß, eines so gut als
„ das andere, in seinen Händen haben. Diese
„ Unbequemlichkeiten haben unsere Landesherren
„ mehr als zu wohl eingesehen; daher kommt es
„ auch, daß sie sich Imans nennen, damit sie die
„ Absichten dieser Leute so viel, als ihnen möglich
„ ist, vereiteln möchten. „

Gegenwärtig sehe ich wohl ein, sagte ich zu meinem Freunde, welches eigentlich die Ursachen sind, warum die Persianischen Beherrscher gegen die Mustadeds einen so grossen Argwohn hegen. Aber warum schaffen sie dieselben nicht lieber ganz und gar aus dem Wege, da es Leute sind, welche nicht allein Oberhäupter der Religion, sondern auch des Reichs seyn wollen? Welches ist denn wohl der Bewegungs-Grund, der sie davon abhält, und sie hindert, daß sie sich nicht von der Furcht befreyen, in welcher sie sich immerfort befinden, daß irgend einmal einem solchen vorgegebenen Heiligen die Lust ankommen möchte, sich zu einem Nachfolger der zwölf ersten Imans aufzuwerfen.

„ Unsere Monarchen, antwortete der Persianer, „ sind noch weit weniger eingeschränkt, als alle die „ übrigen Könige in Asien und in Europa. Inzwischen erstreckt sich ihre Macht gleichwohl nicht „ so weit, daß sie sich über dasjenige erheben können, was durchgängig alle gekrönte Häupter von „ dem Aberglauben ihrer Unterthanen zu befürchten haben. Der übertriebene Religions-Eifer „ hat weit mehr Gewalt, als die allergrößten Vorurtheile. Wo dieser sich einmischet, daselbst müssen die übrigen alle weichen. Das Vorurtheil „ von dem blinden Gehorsam gegen den Landes-Fürsten, von der Nothwendigkeit einer despotischen Herrschaft, von der alleräusersten Hochachtung für die Person des Fürsten; kurz, alle, die „ unter den alleraltesten und vielleicht auch unter „ den rechtmäsigsten einen Platz haben, können der

„ Schwär-

„ Schwärmerey nicht die Waage halten. Diese
„ gefährliche Wahnsinnigkeit überwältiget Laster so-
„ wohl, als Tugenden, die sich ihrem Fortgange
„ etwan entgegen stellen könnten, eines so gut, als
„ das andere. Die Hoheit der Könige ist in allen
„ Ländern der Welt durch den Aberglauben nur
„ gar zu sehr gekränket worden. Unsern Landes-
„ Fürsten ist dieses keinesweges unbekannt; Und
„ eben dasselbe ist es, was sie in Sachen, welche
„ die Religion betreffen, behutsamer macht; Sie
„ leiden die Mustadeds im Lande, um nicht die
„ Sachen auf das äuserste zu treiben. Das gemei-
„ ne Volk, in dessen Augen es lauter heilige Leute
„ sind, würde es nicht leiden, wenn man ihnen
„ übel begegnen wollte. Es würde glauben, es
„ baue sich damit, daß es ihre Vertheidigung über
„ sich nähme, eine Stufe in den Himmel. Das
„ fällt ihm gar nicht ein, daß es sie hoch erheben
„ will, so lange es siehet, daß man sie in unge-
„ störter Ruhe läßt. Aber wenn man sie verfolgen
„ wollte, so würde ihre Noth ihm zu Herzen ge-
„ hen, und in ihm das Andenken der alten Imans,
„ an welche es noch immer mit der grösten Hoch-
„ achtung gedenkt, erneuern. Es würde vielleicht
„ auf den Einfall gerathen, daß es einen Versuch
„ thäte, ob es ihnen einen Nachfolger geben könn-
„ te, und dabey könnte es gar leicht zu einem all-
„ gemeinen Aufstande kommen. Man erwählt da-
„ her den klügsten und sichersten Weg, und läßt
„ die Mustadeds in ihrer Ruhe. Aber man giebt
„ genau auf sie Achtung, und woferne etwan ein-
„ mal einer unter ihnen bey dem Fürsten in einen
„ gar zu übeln Verdacht fällt, so straft man ihn

 „ unter

„ unter irgend einem scheinbaren Vorwande mit
„ grossem Nachdrucke. Und nimmt sich so viel, als
„ nur möglich ist, in Acht, daß man das Volk ja
„ nicht auf die argwöhnischen Gedanken verleitet,
„ als wolle man sich an den Mustadeds überhaupt
„ vergreifen.

Ich sehe wohl, waren meine Worte gegen den Persianer, daß Sie alles, was in den Staat, und in die Religion einen Einfluß hat, vortreflich gut verstehen. Dächten alle Ihre Landsleute auf eine so vernünftige Weise, so würde man von dem Aberglauben, dessen betrübte Wirkungen Sie so meisterlich geschildert haben, nicht das mindeste befürchten dürfen. Bleiben sie immerfort bey solchen guten Gedanken, und lassen Sie solchen Leuten unter Ihren guten Freunden, die sich ein Vergnügen daraus machen, wenn sie eine gründliche Känntniß erlangen, und welche Ihren klugen Unterricht eben so gut, als ich, zu schätzen wissen, etwas von Ihrer Einsicht zukommen.

Hier kam ein Armenier auf mich zu, der von gewissen Geschäften mit mir sprechen wollte, und nöthigte mich, das Gespräch auf etwas anders zu lenken. Ich hatte also nicht die Zeit, dem Persianer so, wie ich gern wünschte, zu zeigen, wie groß das Vergnügen über den guten Unterricht war, den ich von ihm erhalten hatte. Ich mache mir Hofnung, daß ich noch allerhand andere gute Nachrichten von ihm erfahren will. Denn er ist in allen Persianischen Wissenschaften überaus wohl bewandert, und

vor-

vorzüglich giebt er sich um die Weltweißheit sehr viele Mühe. Lebe wohl, lieber Yn-Che-Chan.

Ispahan —

Der vier und siebenzigste Brief.

Kieou-Che, an Sioeu-Tcheou.

Endlich reisen wir in dreyen Tagen nach Jedo; Die Sache ist völlig ausgemacht, und seit vier Tagen haben wir die Freyheit, werther Sioeu-Tcheou, auf den Gassen in Nagasaki herumzugehen, und uns in den öffentlichen Gebäuden dieser Stadt umzusehen. Es befindet sich hier eine grosse Anzahl von Tempeln, die man den alten Göttern des Landes, und den auswärtigen Götzen, deren Dienst aus China, und aus den herumliegenden Ländern hieher gebracht worden ist, gewidmet hat. Diese Tempel sind überaus schön gebauet, und nicht allein zu Gottesdienstlichen Handlungen, sondern auch zu öffentlichen Lustbarkeiten bestimmt. Sie sind mit geraumen Gärten, und schönen Spatziergängen gezieret. Man hat daran verschiedene Gebäude angebracht, welche von demjenigen, worinnen sich die Götzenbilder befinden, abgesondert sind. Eben in diesen Gebäuden, und in den angenehmen Orten, womit sie umgeben sind, feyert man die Spiele, und die öffentlichen Feste. Bis hieher habe ich noch nicht die Gelegenheit gehabt, einem solchen Schauspiele beyzuwohnen. Man hat mich aber

versichert, daß es ein überaus herrlicher und prächtiger Anblick seyn soll.

Die Anzahl der Hurenhäuser ist in Nagasaki noch weit grösser, als die Zahl der Tempel, ohngeachtet sich diese letztere auf zwey und sechzig erstreckt. Die Japaner besuchen die Wohnungen ihrer Götter, und die Behausungen ihrer Buhlschwestern eines so fleißig, als das andere. Es ist in diesem Lande etwas sehr gewöhnliches, und darf also niemanden befremden, wenn er siehet, daß die Leute bey dem Ausgange aus einem Tempel an einen übelberüchtigten Ort gehen. Dabey aber ist wohl zu merken, daß sie die Häuser solcher Dirnen, die sich zur Unzucht brauchen lassen, gar nicht für solche Oerter ansehen. Sie haben vielmehr zu ihrer Unterhaltung, und um den Gebrauch davon zu vervielfältigen, allerhand Gesetze gemacht.

Die Gegend in Nagasaki, wo man alle diese Venus-Tempel antrift, liegt auf einer Anhöhe, von welcher der Ueberrest der Stadt völlig übersehen werden kann. Es hat beynahe das Ansehen, als ob die Japaner zu Aufrichtung ihrer Hurenhäuser eben solche Oerter nehmen, als die Europäer zu Anlegung ihrer Citadellen zu wählen pflegen. Die Häuser der Huren nehmen zwo grosse Gassen ein. Sie sind weit schöner, als die Wohnungen der wohlhabendsten Einwohner. Kurz, man kann ohne alles Bedenken versichern, daß die Unkeuschheit und Lüderlichkeit an keinem Orte in der Welt so schöne und so prächtige Wohnplätze, als in Japan haben.

Arme Leute, die eine gar zu grosse Anzahl von Kindern haben, und nicht wissen, wie sie dieselben ernähren sollen, haben die Freyheit, ihre Töchter unter die öffentlichen Huren zu geben. Wenn sie aber dazu taugen sollen, so müssen sie hübsch von Ansehen und jung seyn. Ein Vater darf nur eine von seinen Töchtern an einen von den Aufsehern der öffentlichen Huren verkaufen, so gewinnet er damit so viel, daß er seine übrigen Kinder davon ernähren kann. Dieser eingeführte Gebrauch mag so verwerflich scheinen als er nur immer wolle, so ist er gleichwohl lange nicht so schlimm, als wenn Eltern ihre Kinder wegsetzen, und sie ihres Lebens berauben, wie dieses ehemals bey den allergesittesten Völkern in Europa gebräuchlich gewesen ist.

Ordentlicher Weise ist ein Alter von zehen bis zwölf Jahren die Zeit, da die Väter ihre Töchter verkaufen. Diejenigen, die sie kaufen, wollen auf der einen Seite gern erst diejenigen Krankheiten vorbey lassen, denen die Kinder in den ersten Lebens-Jahren insgemein unterworfen sind; auf der andern Seite aber wollen sie nicht gern ältere Mädgen annehmen, weil es ihnen sonst nicht so leicht wird, sie zu der Hanthierung, wozu sie bestimmet sind, gehörig abzurichten, immassen es ihr Vortheil so mit sich bringt, daß solche Mädgen alle diejenigen Eigenschaften an sich haben müssen, wodurch sie Liebhaber an sich locken können. Diese Oberaufseher, oder wie man sie vielmehr nennen möchte, Unkeusch-heits-Mäckler, unterhalten so viele solche Mädgen, als sie können; Sie weisen ihnen ihre Herberge auf eine sehr bequeme Art in schönen Zimmern an.

Sie

Sie lassen sie tanzen, und auf musikalischen Instrumenten spielen lernen. Sie geben ihnen Anweisung, zärtliche Liebes-Briefe zu schreiben. Kurz, sie unterrichten dieselben in allem, was sie liebenswürdiger und reitzender machen kann. Die Alten, welche mehr Geschicklichkeit und nöthige Eigenschaften, als die Jungen besitzen, ertheilen ihnen Unterricht, und die letztern erweisen ihnen zur Vergeltung für ihre Mühe tausenderley kleine Gefälligkeiten. Diejenigen, die es in der Kunst, jungen Herren zu gefallen, und Liebhaber zu verführen, besonders weit bringen, empfangen von ihrem Herrn allerhand Geschenke theils an Kleidern, theils an Edelgesteinen. Uebrigens muß dieses alles doch durch das Geld, welches sie von ihren Liebhabern bekommen, wiederum bezahlt werden. Da inzwischen dasselbe ohnedem ihrem Aufseher von Rechtswegen zugehört, so sind sie immer noch glücklich dran, daß er die Gütigkeit hat, und ihnen einen gewissen Theil davon zukommen läßt.

Der gewöhnliche Preiß für eine Nacht erstreckt sich von dreyßig Thalern bis auf zween Thaler. Nach der Schönheit, und nach der Jugend der Hure bestimmet man jedesmal, was es kosten soll. Es stehet einem jeden frey, ob er sich zu seinem Vergnügen eine Person wählen will, da es ihm viel Geld kostet, oder ob er es wohlfeil haben will. Unter zween Thalern aber ist gar kein Mädgen zu haben.

Die Anstalten der Japaner, um ihre Lüderlichkeit, oder ihre Unkeuschheit zu befriedigen, läßt es nicht

nicht blos bey den itzt beschriebenen Stiftungen bewenden. Es könnte sich gar leicht zutragen, daß zu der Zeit, wenn die Huren bereits zu Bette gegangen sind, jemanden die Noth drückte, der es nicht gerne sähe, wenn er die Befriedigung seiner Leidenschaften so lange aufschieben müste, bis es Tag wäre. Deßwegen sind die Aufseher verbunden, in einem Kämmergen, das der Thüre ihres Hauses gegen über stehet, alle Nächte ein Mädgen wachen zu lassen, deren sich ein jedweder von den Vorübergehenden zu seiner Wollust bedienen kan, wenn er ihr zween Thaler giebt. Freylich wählet man zu dergleichen nächtlichen Diensten lauter solche Mädgen, die am wenigsten hübsch, und am meisten gebraucht sind; Es müßte denn eine, oder die andere, durch einen begangenen Fehler es verdienet haben, daß sie zur Strafe eine Nacht wachen müßte. In solchem Falle haben die Nachtschwärmer für ihre zween Thaler einen guten Bissen zu geniessen.

Ohne Zweifel wird es dir, liebster Sioeu-Tcheou, sehr sonderbar vorkommen, daß sich ein ganzes Volk so einmüthig mit einander vereiniget, und dergleichen Gewohnheit festgesetzet hat. Ich tadele dasselbe in diesem Stücke eben so sehr, als du. Das will ich zur Noth einräumen, daß in allen grossen Städten öffentliche Huren beynahe unentbehrlich sind, um die Ehre der verheyratheten Weiber und ehrlicher Mädgen in Sicherheit zu stellen. Es ist aber doch nicht recht, daß man die Sachen so weit treibt, und etwas, das man, wenn es möglich wäre, unter einem ewigen Stillschweigen vergraben sollte, mit der grösten Frechheit, ohne Scham und Scheu

Scheu, öffentlich sehen läßt. Kann man wohl die Unverschämtheit höher treiben, als daß man die Nacht über Mädgen auf den Gassen wachen läßt, und eine so unkeusche Anordnung sogar zu einem Stücke der Policey macht? Die Japaner wissen es selbst sehr gut, wie schlecht und verächtlich die Beschäfftigung solcher Leute ist, die dergleichen, aller Ehrbarkeit zuwider laufende, Bequemlichkeiten den Leuten verschaffen. Wenn manchmal eine öffentliche Hure, nachdem sie ihre Zeit ausgedienet hat, in den ordentlichen Ehestand sich begiebt, so begegnet man ihr gar nicht mit Verachtung, sondern betrachtet sie vielmehr als eine ehrbare Frau. Ihr ehemaliger lasterhafter Lebens-Wandel wird auf die Rechnung ihrer Eltern geschrieben, die sie verkauft, und in die betrübte Nothwendigkeit versetzet haben, daß sie sich zu so schändlichen Dingen hat müssen gebrauchen lassen. Demnach fällt die Schande ihrer öffentlichen Unzucht auf diejenigen zurück, welche wirklich strafbar sind. Die Aufseher solcher öffentlichen Hurenhäuser hingegen werden aus der Gesellschafft, und aus dem Umgange mit ehrbaren Leuten auf immer verbannt. Sie mögen damit noch so grosse Reichthümer zusammenscharren, so betrachtet man sie doch als unehrliche Leute. Man setzt sie in einerley Klaße mit den Gärbern, welche hier zu Lande verbunden sind, die Arbeit der Henkersknechte zu verrichten, und ausser der Stadt in Häusern wohnen müssen, die nicht weit von den Orten stehen, wo die Todes-Strafen an den Missethätern vollstrecket werden.

Die alten Europäer, und sogar diejenigen, welche für die Klügsten und Gelehrtesten geachtet wurden, haben von den öffentlichen Huren mit den Japanern einerley Gedanken gehabt, und ihre Lebens-Art eben nicht verächtlicher angesehen, als es bey den letztern geschiehet. Sie liessen ihnen Schutz angedeyhen, sie hielten sie werth, sie liebeten sie sogar eben so inbrünstig und zärtlich, als wenn es die allerkeuschesten und ehrbarsten Weiber von der Welt wären. Unterdessen war ihnen ihr Lebens-Wandel vollkommen wohl bekannt. Terenz stellt nach dem Menander eine öffentliche Hure auf die Schaubühne, welche ihrem Liebhaber die Begebenheiten ihrer vorigen Lebenszeit erzählt *. Sie sagt ihm, nachdem sie Rhodis verlassen hätte, so wäre sie mit einem Liebhaber, der ihr viel von seinem Vermögen zugewendet hätte, nach Athen gekommen. Sie läßt es noch nicht daran genug seyn, daß sie ihm ihre ehemaligen Liebes-Geschichten erzählet; Sie bittet sich bey ihm die Erlaubniß aus, eine Untreue zu begehen **. Das allersonderbarste dabey ist dieses, daß

* Ego cum illo, quocum uno rem habebam tum hospite,
Abii huc: qui mihi reliquit haec, quae habeo, omnia.
Terent. Eunuch. Act. I. Scen. II.

** *Thais.*

Ego non ex animo, misera, dico? quam joco
Rem voluisti a me tandem, quin perfeceris?
Ego impetrare nequeo hoc abs te, biduum
Saltem ut concedas solum.

Phaedria.

Siquidem biduum.
Verum ne fiant isti viginti dies.

Thais.

Profecto non plus biduum, aut - -

daß der Liebhaber, so zärtlich, so verliebt, so eifersüchtig er sich sonsten stellt, gleichwohl in das Begehren der Hure williget. Er giebt ihr die Versicherung, daß er auf das Land gehen, und sich daselbst die bewilligten zween Tage lang härmen und quälen wolle *. Ohngeachtet er sich so gefällig und so verliebt erwieß, so bezahlte er doch die Gunstbezeigungen, die ihm eingeräumet wurden. Der Mangel an Gelde war keinesweges die Ursache, warum er genöthiget war, sich alles gefallen zu lassen, und Gedult zu beweisen. Er sagt seiner Geliebten mit ausdrücklichen Worten: Sein Nebenbuhler sey nicht der einige, von welchem sie Geschenke bekommen habe, und sie sey es niemals gewahr worden, daß seine Freygebigkeit gegen sie aufgehöret habe. Er erinnert sie an eine Ethiopische Sklavinn, und an einen Verschnittenen, womit er sie beschenket hätte **. Die Reden des Herrn bestä-

Phaedria.

aut ? nihil moror.

Thais.

Non fiet. Hoc modo ſine te exorem.

Phaedria.

ſcilicet

Faciundum eſt, quod vis.

Thais.

Merito amo te; Bene facis.

Id. Ibid.

* Rus ibo; ibi hoc me macerabo biduum.
Ita facere certum eſt.

Id. Ibid.

** Num ſolus ille dona dat? Nunc ubi meam
Benignitatem ſenſiſti in te claudier?
Nonne, mihi ubi dixti cupere te ex Aethiopia
Ancillulam, relictis rebus omnibus,

bestätiget der Bediente. Denn da die Hure von der Treue redet, die sie gegen ihren ersten Liebhaber beobachtet zu haben vorgab, und von den Reichthümern, die sie von ihm bekommen hatte, so antwortet er ihr *, es sey nicht wahr, daß sie nur mit diesem einzigen Liebhaber einen Umgang gehabt habe, oder daß er der einzige sey, der ihr alles das Vermögen, welches sie besitze, gegeben: Einen grossen Theil davon habe sie auch der Freygebigkeit seines Herrn zu danken. Hier hast du, werther Sioeu-Tcheou, das wahrhafte Ebenbild der Japanischen öffentlichen Huren, und ihrer Liebhaber. Wir wollen uns doch ein wenig erkundigen, ob die Begriffe, welche die Athenienser von der Hanthierung solcher Huren hegen, mit denen, welche die Japaner heut zu Tage von ihnen haben, eben auf solche Weise übereinstimmen werden, als ihre Zuneigungen und Gefälligkeiten gegen dergleichen Weibsbilder.

Die Japaner betrachten die Häuser der Herren und Aufseher öffentlicher Huren als unehrlich. Eben dergleichen Gedanken hatten auch die Athenien-

Quaesivi? Eunuchum porro dixti velle te,
Quia solae utuntur his reginae, repperi:
Heri minas viginti pro ambobus dedi:
Tamen contemtus abs te, haec habui in memoria.
Ob haec facta abs te spernor.

Id. Ibid.

* Neque tu uno eras contenta, neque solus dedit.
Nam hic quoque bonam magnamque partem ad te attulit.

Id. Ibid.

nienser, und Parmeno lacht ein solches Weibsbild aus, weil es verlangte, man sollte einen jungen Menschen, der ein Mädgen in dem Hause einer öffentlichen Hure genothzüchtiget hatte, als einen Ehebrecher strafen *. So bald als die Japanischen Huren ihr Handwerk nicht mehr treiben, werden sie für ehrliche Frauens-Personen angesehen, und man leidet sie in den ansehnlichsten Gesellschafften. In Athen genossen die öffentlichen Buhlerinnen gerade eben dergleichen Vorrechte, ja sie waren noch weit grösser, und von mehrerem Umfange. Denn sie stunden auch zu der Zeit, da sie noch ihre Hantierung forttrieben, bey ehrwürdigen alten Leuten in grossem Ansehen, wenn sie sich nur ein wenig eingezogen hielten. In dem Terenz bringt es Thais bey dem Laches, dem Vater des Phädria ihres Liebhabers dahin, daß er sie in seinen Schutz nimmt, und dieser Athenienser lässet es sich gefallen, daß aus dem Hause der Buhlschwestern, und aus dem Seinigen nach geschlossener Freundschaft ein einziges Hauß wird **. Das sonderbarste bey der ganzen Sache ist noch die Einwilligung, welche Phädria, ein zärtlicher und eifriger Liebhaber der Thais, zu den Vorschlägen giebt, die ihm sein Neben-

* Quis homo pro mœcho unquam vidit in domo meretricia
Deprehendi quemquam ?

Id. Act. V. Scen. V.

** -- -- -- -- Tum autem Phaedriae,
Meo fratri, gaudeo amorem esse omnem in tranquillo: Una est domus:
Thaïs patri se commendavit in clientelam & fidem
Nobis dedit se.

Id. Act. V. Scen. IX.

benbuhler macht. Nichts ist so etwas seltsames in seiner Art, als der Vergleich, welchen diese zwey Leute durch Vermittelung des Gnatho mit einander machen. Damit es dieser Schmarutzer bey dem Phädria so weit bringen möge, daß er dem Soldaten, seinem Nebenbuhler, erlaubet, bey der Thais aus- und einzugehen, so macht er ihm folgenden Antrag *: „Bedenken Sie nur, Ihre Liebste so» wohl, als Sie, essen gerne etwas Gutes, Sie » sind ein Liebhaber von angenehmen Leckerbißgen; » Unterdessen sind Sie nicht reich, und jene ist » nicht von der Art, daß sie an wenigem genug » hat. Sie stehen in Gefahr, ihre Gunst zu ver» lieren, wenn Sie nicht so viel drauf gehen lassen » können, als sie wünschen wird. Sie können dem» nach nicht besser thun, als wenn Sie sich nach » jemanden umsehen, der Sie frey hält; Und dar» zu schickt sich niemand besser, als der Mann, » den ich Ihnen vorschlage. Er hat das Vermö» gen dazu, und ist überaus freygebig. Ueber die» ses hat er nicht viel Verstand, er ist grob,

» tol-

* Cogita modo; Tu hercle cum illa Phaedria,
Et libenter vivis, (etenim bene libenter victitas,)
Quod des, paululum est, & necesse est multum accipere Thaidem,
Ut tuo amori suppeditari possit sine sumtu tuo; ad
Omnia haec magis opportunus, nec magis ex usu tuo
Nemo est Principio, & habet, quod det, & dat nemo largius:
Fatuus est, insulsus, tardus, stertit noctesque & dies:
Neque tu istum metuas, ne amet mulier: pellas facile ubi velis.

Id. Act. V. Scen. X.

„ tölpisch, ungeschickt, und schnarcht Tag und „ Nacht. Sie dürfen gar nicht befürchten, daß er „ Ihnen das Herz Ihrer Liebste entwendet; Sie „ können Ihn auch sich vom Halse schaffen, so oft „ und so lang es Ihnen beliebt.„ Diesen Vorschlägen giebt Phädria Gehör *, und räumet ein, daß ein solcher Beystand ihm überaus vortheilhaft seyn werde.

Wenn wir, mein lieber Sioeu-Tcheou, die Sitten der alten Athenienser, die wegen ihrer feinen Lebens-Art, wegen ihres Witzes, und wegen ihrer Känntniß in den Künsten und Wissenschafften so sehr gerühmet und gelobet werden, recht genau, und ohne Vorurtheil betrachten, so werden wir finden, daß zwischen ihnen, und den Sitten der Japaner, was die öffentlichen Huren anlangt, eine vollkommene Aehnlichkeit sey. Man eifert wider die Gebräuche, die bey gewissen Völkern im Schwange gehen, und man sinnet nicht darauf, daß sie schon in den ältesten Zeiten vorhanden gewesen, und daß die Fehler und Laster in den neuern Zeiten weiter nichts, als eine Folge von den Lastern der Alten sind. Wollte man sich heut zu Tage bey den Europäern nach dem Ursprunge ihrer meisten Mängel umsehen, so würde man bemerken, daß sie sich von jenen Griechen und Römern herleiten, deren Klugheit und Verstand man auf eine so vorzügliche Art rühmet.

Lebe wohl, und melde mir mit ehestem, wie du dich befindest.

Nagasaki. —— Der

* *Phaedria.*
Mirum, ni illo homine quoquo pacto opus est.
Chaerea.
Idem ego arbitror.
Id. Act. V. Scen. X.

Der fünf und siebenzigste Brief.

Sioeu-Tcheou, an Kieou-Che.

Deine Briefe, werthester Kieou-Che, habe ich mit vielem Vergnügen durchgelesen, und würde noch eher darauf geantwortet haben, woferne mich nicht sehr wichtige Geschäffte daran gehindert hätten. Heute will ich dasjenige thun, was ich bis hieher nicht im Stande gewesen bin zu bewerkstelligen.

Die gelehrte Vergleichung, die du zwischen den Sitten und Gebräuchen der alten Athenienser, und der neuern Japaner in Ansehung der öffentlichen Huren machst, gefällt mir überaus wohl. Wenn du aber die Franzosen so gut, als ich, kennen solltest, so würdest du die Japaner noch viel leichter haben mit diesen letztern vergleichen können; Und um die Schwachheiten der Einwohner Asiens zu entschuldigen, dürftest du deine Zuflucht ganz und gar nicht zu den alten Europäern nehmen. Die neuern würden dir den Stof dazu auf eine überaus bequeme Art gegeben haben. Ich kann dich versichern, daß die Liebe der Franzosen zu den Huren eben so stark, eben so blind, und eben so wenig eckelhaft, als bey den Japanern ist. Sie lieben dieselben so heftig, daß es etwas sehr gewöhnliches ist, Leute unter ihnen zu sehen, welche erstlich sehr grossen Reichthum hatten, und hernach durch diese Weibs-Personen in die äuserste Armuth gerathen sind. Hofleute, Obrigkeits-Personen, Leute im

Soldaten-Stande, Geistliche, kurz, alle Stände durchgängig streiten dem Ansehen nach um die Wette, welcher unter ihnen derjenige ist, der die Liebe gegen die öffentlichen Buhldirnen am höchsten treibet. Große Herren würden glauben, es fehlete ihnen an dem grösten Vergnügen in der Welt, wenn sie nicht einige Huren auf ihre Kosten und zu ihrem Dienste unterhielten. Dergleichen Weibs-Personen geben sie den Namen filles entretenues, **unterhaltene Mädgen**, und es scheinet, als wollen sie hiermit sagen, daß sie ihnen allein zugehören. Aber sie wissen das Gegentheil hiervon gar gut, und eben dieses ist auch unter allen Leuten bekannt.

Die öffentlichen Huren verhalten sich zu Paris nicht im mindesten vernünftiger, noch verständiger, als dort in Japan. Sie nehmen von jedermann Geld und Geschenke an. Gesetzt, sie bezeigen sich gegen ihre Liebhaber gefällig, und geben sich Mühe, ihnen getreu und einzig ergeben zu scheinen, so geschiehet dieses doch nur, um sie desto leichter zu täuschen, und noch mehr zu kirren. Sie mögen sich noch so sehr in Acht nehmen, so entdecket man doch ihre Treulosigkeit. Selten vergehet ein Tag, da nicht eine kurzweilige Erzählung von diesem oder jenen Streiche bekannt wird, den solche unterhaltene Mädgen spielen. Immittelst lieben die Franzosen sie nicht weniger, und sind derhalben nicht behutsamer. Sie lassen dieser Dirnen wegen entsetzliches Geld drauf gehen, und ohngeachtet sie das traurige Schicksal, welches ihre Vorgänger bey solchen Mädgen gehabt haben, mehr als zu wohl wissen, so nehmen sie sich doch bey dem allem nicht

mehr

mehr in Acht. Die lüderliche Lebens-Art ihrer Liebhaberinnen ist ihnen eben so wenig anstößig, als es den Japanern ein Anstoß ist, wenn sich die Ihrigen öffentlich von jedermann zur Unzucht brauchen lassen.

Es scheinet, als wunderst du dich, liebster Kieou-Che, wenn Terenz eine öffentliche Hure also vorstellt, daß sie ihrem Liebhaber erzählet, was für Liebes-Händel sie mit andern Buhlern getrieben habe. Dieses Bild hat in der Natur selbst seinen Grund. Der Lateinische Dichter fand ohne Zweifel unter den Menschen, die zu seiner Zeit lebten, das, was ich alle Tage zu Paris sehe. Nein, werther Kieou-Che, man hat gar nicht nöthig, nach Japan zu reisen, wenn man Weibs-Personen sehen will, deren Verwegenheit sich so weit erstrecket, daß sie sich ihrer Liebeshändel vor den Leuten rühmen, oder wenn man Liebhaber suchet, die so wenig Eigensinn besitzen, daß sie die Erzählung davon ohne Verdruß, und, ohne in Eifer zu gerathen, anhören können. Dergleichen Sachen geschehen in Paris alle Tage. Was würdest du sagen, wenn du diese Oper-Nymphen, diese Sängerinnen, diese Tänzerinnen, welche für die Ruhe und den Beutel junger Herren weit gefährlicher, als die allerheftigsten Stürme für die Felder und Obstgärten sind, sehen solltest, wie sie ihren neuen Liebhabern die wunderbaren Begebenheiten erzählen, die sie mit ihren Vorfahren gehabt haben, wie sie ihnen mit vieler Deutlichkeit und Nachdrucke die Geschenke herrechnen, womit sie von jenen beehret worden sind, um die Gegenwärtigen zur Nachahmung eines sol-

solchen Beyspiels zu ermuntern? Zuweilen erstreckt sich ihre Frechheit so weit, daß sie ihnen deutlich zu verstehen geben, wenn sie sich nicht recht freygebig erwiesen, so würden sie in kurzem ihren Abschied bekommen. Du solltest nur einmal bey solchen Unterredungen zugegen seyn, so würdest du wohl sehen, daß die Franzosen die Schwachheit der Japaner, oder auch der ehemaligen Athenienser ganz und gar nicht als etwas seltsames betrachten durfen. Sie sind eben so gut, wie diese beyden Völker, Sklaven von den öffentlichen Buhlschwestern. Die Liebe, welche sie gegen dieselben bezeigen, geräth nicht eben leicht in eine Unruhe, sie ist weder eigensinnig, noch eifersüchtig. Dazu aber ist sie heftig genug, daß sie ihnen zu den alleransehnlichsten Geldausgaben Anlaß giebt. Haben sie hierzu nicht Vermögen genug, so machen sie es wie der *Phädria* bey dem Terenz. Sie lassen es sich gefallen, daß ihre Liebsten neben ihnen noch einem andern Liebhaber den Zutritt verstatten, der das Geld zum Unterhalte hergiebt. Ein junger Herr, der noch unter der Zucht seiner Eltern stehet, erlaubt, daß ein alter Finanz-Rath zuweilen seinen Platz einnimmt. Ein Officier, der nicht so gar reichlich mit Vermögen versorget ist, giebt seinen Willen drein, daß er die Gunstbezeigungen seiner Schöne mit einem General-Pachter theilet. Kurz, lieber Kieou-Che, der Officier beym Terenz ist eine so wahrhaftig in der Welt vorhandene Person, daß man ihn zu Paris fast bey allen unterhaltenen Mädgen antrift. Sie haben einen Liebhaber, der ihnen zu weiter nichts dienet, als daß er Geld zahlt, den sie zum Besten haben, den sie ausziehen, und auffressen,

wenn

wenn ich mich anders der Ausdrücke des Lateinischen Dichters bedienen darf *. Ein anderer hingegen macht sich auf Kosten seines freygebigen und blödsinnigen Nebenbuhlers lustig.

Du siehest wohl, werthester Kieou-Che, daß die Menschen in den jetzigen Zeiten ziemlich eben das sind, was sie allemal gewesen, und daß die Laster durch eine Zeit von zwanzig Jahrhunderten sich nicht im mindesten verringert haben. Die alten Europäer waren in Ansehung öffentlicher Huren blind, und eben dieses findet sich auch an den neuern; Warum kommt es dir also seltsam vor, daß die Japaner eine gewisse Schwäche gegen dieselben bezeigen? Sind sie dann etwan mehr, als alle andere Menschen verbunden, weise und eingezogen in ihrer Lebens-Art zu seyn? Gesetzt auch, daß die Gebräuche, die sie in Ansehung der Einrichtung öffentlicher Häuser beobachten, einigermassen von den Gebräuchen der alten und neuern Europäer unterschieden sind, so hat doch dieses so wenig zu bedeuten, daß man die eine Nation in der That nicht tadeln kann, ohne zugleich den übrigen eben dergleichen Vorwurf zu machen.

Vielleicht wirst du mir einwenden, daß du in Pecking mit unterschiedenen Europäern geredet hast, welche mit den Lastern ihrer Landsleute übel zu frieden waren, welche die öffentlichen Huren sehr gering schätzten, und alle ihre Ränke bis auf den Grund wußten. In allen Theilen der Welt giebt

* Hunc comedendum & deridendum vobis propino.
Terent. Eunuch. Act. V. Scen. X.

es Leute, die eben so vernünftig denken. Ohne Zweifel hat dieser und jener Japaner an den Gebräuchen seines Landes keinen Gefallen. Aber kann man denn aus dem Verhalten von dreyßig bis vierzig, oder sogar von fünf bis sechshundert einzelnen Personen über eine ganze Nation ein richtiges Urtheil fällen? Die Nation selbst ist es, die man in solchem Falle zu Rathe ziehen muß, und nicht diejenigen, die sich durch ihre Tugend und durch ihren Verstand über das gemeine Volk erheben, und so zu sagen keine andern Gebräuche haben, als solche, die der Reinigkeit der Sitten gemäß sind.

Woferne die Denkungs-Art etlicher einzelner Leute der Denkungs-Art eines ganzen Volkes das Gleichgewicht hielte, so würden die Athenienser, über welche du mit so gutem Grunde klagest, daß sie die öffentlichen Huren bis zur Anbetung geliebet haben, völlig berechtiget seyn, dein Urtheil von sich abzulehnen. Es würden sich unter ihnen Leute finden, welchen das treulose, eigennützige, verführerische Gemüthe der öffentlichen Buhlerinnen vollkommen gut bekannt wäre. Eben derselbe Terenz, auf dessen Worte du dich berufest, um zu zeigen, wie weit sich die Liebe und Hochachachtung der Athenienser gegen solche unkeusche Weibs-Personen erstrecket habe, stellet einen Menschen auf die Schaubühne, welcher sehr verständig davon urtheilet. Wir wollen sehen, was für Reden er dem Chremes * in den Mund legt. Je mehr

* Profecto, quando magis magisque cogito,
Nimirum dabit haec Thais mihi magnum malum.
Ita me video ab ea astute labefactarier.

mehr ich dieser Sache nachdenke, desto mehr bin ich überzeugt, daß es ein grosses Glück ist, wenn mir diese Thais nicht einen Streich von ihrem Handwerke spielet, nach der feinen Art, wie ich sehe, daß sie es anfängt, um es dahin zu bringen, daß ich in ihr Netz fallen soll. Da sie mich bitten ließ, daß ich zu ihr kommen sollte, und ich mich zu ihr begab, ohngeachtet ich sie gar nicht kannte, und nicht das geringste bey ihr zu thun hatte, so sann sie sich gleich einen Vorwand aus, um mich bey sich zu behalten. Sie redete mir etwas von einem Opfer vor, welches

Jam tum, cum primum jussit me ad se arcessier,
(Roget quis, quid tibi cum illa? Ne noram quidem.)
Ubi veni, caussam, ut ibi manerem, repperit.
Ait, rem divinam fecisse se, & rem seriam
Velle agere mecum, jam tum erat suspicio,
Dolo malo haec fieri omnia, ipsa accumbere
Mecum, mihi sese dare, sermonem quaerere.
Ubi friget, huc evasit: Quampridem pater
Mihi & mater mortui essent? Dico, jamdiu.
Rus Sunii ecquod habeam, & quam longe a mari?
Credo ei placere hoc; sperat se a me avellere.
Postremo, ecqua inde parva periisset soror?
Ecquis cum ea una? Quid habuisset, cum periit?
Ecquis eam posset noscere? Haec cur quaeritet?
Nisi si illam forte, quae olim periit parvola
Soror, hanc se intendit esse, ut est audacia.
Verum ea, si vivit, annos nata est sedecim,
Non major: Thais, quam ego sum, majuscula est.

Terent. Eunuch. Act. III. Scen. III.

Es findet sich noch an einem andern Orte in dem Terenz eine Stelle, woraus deutlich erhellet, daß die Alten sehr wohl wußten, wie schlimm öffentliche Huren wären, und daß sie gleichwohl mit ihnen, als mit sehr angesehenen Weibs-Personen umgiengen. In dem Lustspiele Heauton-

ches sie gebracht hätte. Sie versicherte mich, daß sie Dinge von der äusersten Wichtigkeit mit mir zu reden habe. Alle diese Reden brachten mich auf den Argwohn, daß sie mich täuschen wolte. Sie setzte sich mit mir an den Tisch, und über der Mahlzeit bot sie sich auf vielerley Art zu meinen Diensten an. Sie sagte mir alles, was sie nur für dienlich achtete, um mich zu veranlassen, daß ich mich mit ihr einlassen sollte. Endlich merkte sie nun wohl, daß ich auf alle ihre Liebesanträge ganz kaltsinnig antwortete. Sie fragte mich, wie lange es wäre, daß meine Eltern

tímorumenos läßt Clitiphon, ein Athieniensischer Bürger, und ehrwürdiger alter Mann, die öffentliche Hure Bacchis zu sich in sein Hauß kommen, ja was noch mehr ist, er giebt ihr und ihrem Liebhaber eine Abendmahlzeit.

Si fit rogas? -
Senfi: Nam ei unam cœnam atque ejus comitibus
Dedi. Quodfi iterum mihi fit danda, actum fiet.
Nam, ut alia omittam, pytiffando modo mihi
Quid vini abfumpfit! Sic hoc dicens, afperum,
Pater, eft: aliud lenius, fodes, vide.
Relevi dolia omnia, omnes ferios:
Omnes, habui follicitos, atque haec una nox.
Quid te futurum cenfes, quem affidué exedent?
Sic me dii amabunt, ut me tuarum miferitum eft,
Menedeme, fortunarum.

Terent. Heautontim. Act. III. Sc. I.

Noch etwas viel seltsamers, als das gutwillige Verhalten dieses ehrlichen alten Mannes gegen die Buhlschwester Bacchis ist die Höflichkeit seiner Frau, welche die Mägde eben dieser Hure in ihrem Zimmer aufnahm.

Hanc fecum huc adduxit, eaque eft nunc ad uxorem tuam.

Id. Act. III. Scen. IV.

Eltern gestorben wären. Ich sagte ihr, es wäre seit dem schon eine ziemliche Zeit vergangen. Sie erkundigte sich, ob ich nicht zu Sunium ein Landhauß hätte, und ob dieses Hauß weit von dem Ufer der See stünde. Ich denke immer, dieses Hauß hat ihr in die Augen gestochen, und sie mag wohl etwan Lust haben, mir dasselbe abzuschwatzen. Sie fragte mich, ob ich nicht vor etlichen Jahren eine kleine Schwester verlohren hätte. Sie that eine Menge Fragen an mich, wie alt sie damals gewesen wäre, was für Leute sich um sie herum befunden hätten, was für Kleider, was für Geschmeide sie denselben Tag, da sie entführet worden wäre, an sich gehabt, was für Leute etwan noch vorhanden wären, die sie erkennen könnten. Zu was Ende thut sie alle diese Fragen? Sie besitzt eine grosse Dreistigkeit, und wer weiß, ob sie nicht gar darauf umgehet, daß sie sich für meine Schwester ausgeben will?

Alle Leute, werthester Kieou-Che, welche die öffentlichen Huren neuerer Zeiten kennen, und die Beschreibung lesen werden, die uns Terenz von dieser Griechinn hinterlassen hat, werden erkennen, daß nichts mit dem Character der neuern Huren eine grössere Aehnlichkeit hat, als das Bild jener Alten. Schelmerey, Betrug, Verstellung, Liebes-Anträge, und überhaupt alle Laster haben unter dem weiblichen Geschlechte ohne Aenderung und Abnahme stets fortgedauert. Was für ein grosses Glück wäre es für junge Leute, die sich durch dergleichen gefährliche Sirenen verführen lassen, wenn

sie

sie die angezeigte Stelle des Lateinischen Schrift-stellers oft und mit Aufmerksamkeit läsen. Sie würden das Innerste des Herzens dieser Weibs-Personen kennen lernen, deren man sich, wenn es hoch kommt, eben so, als eines Post-Pferds bedienen sollte, welches man einige Meilen weit brauchet, und gar nicht daran denket, daß man es schonen will.

Man hat mir eine Geschichte von einem jungen Franzosen erzählet, welcher seinen Landsleuten billig zu einem Beyspiele dienen sollte. Er war völlig überzeugt, daß die öffentlichen Buhlerinnen die Aufmerksamkeit eines wohlgezogenen Menschen gar nicht verdienten. Immittelst war seine Gemüths-Art so beschaffen, daß sie ihm nicht erlauben wollte, den Gebrauch derselben völlig zu verwerfen, und er bediente sich derselben, als ein Philosoph. Er hatte sich in ein Mädgen verliebt welches durch seine ganz übermäsige Verschwendung schon mehr als einen Liebhaber unglücklich gemacht hatte. Diese Weibs-Person stund keinem anders, als gegen eine ansehnliche Summe Geldes zu Dienste, und zwar hatte sie nicht genug, wenn sie nur ein einziges mal beschenket wurde, sondern es muste dieses gar oft wiederholet werden. Wer ihre Liebe erlangen, und seine Sehnsucht bey ihr befriedigen wollte, derselbe durfte sich nicht etwan nur als einen Liebhaber auf kurze Zeit angeben, sondern er muste sich ordentlich vor den Leuten ihren Liebhaber nennen, und standhaft zu seyn versprechen. Der junge Mensch, von welchem ich oben gesagt habe, hatte von allen diesen Schwierigkeiten vollkommen Nachricht. Einen

nen andern, der keine so witzigen Einfälle, als er, hatte, würden sie ohne Zweifel abgeschrecket haben. Er hingegen überstieg sie alle, und zwar noch dazu, ohne im mindesten sich in Gefahr zu begeben, daß er um sein ganzes Vermögen kommen könnte. Seine Liebe mochte gleich noch so hefftig seyn, so benahm sie ihm doch seinen Verstand nicht, und er kannte den wahren Werth des Gutes, welches er erlangen wollte, vollkommen gut Er besuchte dieses Mädgen in einer prächtigen Kleidung, und hatte die Hände sowohl, als die Schubsäcke mit Edelgesteinen angefüllt. Der Anblick des Goldes, und der Demanten trägt nicht wenig dazu bey, daß die Buhlerinnen sich ergeben. Und warum sollte er auch nicht bey solchen Weibsbildern dergleichen Wirkung thun, weil er sich bey Frauenzimmer so sehr wirksam bezeiget, welches den Namen haben will, daß es den Wohlstand auf die allerstrengste Weise in Acht nimmt? Die Dirne unterließ nicht, ihre Augen an den kostbaren Sachen zu belustigen. Sie empfand ein heftiges Verlangen, sich so grosse Reichthümer zuzueignen. Der behutsame Liebhaber beredete sie auf eine geschickte Weise, daß er ihr dieselben in der Zukunft schenken werde. Er redete mit deutlichen Worten, und erhielt eben dergleichen Antwort. Nachdem sie auf beyden Seiten ihre Vorschläge angebracht hatten, so wurde endlich ein Vergleich geschlossen, in welchem ausgemacht war, daß der Liebhaber die Zeit über, da er in dem Besitze seiner Geliebten bleiben würde, derselben alle Jahre funfzehen tausend Livres geben sollte. Da sie sich nun auf solche Weise mit einander vereiniget hatten, so ließ der junge Mensch ein feines

und wohlschmeckendes Abendessen herbey holen. Man setzte sich an den Tisch, und nach der Mahlzeit gingen sie zu Bette. Der Liebhaber machte sich die Gelegenheit so gut, als ihm möglich war, zu Nutzen; Er nahm zu dem Genuße seiner Ergötzlichkeiten einen grossen Theil der Morgenstunden, weil die Nacht zu Befriedigung seines Verlangens nicht hatte zureichen wollen. Endlich nöthigte ihn die Mittagszeit, aus dem Bette aufzustehen; Er kleidete sich an, und da er im Begrif war, Abschied zu nehmen, so sagte er zu seiner Geliebten, an statt ihr zu versprechen, daß er bald wieder kommen würde: *Meine Wertheste, wir wollen unsere Rechnung machen, wenn es Ihnen beliebt. Ich habe Ihnen jährlich funfzehen tausend Livres versprochen, davon kommen auf den Monat ohngefähr zwölf hundert, und auf die Woche drey hundert Livres. Dieses beträgt jeden Tag etwas mehr als drey Louis d'Or. Die Zeit, da Sie für meine Rechnung sind, macht einen Tag aus. Meine Gewohnheit ist, allemal großmüthig zu handeln. Hier haben Sie vier Louis d'Or, vermittelst welcher wir nunmehr wiederum dasjenige gegen einander sind, was wir vorher waren. Sie können Ihr Glück anderwärts versuchen, und mir stehet es auch frey.*

Was für ein Glück wäre es für die Franzosen, werther Kieou-Che, wenn sie es alle wie dieser kluge und vernünftige Liebhaber machten! Eben so gut kann sein Beyspiel auch den Japanern, und allen andern Menschen nützlich seyn. Es beweiset, daß die allerkürzesten Thorheiten am allerersten zu ent-

entschuldigen sind, und daß man, wenn die Verfassung unsers Blutes, oder unsere Neigung uns zwinget, öffentliche Buhlschwestern zu lieben, dieselben auch als solche Buhlerinnen, und keinesweges als Weibs-Personen lieben solle, welche unsere Aufmerksamkeit, und unsere Hochachtung verdienen.

Lebe wohl, und hüte dich vor Lüderlichkeit, und öffentlichen Hurenhäusern.

Paris. ——

Der sechs und siebenzigste Brief.

Sioeu-Tcheou, an Yn-Che-Chan.

Ohngeachtet die Europäer, liebster Yn-Che-Chan, von sich selbst sehr vortheilhafte Gedanken hegen, so unterlassen sie doch nicht, den Asiatischen Völkern Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Sie loben sie in Ansehung solcher Sachen, die sie als gute Dinge an ihnen wahrzunehmen glauben. Wer weiß, ob sie nicht mehr an ihnen auszusetzen fänden, wenn es ihre Nachbarn, oder ihre Landsleute wären. Durch das Lob, welches sie Leuten ertheilen, die sie als Bürger einer andern Welt betrachten, wird ihre Eigenliebe nicht so sehr gekränket, als durch Lobeserhebungen, die sie solchen Leuten wiederfahren liessen, mit welchen sie immerfort umgehen, oder sonst allerhand zu thun haben, was ihnen zum Vortheil oder zum Nachtheil dienen kann.

Es ist etwas sehr gewöhnliches, daß man in den Büchern der Franzosen lange und beissende Satyren

tyren auf die Engelländer findet. Hingegen aber lassen auch die letztern nicht so leicht eine Gelegenheit vorbeygehen, da sie andern Europäern übels nachreden, sie mißhandeln, und Lästerungen wider sie ausbringen können. Die Deutschen reden von den Spaniern und Italienern sehr verächtlich. In ihren Augen sind die Spanier Leute, die wenig Verstand haben, und sich den allerstrafbarsten Tollheiten der Schwärmerey ergeben, und in einer grossen Unwissenheit stecken; Und die andern halten sie für Leute von seichtem Verstande, die weiter nichts, als unvermuthete Einfälle haben, die gar oft mehr unrichtig, als witzig sind, übrigens aber keine wahre gründliche Gelehrsamkeit besitzen, nichts reiflich überlegen, und keiner Sache vernünftig, und mit gehöriger Aufmerksamkeit nachdenken. Hingegen sprechen wieder die Spanier, die Deutschen wären meistentheils gefährliche Ketzer, welche blos deswegen auf die scholastische Weltweißheit schimpften, weil sie diejenigen Irrthümer an den Tag legte, welchen sie anhingen; Sie beschreiben dieselben als Trunkenbolde, als Trotzköpfe, und geben ihnen eine unzählige Menge verhaßter Beywörter. Die Italiener verfahren gegen sie eben nicht glimpflicher, und geben sie für Leute aus, die nicht den geringsten guten Geschmack haben, die gar nicht verstehen, wie man lebhaft und aufgeweckt schreiben solle, und wie das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden seye. Es wird ihnen nachgesagt, sie verfertigten ungeheure grosse Bände, die mit einer theils langweiligen, theils unnützen Gelehrsamkeit angefüllt wären. Alle diese verschiedenen Völker, werthester Yn-Che-Chan, lassen sich durch

ihre

ihre Vorurtheile, und durch die Eigenliebe verblenden. Sie urtheilen von ihren Widersachern nach der schlimmen Seite, und richten eine ganze Nation nach den Fehlern dieses oder jenes einzelnen Bürgers, ohne Absicht auf die Tugenden, auf die Gaben, und auf die guten Eigenschaften vieler anderer Leute, welche die Fehler wieder gut machen, die man ihren Landsleuten etwan vorwerfen kann. Das hat seine Richtigkeit, daß es allerhand Italienische Schriftsteller giebt, deren Schrifften weiter nichts, als ein Mischmasch von eitlen Spitzfündigkeiten und Wortspielen, die unter einem betrüglichen Scheine nichts Gründliches in sich fassen. Es giebt aber auch Leute, denen man keine solche Fehler vorwerfen kann. Ein Politianus, ein Bembus, ein Picus Mirandulanus, ein Cardanus waren eben so gelehrte Leute, als die allerberühmtesten Gelehrten in Deutschland. In dem letztern Lande haben Leibnitz, Wolf, Pufendorf, und andere eben so hurtig denken können, und sind vielleicht eben so fein und lebhaft in ihrer Einbildungskraft gewesen, als die allerwitzigsten Italiener.

Gelehrte und in den Wissenschaften wohl erfahrne Leute sollten sich von Rechtswegen über die Vorurtheile gemeiner Leute erheben, und einander, sie mögen in einem Lande seyn, wo sie wollen, als Landsleute, und sogar als Brüder betrachten. Es ist also etwas überaus wunderbares, daß eben diese auf eine so unanständige Weise wider einander schreiben, und allerhand Dinge an einander zu tadeln suchen, weil sie nicht aus einerley Lande gebürtig sind. Diese Thorheit, welche in den allereinfältig-

sten Köpfen so lächerlich ist, wird nach meinen Gedanken bey Leuten, welche doch billig das Tadelhafte daran vollkommen wissen sollten, etwas so strafbares, daß ich, so oft mir ein Schriftsteller zu Gesichte kommt, der irgend eine Nation entweder aus Haß, oder aus Eifersucht herunter macht, bey jeder Seite, die ich lese, in eine starke Versuchung gerathe, seine Schrift zu verbrennen, und Bücher, welche sowohl den Gelehrten, als den Wissenschaften Schande machen, so viel in meinem Vermögen stehet, zu zernichten.

Kein Anblick ist für einen vernünftigen Weltweisen häßlicher, als wenn er siehet, daß der Witz gemißbrauchet wird, und dazu dienen muß, daß er, so weit es ihm möglich ist, die wahren Verdienste mit dem Laster, die Unwissenheit mit der Gelehrsamkeit vermengt, und in eine Klaße zusammen wirft. Dieses thun alle diejenigen, die sich bemühen, ihre Leser zu überreden, daß man unter einer Nation, welche oft die allergrösten Männer hervorgebracht hat, lauter elende Schriftsteller antrift. An die letztern pflegen sie sehr weitläuftig zu gedenken, wobey sie von andern nicht ein einziges Wort sagen, ohngeachtet sie ihnen ordentlicher Weise nicht unbekannt sind. Wie kann man wohl vermuthen, daß sie von ihnen nichts wissen sollten, da sie eine Menge anderer kennen, die für sie noch weit mehr fremde sind? Sie loben Chinesische, Japanische, Persianische, Türkische Schriftsteller; Sind denn etwan diese Leute genauer mit ihnen bekannt? Nein, ganz gewiß nicht; Es würde ungereimt seyn, wenn man also denken wollte. Aber

das

das ist die Sache: Weil es Leute sind, die weit von ihnen wohnen, so geben sie ihnen nicht so viel Anlaß zur Eifersucht.

Vor einigen Tagen habe ich in einem Engelländischen Schriftsteller von unserm Reiche, von unserer Chinesischen Regierung, und von unserm berühmten Confucius eine prächtige Lobschrift gelesen. Weißst du wohl, wohin diese Lobserhebung zielte? Sie sollte Gelegenheit geben, den Spaniern die allerempfindlichsten Vorwürfe zu machen. Der angezeigte Schriftsteller redete mit Verwunderung von dem Alterthume unserer Monarchie, die so viele Jahrhunderte hinter einander ohne Veränderung, und ohne eine Verschlimmerung fortgedauert hat. Vielleicht geschiehet dir ein Gefallen, wenn du alles dasjenige, was er über diesen Gegenstand geschrieben hat, hier beysammen findest *: „Wir „haben,

* Der Schrifftsteller einer Lateinischen Satyre, welche zu London im Winter- oder Christ-Monate 1738. unter der Ueberschrifft: Miltonis Epistola ad Polionem, Lond. apud T. Cooper, fol. heraus kam, beschreibet die Regiments-Verfassung der Chineser mit folgenden rühmlichen Worten:

SINENSIA regna
Miremur, quae immota manent, semperque manebunt.
Cur, quae olim fuerat caput orbis, nunc lare parvo
Nititur, & quicquid Veneri promiserat ipse
Juppiter, angusto contenta est limite Roma,
Ac putat, esse aliquid magnas jactare ruinas?
Quis favor, aut quae vox Superum Sinense beatum
Efficit imperium, nullo mutabilis aevo?
Audi haec, & sanctum CONFUCI numen adora.

„ haben, sagt er, Ursache, das Reich der Chineser
„ zu bewundern, welches noch heut zu Tage eben
„ so

Summa SALUS POPULI lex esto & summa piorum
Relligio summa haec eadem quoque gloria regum,
Sive foro, seu quid casta versatur in Aula,
Haec lex consiliis sese ingerit omnibus, haec lex
Praefectos, proceresque facit, movet arma deosque:
Omnis & in populo regis stat cura parentis.
Sed tamen & regi sua sunt insignia: equique,
Servique & Satrapae, gemmae, longa atria, pluresque
Uxores, nequid desit regale, quod usquam est.
Verum haec nec populi duro sunt parta labore,
Nec scelerata dedit facilem victoria praedam.
Non aliena cupit, nec causas quaerit HOANG-TI,
Nec numerat belli lauros; nec opima tropaea,
Nec vastae caedes Sinensis nomen honestant.
Illi omnes odio, qui magna clade superbi,
Aut rapto reges vivunt. Si forte PHILIPPUS
Dona ferens poscat, SINENSI fœdere jungi
Rex regi, (alter terrae at cœli est filius alter)
Legatis pater haec SINAE respondeat aequus:
Qui procul a nobis, semper procul este, latrones
Crudeles, avidi, meditantes bella, rapinas,
Atque virum strages, queis pacem & munera fertis!
Cursatur terras omnes, maria omnia circum,
Nempe unus regem vestrum non continet orbis,
Nec locus est sceleri summo. Quid AMERICA vobis?
Quid gemini fecisse juvat certamina mundi?
An tanti sunt fulva metalla? Latere volentes
Effodiuntur opes. Operi deus instat Iberus
Infando, utque unum possit ditare tyrannum.
En terras populat late insontesque penates,
Atque nefas suadet, quantum haud molitur Erynnis!

Man giebt vor, dieser Brief sey von dem berühmten Milton geschrieben, und unter seinen hinterlassenen Schriften gefunden worden.

» so bestehet, wie es allezeit gewesen ist, und das
» auch immer so fortdauern, und vor allen grossen
» Veränderungen sicher seyn wird. Hingegen sehen
» wir, daß Rom, welches ehemals die Beherrsche-
» rinn der ganzen Welt war, gegenwärtig sehr in
» Verfall gerathen ist. Die Versprechungen, wel-
» che Jupiter der Venus that, haben nicht die ge-
» ringste Wirkung gehabt, und jene ewige Macht,
» welche diese Stadt allezeit behalten sollte, ist
» ganz und gar verschwunden. Rom hat weiter
» nichts, als den traurigen Vortheil übrig behal-
» ten, daß es mit seinen ungeheuren Trümmern,
» und mit seinen Ruinen groß thun kann. Wel-
» ches ist denn nun aber die gnädige Gottheit, die
» durch ihre Macht das Reich der Chineser vor
» Staats-Veränderungen in Sicherheit stellen konn-
» te, und ihre Städte gegen die schlimmen Anfälle
» der Zeit geschützet hat? Es ist der berühmte und
» verehrungswürdige Confucius, den man nach
» seinem Todte gleich einem Gott zu verehren Ur-
» sache hat. Dieser grosse Mann beförderte durch
» die weisen Gesetze, die er gestiftet hat, die
» Wohlfahrt des Volks, er war die Stütze der
» Religion, und der Schutz-Engel gekrönter
» Häupter. Seine vortrefliche Gesetze fassen alles
» dasjenige in sich, was die verschiedenen Stände
» etwas angehet. Sie verordnen die Entscheidun-
» gen der Richter, die Anordnungen des Fürsten,
» das Verhalten der Hofleute, die Aufführung der
» Statthalter, und die Zucht unter dem Kriegs-
» Volke. Sie machen den Landes-Herrn zum Va-
» ter seiner Unterthanen, und hindern ihn, daß
» er nicht ihr Tyrann ist. Immittelst thun sie sei-

» nem Ruhme, und seinen Rechten keinen Abbruch.
» Sie verstatten ihm Bediente, Sklaven, Pferde,
» Reichthümer, Weiber im Ueberfluße. Kurz, sie
» räumen ihm in reichem Maaße alles dasjenige
» ein, was der Königlichen Hoheit gemäß ist.
» Das allerschönste und bewundernswürdigste ist
» dieses, daß alle diese Reichthümer nicht mit dem
» Unglücke der Unterthanen, mit ihrem Elende,
» und mit ihrer Sklaverey, oder durch irgend ei-
» nen ungerechten Krieg, welcher allerhand theils
» verhaßte, theils strafbare Siege nach sich ziehet,
» erworben werden. Der weise Kayser Hoang-Ti
» trachtet nicht, sich der Habseligkeiten seiner Un-
» terthanen zu bemächtigen. Er verschmähet solche
» vermeynte Lorber, die im Kriege gewonnen wer-
» den, und die tugendhaften Chineser geben grau-
» samen Wüterichen keinen ehrbaren Namen. Sie
» verabscheuen alle solche Fürsten, die ein Vergnü-
» gen daran finden, wenn sie Menschen auf die
» Schlachtbank führen können. Umsonst läßt Phi-
» lipp, der König von Spanien, durch seine Ge-
» sandte Vorschläge zu einem Bündniße thun. An
» statt, daß sie ihnen dieses bewilligen sollten, so
» weisen sie diese Abgesandten mit Verachtung ab.
» Entfernet euch von hier, sprechen sie zu ihnen,
» wir haben niemals mit euch etwas zu schaffen
» gehabt, und wir haben auch künftighin dazu
» keine Lust. Wir verabscheuen eine Nation,
» die nach Morde und Raube begierig ist, und
» welche diejenigen Völker zerstöret, denen sie
» den Frieden und Geschenke anbietet. Was
» habt ihr bey uns zu suchen, und welches ist
» der Endzweck, warum ihr hieher kommt?

» Sind

» Sind die Schranken, welche durch weit ent-
» legene Seen gesetzet werden, und wodurch
» wir von einander getrennet sind, noch nicht
» stark genug? Euer König besitzet einen so
» grossen Ehrgeiz, daß er an einer einzigen
» Welt nicht genug hat, und die andere mit
» Furcht und Schrecken erfüllet. Denket ihr
» etwa, wir wissen nichts von den entsetzli-
» chen Handlungen, die ihr in Amerika verübet
» habt? Der Durst nach Golde plaget euch.
» Umsonst hat die Natur dieses Metall in dem
» Schoose der Erde verstecket. Ihr wendet alle
» Mittel an, um dasselbe herauszusuchen. Der
» Gott der Spanier begünstiget solche strafbare
» Handlungen, und entvölkert ganze Reiche,
» um einen Tyrannen reich zu machen. Er giebt
» zu mehreren Verbrechen Vollmacht, als eine
» aus der Hölle hervorkommende Furie begehen
» kann.

Man kann nicht in Abrede seyn, werthester Yn-Che-Chan, daß wir die Lobsprüche, welche dieser Engelländer unsern Gesetzen und Gebräuchen beyleget, verdienen. An der Abbildung, die er von den Spaniern macht, findet sich eine grosse Aehnlichkeit. Immittelst bemerket man gleichwohl, daß der Haß hier und da ein wenig hervorblicket. In der Art, wie man unsern Kayser Hoang-Ti redend einführet, hätte man sich wohl zum Theil gelinderer Ausdrücke bedienen können. Das ist ganz sicher, daß dieser Fürst dergleichen hefftige Worte, als man ihm in den Mund zu legen für gut befunden hat, nicht gebrauchet haben würde. Aber die Europäer

ropäer machen es nun nicht anders, wie ich dir bereits gesaget habe. Sie lassen nicht leicht eine Gelegenheit vorbeygehen, da sie ihren Nachbarn an ihrem guten Namen einen Schandfleck anhängen können. Sie erwählen hierzu die allerstärkesten und empfindlichsten Ausdrücke. Wer weiß, wie es uns gehen würde, wenn wir so nahe, als die Spanier, neben den Engelländern wohneten, und ihre Eifersucht durch eben diejenigen Staats-Ursachen rege machten, die zwischen ihnen und jenem Volke Uneinigkeit stiften? Sie würden eben so viel an uns zu tadeln finden, als sie gegenwärtig an uns loben. Sie würden sich wohl gar umsehen, wo sie allerhand scheinbaren Vorwand hernehmen könnten, um unserm grossen Confucius Schimpf und Schande anzuthun. Sollte ihnen wohl dieses etwan zuviel seyn, da sie von dem berühmten Descartes alle Tage mit Verachtung sprechen, und dieses lediglich deswegen, weil er ein Franzoß war.

Die Europäer fragen nicht darnach, ob die Ursachen gerecht und billig sind, auf welche sie die Schmähreden gründen, die sie ihren Nachbarn sagen. Haben sie keine rechtmäsigen, dergleichen etwan diejenigen heissen können, auf welche der Engelländische Schriftsteller seine Vorwürfe wider die Spanier gründet, so nehmen sie ihre Zuflucht zu nichtigen und ungegründeten, oder sie sinnen sich wohl gar einige aus. Die allergeläutertste Tugend ist sodann nach ihren Reden eine gefährliche Heucheley, und die allerweitläuftigste und gründlichste Wissenschaft ein Gewebe von Träumereyen, und elenden Erscheinungen. Solltest du wohl, mein

lieber

lieber Yn-Che-Chan, glauben, daß es in London gar nichts seltsames ist, den Descartes einen Träumer, und einen Grillenfänger nennen zu hören? O Himmel, ist es wohl erlaubt, sich durch vorgefaßte Meynungen und Vorurtheile so weit verblenden zu lassen, daß man von einem der größten Männer, die jemals in der Welt gelebet haben, ein so ungereimtes Urtheil fällen kann? Ist es wohl recht, daß man ihm bloß deßwegen, weil er von Geburt ein Franzoß war, diejenige Gerechtigkeit, die er verdienet, nicht wiederfahren lassen will?

Bilde dir ja nicht etwan ein, werther Yn-Che-Chan, man sey in Frankreich bescheidener, oder vernünftiger, als in Engelland. Es fehlet dort eben so sehr an einem vernünftigen Verhalten, und man siehet daselbst alle Tage, daß gelehrte Leute gewisse Wahrheiten verwerfen, und mit grosser Verbitterung darwider reden, weil sie durch Engelländer entdecket worden sind. Da sind doch unsere Landsleute die Chineser wahrhaftig um einen grossen Theil vernünftiger! Bey ihnen werden wahre Verdienste allemal in Ehren gehalten, sie mögen sich befinden, bey welcher Nation sie wollen, und sollten sie dieselben auch bey ihren ärgsten Feinden antreffen. Haben wir nicht mit den Japanern lange und ewige Kriege geführet? Unterdessen lassen wir ihren guten Eigenschaften doch immer Gerechtigkeit wiederfahren. Sie ihrer Seits bezeigen gegen grosse Männer, die aus China herstammen, eine solche Hochachtung, daß sie dem Confucius, und mehr als einem von seinen Schülern Tempel aufgebauet haben.

Es

Es wundert mich gar nicht, daß die Japaner gegen die Europäer eine so grosse Verachtung hegen. Wie die letztern die Erlaubniß hatten, bey ihnen Handlung zu treiben, so reitzten sie jene zum Unwillen, weil sie auf eine so gar beisende und empfindliche Weise von einander redeten. Unsere Landesleute haben angefangen, die Denkungs-Art der Japaner anzunehmen; Und die vielen unanständigen Streitigkeiten, welche zwischen den Französischen und Italienischen Mißionarien entstanden sind, haben nicht wenig zu der Bekanntmachung derjenigen Verordnung beygetragen, welche sie insgesamt aus dem Lande verwiesen hat. Blos etliche Mathematiker sind ausgenommen, welchen man in Betrachtung ihrer Wissenschaften noch erlaubet hat, im Lande zu bleiben. Dieses dienet zu einem deutlichen Erweise, daß wir rühmliche Eigenschaften auch sogar bey solchen Leuten in Ehren halten, die wir eben nicht lieben. Bey diesen Gedanken, werther Yn-Che-Chan, wollen wir immerfort bleiben. Wir wollen uns mit allem Fleiße in Acht nehmen, daß wir nicht in jene niederträchtige Eifersucht gerathen, welche allen Europäischen Nationen zur Schande gereichet, die sie hindert, der Tugend den Zoll, den sie verdienet, zu entrichten, die sie zu Sklaven schimpflicher Vorurtheile macht, und bey allen den übrigen Völkern des Erdbodens in Verachtung bringt. Wenn ich an einem Franzosen, der ein Gelehrter seyn will, gewahr werde, daß er sich ganz fühlloß gegen die Schönheiten bezeiget, die in gewissen Engelländischen Schrifften reichlich anzutreffen, und die der Natur so gemäß, und un-

gekün-

gekünstelt sind, daß auch Leute von ganz gemeinen Verstandes-Kräften sie sogleich bemerken, so fällt mir dabey allemal dasjenige ein, was Apelles dort zu dem Alexander sagte. Dieser Herr betrachtete sein Bildniß, und bezeigte darüber eben keinen so gar grossen Wohlgefallen, ohngeachtet es so schön war, daß ein Pferd zu wiehern anfing, da es dasjenige sahe, auf welchem der König gemahlt war. Dieses gab dem Mahler Gelegenheit zu sagen: O König, dieses Pferd verstehet von der Mahlerkunst mehr, als Sie *.

Lebe wohl, und gib mir bald Nachricht von deinem Wohlbefinden.

Paris. —

Der

* Ἀλέξανδρος θεασάμενος τὴν ἐν Ἐφέσῳ εἰκόνα ἑαυτοῦ, τὴν ὑπὸ Ἀπελλοῦ γραφεῖσαν, οὐκ ἐπήνεσε κατὰ τὴν ἀξίαν τοῦ γράμματος. εἰσαχθέντος δὲ τοῦ ἵππου, καὶ χρεμετίσαντος πρὸς τὸν ἵππον τὸν ἐν τῇ εἰκόνι ὡς πρὸς ἀληθινὸν καὶ ἐκεῖνον, ὦ βασιλεῦ (εἶπεν ὁ Ἀπελλῆς) ἀλλ' ὅγε ἵππος ἔοικέ σου γραφικώτερος εἶναι κατὰ πολύ.

Alexander, Ephesi suam ipsius imaginem, quam Apelles pinxerat, contemplatus non laudavit pro dignitate picturae. Quum autem introductus equus adhinniret equo picto, perinde atque vero: O Rex! inquit Apelles, hic sane equus artis pingendi peritior, quam tu esse videtur. *Aeliani Variae Historiae* Lib. II. Cap. III.

Der sieben und siebenzigste Brief.

Choang, an Yn-Che-Chan.

Ich habe mich, werthester Yn-Che-Chan, sehr genau erkundiget, in was für einem Zustande sich die Weltweißheit bey den Persianern befindet. Es wird daselbst viel Fleiß darauf gewendet; Inmittelst hat sie gleichwohl daselbst lange nicht so guten Fortgang, als bey den Europäern gehabt. Die Persianer tragen weit mehr Sorge, die Meynungen der Weltweisen, die ihre Vorgänger gewesen sind, zu lernen, und fortzupflanzen, als zu untersuchen, ob diese Weltweisen sich nicht vielleicht in vielen Sachen geirret haben.

Die Araber und die Persianer, die man in der Weltweißheit als ihre Schüler zu betrachten hat, halten es alle einmüthig mit der Peripathetischen Schule, und erkennen den Aristoteles für ihren ersten Lehrmeister. Sie bedienen sich seiner Schrifften, welche aus dem Griechischen von Wort zu Wort in das Arabische übersetzet worden sind. Indessen bedienen sie sich dieser lange nicht so sehr, als der Auslegungen, welche Avicenna, Cojaneßir, ein berühmter Persianer, und verschiedene andere Morgenländische Weltweisen über diesen Schriftsteller geschrieben haben. Einige von diesen Auslegern haben sogar das Herz gehabt, unterschiedene Meynungen des Aristoteles zu verändern, unter dem Vorwande, daß sie durch die Abschreiber verstümmelt und verfälschet worden wären. Ohne

diese Vorsicht aber würden sie sich wohl nicht die Freyheit herausnehmen, irgend eine Meynung ihres Lehrmeisters zu verwerfen.

Aristoteles stehet in Persien heut zu Tage in eben so grossem Ansehen, als er vor zweyhundert Jahren in Europa gehabt hat. Der einzige Abausaied Aly unterstund sich, eine Schrifft wider seine Metaphysik bekannt zu machen. Er fand aber fast eben so viele Feinde und Widersacher, als Gassend sich zuzog, da er wider diesen Griechischen Weltweisen ein Buch herausgab. Der Persianische Kunstrichter ist noch weit weniger, als der Französische fortgekommen. Man hat sich ebenfalls hefftig wider ihn empöret, und auch nach der Zeit die vorgefaßte Meynung, die man einmal angenommen hatte, nicht wieder fahren lassen; An statt, daß in Europa endlich die Wahrheit durch die dicken Wolken hindurch gedrungen ist. Daselbst betrachtet man heut zu Tage alle die grösten Kunstrichter des Aristoteles als diejenigen, welche die gute Weltweißheit wieder herstellen.

Die Persianer machen weit weniger aus den Werken des Averroes, als aus den Schriften des Avicenna, weil sie vielleicht jene für dunkler und unverständlicher halten, oder weil sie mit ihnen nicht so sehr bekannt sind. Unterschiedene Leute, die zu Ispahan ihren Fleiß den Wissenschaften widmen, haben davon eine sehr geringe Känntniß.

Die Persianer theilen die ganze Weltweißheit eben so, wie die Europäer, in drey Haupt-Theile, die Vernunftlehre, die Naturlehre, und die Metaphysik.

physik. Auf die Vernunftlehre halten sie eben so viel, und vielleicht noch mehr, als die Scholastiker. Immittelst giebt es unter ihnen große Weltweisen, welche daraus eben so wenig zu machen pflegen, als Gassend machte. Dieser weitberühmte Hersteller der Weltweißheit setzte sie nicht in die Zahl der wirklichen und eigentlichen Theile der Weltweißheit. Er sagte, wenn das Auge sähe, das Ohr hörte, und die übrigen Sinne das ihrige gehörig verrichteten, ohne daß sie die mindeste Vorschrift hätten, so würde doch wohl auch der Verstand richtige Schlüße machen, und die Wahrheit sowohl suchen, als finden, ohne die Hülfe der Vernunftlehre vonnöthen zu haben. Cojaneßir, eben derjenige Persianische Weltweise, den ich dir bereits genennet habe, und der von der Mathematik viele Wissenschaft besaß, sagte immer in den letztern Jahren seines Lebens, es wäre eine sehr ärgerliche Sache, daß von zwo Wissenschaften, auf welche die Menschen ihren Fleiß noch am allervernünftigsten wenden könnten, worunter er die Vernunftlehre und die Mathematik verstund, die erste eine falsche und eitle *Wissenschaft* wäre, deren *Erkänntniß* gar *zu nichts* diene, und die andere zu erwerben so viele Mühe kostete, daß man die Wahrheiten, die sie uns zu wissen thäte, sehr theuer erkaufen müste, ohngeachtet alles darinnen wahr und gegründet wäre. In allen Ländern, lieber Yn-Che-Chan, haben sich große Männer gefunden, welchen nicht unbekannt gewesen ist, daß diejenige Vernunftlehre, wovon alle Anhänger des Aristoteles, und die Europäer so viel Rühmens machen, keinen Nutzen habe. Unsere Landsleute die Chineser verachten mit gutem

Grunde

Grunde diese eitle und falsche Wissenschaft, welche weiter zu nichts dienet, als daß man kunstmäßige Vernunft-Schlüsse über Sachen macht, die man nicht verstehet, und die vielen Leuten die Gedanken beybringt, daß sie dasjenige gründlich verstehen, wovon sie nicht den mindesten richtigen Begrif haben.

Die Naturlehre wird bey den Persianern eben so, wie die Vernunftlehre getrieben. Unter diesem Theile der Weltweißheit begreifen sie die Mathematischen Wissenschaften, und die Arzneykunst. Die besondere Gewogenheit gegen alte Meynungen, und der Haß gegen die neuern sind von langen Zeiten her zwey mächtige Hindernisse gewesen, und sind es auch noch heut zu Tage, daß die Persianischen Naturlehrer es in ihrer Kunst nicht so weit gebracht haben, als sie es hätten bringen können. Kurz vor den gegenwärtigen Zeiten haben sie noch insgesammt geglaubet, daß der gröste Theil der Erde nicht bewohnet werden könne. Sie stellten sich vor, sie schwämme in einem ungeheuren grossen Meere, gleich einer Melone in einem Becken voll Wasser herum, wovon nur der oben befindliche Theil von Wasser entblöset ist. Endlich haben die Reisen der Europäer auf dem weiten Wege um Afrika hinum es so weit gebracht, daß sie ihre Meynung geändert haben. Die Stärke der Vorurtheile war bey ihnen so groß, daß die Erfahrung sie mit Mühe und Noth von dem Gegentheile überführet hat.

Ein Persianischer Schriftsteller, der vor ohngefähr acht hundert Jahren lebte, ließ sich einfallen

zu behaupten, die Welt sey um und um bewohnet, und es wären Antipoden oder Gegenfüßler. Seine Meynung kam den Persianern so seltsam und widersinnig vor, daß, wenn seine Schriften nicht ausserdem so vortreflich gewesen wären, als sie wirklich waren, dieses mehr als zu hinreichend gewesen seyn würde, um den Leuten eine schlechte Meynung davon beyzubringen, und es zu hindern, daß sie nicht auf die Nachkommenschaft fortgepflanzet wurden. Itziger Zeit lassen die Persianer diesem Schriftsteller, der in der Mathematik sehr erfahren war, Gerechtigkeit wiederfahren. Es ist gar kein Wunder, daß ihre Vorfahren sich der Meynung, welche die Antipoden annahm, so sehr zuwider bezeiget haben. Ehe man sie entdeckete, beschuldigten da die Europäer nicht ebenfalls diejenigen, die ihr Daseyn behaupteten, einer schädlichen Ketzerey? Was für übele Bezeigungen, was für Verfolgungen hatte nicht Virgilius, einer von ihren Bischöffen, auszustehen, weil er eben das gesagt hatte, was wir von dem Persianischen Schriftsteller gehöret haben? Gehen wir bis zu den alten Griechen zurück, so werden wir finden, daß die Meynung von Antipoden, welche daselbst durch den Plato behauptet worden war *, gar wenig Gönner fand, und daß das Volk überhaupt sie durchgängig verwarf. Sie fand bey niemanden weiter, ausgenommen bey etlichen Weltweisen, Beyfall.

Wenn

* Καὶ πρῶτος ἐν Φιλοσοφίᾳ Ἀντίποδας ὠνόμασεν. Et primus in Philosophia (Plato) nominavit Antipodas. *Diogen. Laert.* de Vit. Philos. Lib. III. Segm. 24.

Wenn die Menschen klug wären, und sich die Begebenheiten gehörig zu Nutzen zu machen wüsten, so sollte die Entdeckung der Antipoden sie vorsichtiger und behutsamer machen, solche Meynungen, die von Weltweisen behauptet werden, und ihnen bißweilen seltsam oder ungegründet vorkommen, zu verwerfen. Sie sollten betrachten, daß diese grossen Männer, welche die Sachen mit weit helleren Augen, als sie, prüfen, auf solche Weise Wahrheiten entdecken, die für sie unbegreiflich sind, und für Leute von mittelmäßigem Verstande bloß durch die Erfahrung, keinesweges aber durch Vernunft-Schlüße begreiflich gemacht werden können.

Ohngeachtet die Persianer von der Weltweißheit des Demokrits, und des Epikurs weiter nichts wissen, als was sie davon in den Schriften des Aristoteles, und in den Auslegungen des Avicenna gelesen haben, so nehmen sie doch immer den Lehrsatz von mehreren Welten an.

So wenig, als sonst die übrigen Griechischen Weltweisen in Jspahan bekannt sind, so sehr ist es hingegen Pythagoras. Seine Weltweißheit, die unter allen Jndianern eingeführet ist, hat hier zu Lande sehr viele Anhänger. Sie werden in zwo verschiedene Seckten abgetheilet. Man nennet sie durchgängig Sufys. Aber sie sind gleichwohl unterschieden, und auch sogar in den wesentlichsten Lehren nicht mit einander eins. Diejenigen, die sich zu der zahlreichsten Seckte rechnen, nehmen die Seele der Welt an. Es ist wahr, daß sie sich überaus viele Mühe geben, diesen Lehrsatz, der dem

Mahometanischen Glauben so sehr zuwider ist, auf der guten Seite vorzustellen. Sie reden davon nur mit solchen Leuten, die von ihren Geheimnissen unterrichtet sind; Und wenn sie sich öffentlich unter andern Leuten befinden, so verhalten sie sich auf eine solche Weise, daß sie weder mit ihren Reden, noch mit ihren Handlungen der herrschenden Religion zu nahe treten. Ihr erstes Gebot ist dieses, daß die wahre Weißheit darinnen bestehet, wenn man die Ruhe und Stille der menschlichen Gesellschaft nicht störet, und sich nicht auf eine unbescheidene Weise solchen Meynungen widersetzet, die von dem ganzen Volke angenommen, und von der Obrigkeit für gültig erkläret worden sind. Ein Europäer, der sehr stark mit ihnen umgegangen ist, und ihren Lehren mit einer ganz unglaublichen Aufmerksamkeit nachgedacht hat, versicherte mich vor einiger Zeit, es habe einer von ihnen eines Tages zu ihm gesaget: Wenn ihr an der Meynung eurer Väter nicht zweifelt *, so bleibet dabey. Sie ist für euch zureichend. Kommt sie euch zweifelhaft vor, so forschet ganz in der Stille nach der Wahrheit, ohne die andern damit zu beunruhigen. Die Lehrsätze vernünftiger Leute müssen eigentlich von dreyerley Gattungen seyn. Die erste bestehet in den Meynungen des Landes, worunter etwan die herrschende Religion, und die eingeführte Weltweißheit gehöret: Die zweyte enthält solche Meynungen, welche man allen denjenigen mittheilen kann, die sich in Zweifel befinden,

* Reisen des Ritters Chardin in Persien, und an andern Orten im Morgenlande rc. 3ter Band, 11tes Hauptst. S. 211. Amst. in 4t. 1725.

den, und nach der Wahrheit forschen: Die dritte begreift diejenigen in sich, die man für sich selbst behält, und wovon man nur allein solchen Leuten etwas saget, die einerley Meynung mit uns haben *.

Man kan in der That, werthester Yn-Che-Chan, keine Regeln vorschreiben, welche zu der Wohlfahrt der Völker nützlicher wären. Wenn alle Menschen, die sich zu Oberhäuptern einer Seckte aufgeworfen, und in der Welt so viel Unheil gestiftet haben, sich darnach gerichtet hätten, so würde es niemals so weit gekommen seyn, daß die Menschen einander todtgeschlagen hätten, um Meynungen zu behaupten, welche öfters falsch, und fast immer unverständlich sind. Man muß sich den Gebräuchen des Landes, in welchen man wohnet, gemäß verhalten, und ein jeder rechtschaffener Bürger soll aus Liebe zu dem gemeinen Besten gewisse Gebräuche nicht antasten,

* Die alten Weltweisen haben so, wie die neuern insgesammt gelehret, daß ein vernünftiger Mensch sich niemals öffentlich wider durchgängig angenommene Meynungen auflehnen solle, welche in der bürgerlichen Gesellschaft einem Gesetze gleichgeachtet werden. Es ist schwer, sagte Plato, den Schöpfer und den Vater dieses allgemeinen Weltgebäudes zu erkennen, und wenn man es so weit bringet, daß man ihn entdecket, so ist es unmöglich, ihn dem gemeinen Volke beyzubringen. Τὸν μὲν οὖν ποιητὴν καὶ πατέρα τοῦδε τοῦ παντὸς εὑρεῖν τε ἔργον, καὶ εὑρόντα εἰς πάντας ἀδύνατον λέγειν. Opificem quidem & patrem mundi invenire difficile, & cum jam inveneris, praedicare & eloqui vulgo impossibile est. Plat. in Tim.

tasten, und manche Meynungen nicht bestreiten, welche, ohngeachtet sie nicht sonderlich mit der Wahrheit übereinkommen, gleichwohl nicht, ohne grosse Unruhen zu veranlassen, verworfen werden können. Ein vernünftiger Weltweiser läßt es bey dergleichen Gelegenheiten daran bewenden, daß er von solchen Meynungen also denket, wie er weiß, daß man davon denken soll. Entdeckungen, welche zwar wohl wahr sind, aber doch Unheil stiften würden, wenn sie öffentlich bekannt gemacht werden sollten, behält er bloß für sich, und für etliche aufgeklärte Freunde.

Gleichwie die Sufys Grundsätze haben, welche für die gemeine Wohlfahrt nützlich sind, also haben sie auch andere, welche den Weltweisen grossen Vortheil verschaffen; Sie hindern dieselben, daß sie nicht auf ihre Weißheit stolz werden, und sich von ihrer Eigenliebe täuschen lassen. Den Zweifel nennen sie den Schlüssel zu der Erkänntniß; Sie behaupten, daß derjenige, der nicht zweifelt, auch nicht prüfet; Und derjenige, der dieses nicht thut, auch nichts entdecket, blind ist, und blind bleibet. Meinen Gedancken nach, lieber Yn-Che-Chan, sind dieses Lehren, welche unter allen Gelehrten in der ganzen Welt eingeführt seyn sollten. Nichts ist für Leute, die in der Erkänntniß der wahren Weißheit guten Fortgang haben wollen, schädlicher, als das Vorurtheil, daß sie die allerzweifelhaftesten Sachen mit Gewißheit wissen. Gleichwohl ist dieses ein Fehler, in welchen der gröste Theil der Weltweisen in Europa sowohl, als in Asien alle Tage zu gerathen pflegen. Was die

ersten anlangt, so bilden sie sich ein, daß sie die Natur der menschlichen Seele, die Ursachen der Bewegung, die Quellen des sittlichen und natürlichen Uebels erkannt haben; Kurz, wenn es nach ihren Reden gehet, so sind die allerverborgensten Geheimnisse ihnen vollkommen bekannt. Zum Unglücke aber findet man, wenn sie die Hand an das Werk legen, und alle diejenigen Geheimnisse erklären wollen, die sie völlig entwickelt zu haben sich einbilden, daß alles, was sie vorbringen, auf lauter ungewissen Vermuthungen beruhet, und gar keinen zuverläßigen Grund hat. Man erstaunet, wenn man höret, daß Leute unaufhörlich von klaren und deutlichen Beweisen reden, und gleichwohl an sehr ungewissen, ja gar oft offenbar falschen Gründen genug haben, und hinten drein sich nicht scheuen, andere, als schwache Geister, zu verwerfen, die weit verständiger, als jene sind, an vielen Sachen zweifeln, und diesen Zweifel für das einzige Mittel ansehen, welches ihnen die Erkänntniß der Wahrheit verschaffen kann.

Man kann nicht in Abrede seyn, daß es in Europa etliche grosse Weltweisen giebt, welche eben so vernünftig, als die Sufys denken, und glauben, wer gar nicht zweifelt, derselbe prüfe auch nicht. Descartes hat in seiner ganzen Weltweißheit die Nothwendigkeit zu zweifeln zum Grunde gelegt. Aber er hat sich dieser verständigen Regel, die er festgesetzet hatte, nicht lange gemäß verhalten. Es scheinet, als habe er sich nur bloß deßwegen eine kurze Zeit lang, als ungewiß, stellen wollen, damit er hinten nach aus einem desto entscheidendern Tone

 reden

reden möchte. Gassendi hat das Gesetz, welches er sich auferleget hatte, noch weit besser zu nutzen gewußt. Etliche andere Europäische Gelehrte haben sich nach dem Beyspiele des neuern Schülers des Epikurs geachtet, und den Zweifel als den Schlüssel der Erkänntniß betrachtet.

Wenn man den meisten Theil der Asiatischen Weltweisen reden höret, so klinget ihr Ton so entscheidend, als er nur seyn kann. Sie streiten mit einer unglaublichen Hartnäckigkeit; Sie heissen einer den andern blind und unrichtig in Gedanken. Sie lassen es weder an harten Worten, noch an Schmähreden fehlen. Alle Tage sehen wir in China die Anhänger der neuen Ausleger wider die andern Lettreen, und wider die übrigen Seckten auf die allerunhöflichste Weise schreiben. Der gelehrte *Tchecin* * hat sich vor diesem Laster gleichwohl nicht hüten können, und sein vortrefliches Buch ist mit empfindlichen und beissenden Stellen wider seine Gegner untermenget.

Sind gählinge Hitze, Eigenliebe, Hartnäckigkeit und Vorurtheile wichtige Fehler, die sich durchgängig bey allen Menschen befinden, so trift man sie noch weit mehr bey den Weltweisen an, die sich doch ihrem Stande nach verbindlich gemacht zu haben scheinen, daß sie sich allen sittlichen Tugenden auf das genaueste gemäß verhalten wollen. Wie soll ich wohl glauben, daß ein Mensch die Meynung, die er behauptet, mit kaltem Blute, mit vieler Unpartheiligkeit und Aufmerksamkeit vor der

Wahl

* S. den eilften Chinesischen Brief, im 1sten Theile.

Wahl geprüfet habe, wenn ich sehe, daß er sie hernach mit einer Hitze, die mit der Wuth viele Aehnlichkeit hat, vertheidiget? Die Wahrheit verlangt, wenn sie bewiesen werden soll, weder Drohungen, noch Schmähreden; So etwas ist der Lügen eigen. Immittelst wollen gleichwohl die Weltweisen grösten Theils ihre Meynungen durch anzügliche Reden, und die Gottesgelehrten durch die Gewalt unterstützen. Häßliches Verfahren, das der grösten Verachtung würdig ist!

Es ist Zeit, daß ich meinen Brief schliesse. Der erste, den ich dir wieder schreiben werde, soll von der zweyten Seckte der Sufys handeln. Lebe wohl.

Ispahan —

Der acht und siebenzigste Brief.

Choang, an Yn-Che-Chan.

Die Sufys, werther Yn-Che-Chan, welche die zweyte Seckte ausmachen, wovon ich dir in meinem vorhergehenden Briefe nichts sagen konnte, müssen als Schwärmer angesehen werden. Man thut ihnen sehr unrecht, wenn man sie so, wie die Mitglieder der ersten, die bey den Persianern für Gottesleugner ausgegeben werden, der Gottesleugnerey wegen in Verdacht haben wollte. Es mag wohl heissen, daß das allzugrosse Vertrauen auf die vollkommene Erkänntniß, die sie von dem göttlichen

Wesen zu haben sich einbilden, die hauptsächlichste Ursache ihrer Schwärmerey sey. Sie rühmen sich, eine Gemeinschaft mit GOtt zu haben, und behaupten, daß sie mit ihm in der genauesten Vereinigung stehen, bey welcher Gelegenheit ihnen allerhand Geheimnisse offenbahret werden.

Die Sufys versammlen sich ordentlicher Weise alle Abende, nehmen einander bey den Händen, gehen in ihrem Tempel unter beständiger Bewegung des Kopfes in einem Kreiße herum, und schreyen so laut, als ihnen möglich ist, **GOtt, das vollkommene Wesen** *. Sie thun sich so viel Gewalt an, und erhitzen sich so sehr, daß sie endlich auf die Erde ausser Athem niederfallen, und ihnen wie Leuten, die mit dem bösen Wesen behaftet sind, der Schaum vor dem Munde steht. Kaum haben sie sich von ihrer Schwachheit ein wenig erholet, so fangen sie eben dergleichen Handlung aufs neue an, bis sie noch einmal umfallen. Dieses dauert oft länger, als zwo Stunden, und unter dieser Zeit haben sie, wenn man ihnen Glauben beymessen will, mit dem höchsten Wesen eine sehr genaue Gemeinschaft. Muß ein Mensch nicht ganz und gar den Gebrauch der Vernunft verlohren haben, und verdienet er nicht unter den allerunheilbarsten Unsinnigen in das Tollhauß eingesperrt zu werden, wenn er sich vorstellet, daß er durch so ungereimte Ausschweifungen sich der Gnade der allerhöchsten Weißheit würdig macht, und daß er durch Beraubung des Verstandes und der Sinnen verdienet, von dem obersten Lehrer der Wissenschaften unterwiesen zu werden?

Bedenke

* Im Persianischen: Hou Hou.

Bedenke einmal, ich bitte dich, lieber Yn-Che-Chan, wie weit sich die närrischen und seltsamen Einfälle des menschlichen Verstandes erstrecken. Siehe dich unter den allertölpischsten Thieren um, ob du wohl unter ihnen solche grosse Verirrungen des Verstandes, als unter den Sufys antreffen wirst.

Vielleicht wendest du mir ein, wenn wir unter den unvernünftigen Thieren von dergleichen Ausschweifungen nichts gewahr werden, so komme es daher, weil sie der Vernunft beraubet sind, und allezeit einförmig, und nach dem Natur-Triebe, der sie leitet, zu handeln pflegen. Hierauf werde ich dir antworten, gesetzt, es ist wahr, ohngeachtet ich es nicht dafür halte, daß die Thiere des vernünftigen Nachdenkens nicht fähig sind, so hielte ich es doch noch viel lieber mit jenem unveränderlichen Natur-Triebe, der in ihnen herrschet, der sie weißlich führet, als mit einer sogar schwankenden Vernunft, die den Menschen sehr oft zu gar nichts dienet, die sie verläßt, die sie den allerlächerlichsten Thorheiten überliefert, die sie endlich in die Irrthümer der Schwärmer gerathen läßt.

Die Persianer sind nicht die einzigen, unter welchen man so gar sehr in die Augen fallende und klägliche Beyspiele von der Schwachheit jener menschlichen Vernunft antrift, die man dem Naturtriebe der unvernünftigen Thiere mit so vielem Stolze, und mit so wenig Grunde vorziehet. Die Europäer, die sich rühmen, die alleraufgeklärtesten Völker in der ganzen Welt zu seyn, die unter drey

Worten

Worten, welche sie vorbringen, allemal eines dazu gebrauchen, daß sie auf ihre Vernunft eine Lobrede halten, haben gleichwohl zu allen Zeiten eine überaus grosse Menge von Schwärmern unter sich gehabt. Spanien hat die Illuminados, Italien die Molinosisten, Frankreich, das so vernünftige und so witzige Frankreich, die Quietisten, und die Cevennischen Schwärmer hervorgebracht. Noch heut zu Tage ernähret es vier bis fünf tausend Jansenistische Convulsionarien, und eine Million Menschen, die den Convulsionen Glauben zustellen, und sie also betrachten, als rühreten sie von einem unmittelbaren Befehle des Himmels her. Zwischen der Thorheit derer, werther Yn-Che-Chan, welche Convulsionen haben, und anderer, die ihnen Beyfall geben, mache ich keinen Unterschied. Die Thorheit ist eben so groß, man mag Ausschweifungen billigen, oder selbst begehen. Bey einem solchen, welcher, um Ausschweifungen zu entschuldigen, bloß auf eine Gelegenheit wartet, ist die Vernunft nicht weniger verlohren, als bey einem, der sie wirklich ausübet. Der Unterschied, der sich zwischen diesen zween Thoren findet, bestehet bloß darinnen, daß die Anfälle des einen den Zuschauern ein wenig mehr, als die Anfälle des andern in die Augen fallen.

Doch, lieber Yn-Che-Chan, wir wollen wieder zu den Sufys kommen; Ausser ihrem Geschrey, und ihren wunderlichen Wendungen, haben sie noch eine andere Weise in Entzückung zu gerathen, von welcher du ganz sicher nicht den mindesten Begrif hast. Diese bestehet darinnen, daß sie den Kopf

auf

auf die rechte Seite gebeugt halten, und einander steif auf die Spitze der Nase sehen. Würdest du wohl geglaubet haben, daß das höchste Wesen sich, wie eine Amsel auf den Ast eines Strauches, unter die Nasenspitze der Sufys setze? Oder vielmehr, hättest du wohl gedacht, es gebe Menschen, die so gar thöricht sind, daß sie sich bereden können, dergleichen ungereimte Sachen vereinigten sie auf eine unmittelbare Weise mit der Gottheit?

Ich möchte fast vermuthen, die Haupt-Ursache von der Verirrung des Verstandes bey den Sufys rühre von den langen und oftmaligen Fasten-Zeiten her, die sie beobachten, und wodurch sie sich den Kopf ausserordentlich schwächen. Sie lassen zuweilen vier und zwanzig Stunden vorbeygehen, ohne einen Bissen Brodt zu sich zu nehmen. Manchmal leben sie wohl fünf bis sechs Tage lang weiter von nichts, als von getrocknetem Obste; Und auch davon essen sie jedesmal nur etwas sehr weniges. Alle Jahre halten sie, nach dem Beyspiele der Christen, eine Fasten von vierzig Tagen. Diese Zeit über sperren sie sich in eine gewisse Gattung eines engen Kämmergens ein, wie dasjenige ist, in welchem die Indianischen Braminen stecken, wenn sie Buße thun. Sie sinnen beständig nach, sie enthalten sich des Schlafes so viel, als ihnen möglich ist, nach und nach brechen sie sich an ihren Nahrungs-Mitteln so viel ab, daß sie es in den letztern Tagen an zwölf Mandeln zu ihrem Unterhalte genug seyn lassen. Hat man denn hernach wohl Ursache sich zu verwundern, daß sie bey ihrem Ausgange aus einem so betrübten Aufenthalte, wo sie

so

so gar sehr ausgehungert sind, ein Gehirne mit heraus bringen, welches durch die Schwachheit ganz und gar unnütze gemacht ist, und daß ihr Verstand mit den allerabgeschmacktesten Erscheinungen angefüllet ist, die sie für eben so viele Offenbahrungen halten? Eben dieses ist die Ursache, warum so viele Indianische Braminen, und so viele Europäische Mönche alle Tage ihres gesunden Verstandes beraubet werden, und sich die Einbildung machen, daß sie in die Zukunft hinaus sehen, das innerste der Herzen erkennen, und die Dolmetscher des Himmels sind.

Wenn die Sufys gleich eben so grosse Thoren, als die Schwärmer und Convulsionarien unter den Christen sind, so haben sie doch eine weit schönere Sittenlehre. Vor einigen Tagen sagte ein gewisser Europäer zu mir, niemand in der Welt sey so unleidlich, so sehr zur Verfolgung geneigt, und so grausam, als die Schwärmer in Frankreich. Sie reden weiter von nichts, als, wie sie den Untergang solcher Leute befördern wollen, die nicht so, wie sie, denken, und wie sie dieselben mit Feuer und Schwerdt zwingen wollen. Ihre Grundsätze sind in ihrem Lande nur gar zu sehr in Ausübung gebracht worden. Was die Sufys anlangt, so geben sie dieses für ihre Haupt-Beschäftigung aus, daß sie alle Menschen lieben. Sie wünschen niemanden etwas Böses, sie verabscheuen alle Flüche und Verbannungen; sie sagen, alle Menschen wären Brüder, und Kinder eines gemeinschaftlichen Vaters, und GOtt betrachte die verschiedenen Secten so, wie ein Landesherr die verschiedenen Unter-

thanen.

thanen, die er hat. Diejenigen, die in einem warmen Lande gebohren werden, und dünne Kleider anziehen, liebet er nicht weniger, als diejenigen, die unter einem kalten Himmels-Striche wohnen, und dicke Kleidung tragen. Wenn sie ihm nur treu sind, so ist ihm einer so lieb, als der andere. Eben so verhält es sich auch mit dem höchsten Wesen. Die allereinfältigste Art des Gottesdienstes ist ihm eben so angenehm, als diejenige, die eine grosse Anzahl von Regeln vorschreibet.

Die körperlichen Reinigungen der Mahometaner beobachten die Sufys nur bloß aus Gefälligkeit. Im Grunde des Herzens halten sie gar nichts darauf, weil der Dienst, der dem höchsten Wesen gebühret, nach ihren Grundsätzen ein innerlicher seyn soll, und eigentlich in der Reinigkeit der Seele, keinesweges aber des Körpers bestehet. Leute, die so vernünftige Gedanken hegen, können gleichwohl in andern Stücken so schlecht, so abgeschmackt denken? Hier hast du, werther Yn-Che-Chan, abermal eine Probe von der Leichtsinnigkeit, von der Unbeständigkeit, und von den seltsamen Grillen einer Vernunft, wovon gleichwohl die Menschen so viel Rühmens machen. Was mich betrift, wenn ich die verschiedenen Meynungen des grösten Theils unter den schwachen Sterblichen genau prüfe, wenn ich sie in dem einen Augenblicke vernünftig, einen Augenblick darnach unvernünftig, und nach etlichen Minuten abermal ganz verständig reden höre, so möchte ich beynahe glauben, sie hätten die Gabe des vernünftigen Nachdenkens auf eben die Art empfangen, wie es mit der Stille des Meeres ist.

Der

Der allergeringste Wind macht derselben ein Ende, man ist niemals sicher, ob sie auch eine Viertheils-Stunde nach einander dauert, sie ist das Spiel eines Wesens, das mehr Stärke, als sie, besitzet. Die Leidenschaften, die Vorurtheile, die Nahrungs-Mittel, die Zufälle, welchen der Körper unterworfen ist, sind stürmische Winde, welche die Seele aus ihrer Ruhe bringen, und die Vernunft stehet alle Augenblicke in Gefahr, verbannet zu werden, ohne daß sie ihre Verbannung vermeiden, oder voraus sehen kann. Umsonst geben gewisse träumende Weltweisen vor, der Mensch sey allezeit Herr von seinem Schicksale. Diese Meynung gründet sich weiter auf nichts, als auf die Eigenliebe. Die Erfahrung giebt uns täglich von ihrer Unrichtigkeit viele Beweise an die Hand. Wir sehen, daß die grösten Männer gar vielmals die grösten Schwachheiten an sich gehabt, und die berühmtesten Weltweisen die allerlächerlichsten Thorheiten begangen haben. Zeno, jenes berühmte Oberhaupt der Stoicker, erdrosselte sich, weil er einen Fall gethan hatte, und stellte sich vor, die Parcen hätten ihm durch diesen ungefähren Zufall zu verstehen gegeben, daß er sich fertig machen sollte, die Reise in die andere Welt anzutreten *. Ist man nun, da man ein so wichtiges Beyspiel vor Augen hat, nicht voll-

* Ἐτελεύτα δὴ οὕτως· ἐκ τῆς σχολῆς ἀπιὼν προσέπταισε, καὶ τὸν δάκτυλον περιέῤῥηξε. Παίσας δὲ τὴν γῆν τῇ χειρὶ, φησὶ τὸ ἐκ τῆς Νιόβης,

\- - - Ἔρχομαι, τί μ᾽ αὔεις;

Καὶ παραχρῆμα ἐτελεύτησεν, ἀποπνίξας ἑαυτόν.

vollkommen berechtiget, mit einem gewissen Französischen Schriftsteller, der dir sehr wohl bekannt ist, zu sagen: Woraus entstehet die feinste Narrheit anders, als aus der feinsten Weißheit? Beyde sind nur einen Messerrücken von einander entfernet *.

Wenn man mit einiger Aufmerksamkeit dem ausschweifenden und strafbaren Todte des Zeno nachdenket, dessen Sittenlehre so streng war, so wundert man sich nicht weiter, daß die Sittenlehre der Sufys in manchen Stücken so schön, und in andern wiederum so gar ungereimt ist. Aus allen diesen verschiedenen Beyspielen läßt sich der Schluß machen, daß die Menschen niemals als wirklich weise angesehen werden können, daß sie unaufhörlich, bald ein wenig Wahrheit sehen, bald aber von der Lügen geblendet werden, und daß der vernünftigste derjenige ist, der am allerwenigsten ausschweifet. Dieser und jener mag noch so viele Merkmale von einem gesunden Verstande an sich zeigen, so darf man derhalben doch keinesweges denken, daß er sich nicht auch oft betrügen könne. Gesetzt, er ist immerfort durch die Vernunft erleuchtet worden, so kann

Cum abiret e schola, offendit, digitumque perfregit. Manu vero terram feriens, dixit illud e Niobe; *En adsum, quid me, oro, vocas?* Continuoque se strangulans interiit. *Diogen. Laert.* de Vit. Philos. Lib. VII. Segm. 28.

* De quoi se fait la plus subtile folie, que de la plus subtile sagesse? Il n'y a qu'un tour de cheville à passer de l'un à l'autre. *Essais de Michel de Montagne*, Lib. II. Chap. XII.

kann doch ein einziger Augenblick ihm dieselbe entwenden. Wer kann uns denn die gewisse Versicherung geben, daß er immerdar vernünftig bleiben wird? Soll es etwan der berühmte Name seyn, den er sich erworben hat? Aber hier haben wir einen Zeno, der vor vielen andern in grossem Ansehen stund, und dieser Mann erhenkt sich selbst. Sind es etwan die Schriften, die mancher schon öffentlich bekannt gemacht hat, oder woran er noch wirklich arbeitet, und die mit eben so nützlichen, als vernünftigen Lehren angefüllet sind? Sie können diese Eigenschaften doch nicht mehr haben, als die Lehren, die sich in den Büchern der Sufys finden. Hiervon kannst du, liebster Yn-Che-Chan, nach etlichen urtheilen, die man darinnen antrift *. Sie sprechen: Lasset euch nicht mit dem ersten, der euch vorkommt, gleich in einen vertrauten Umgang ein; Aber seyd bey allen Gelegenheiten gegen GOtt gerichtet. Höret niemals auf, Seufzer zu GOtt abzuschicken, oder seinen Ruhm und seine Gnade kund zu thun. Auf solche Weise werdet ihr das wahrhafte Leben in dieser sowohl, als in jener Welt vollständig besitzen. Die Seele, die durch das Licht des Himmels erleuchtet wird, ist der Spiegel, in welchem sich die allerverborgensten Heimlichkeiten entdecken. O Eifer der Liebe zu GOtt! Komme mir zu Hülfe, damit wir beyderseits ohne Aufhören brennen. Denn man muß also brennen, um den Zustand eines von Liebe entflammten Herzens zu sagen. Die Quelle des vollkommenen Vergnügens

* Voyage de Mr. *Chardin* en Perse, &c. Tom. III. p. 213. Edit. in 4t.

gnügens ist in dem Schooße des geliebten Gegenstandes. Ich meines Orts strebe weiter nach nichts, als daß ich mich mit ganzem Leibe in diesen Abgrund hinein stürze. O ihr, die ihr mich in die Ergötzlichkeiten des Paradieses leitet! Nicht das Paradieß ist es, was ich suche. Ich suche das Angesicht desjenigen, der das Paradieß machet.

Hast du, werther Yn-Che-Chan, jemals in allen den Büchern, welche unsere Freunde die Missionarien uns geliehen haben, etwas so schönes, so nachdrückliches, so rührendes von der Erkänntlichkeit der Geschöpfe gegen ihren Schöpfer, und von der Liebe, die sie gegen ihn haben sollen, gelesen? Ich gestehe dir aufrichtig, daß ich in allen geistlichen Büchern, die durch unsere Jesuiten geschrieben sind, dergleichen etwas nirgends gefunden habe. Es hat beynahe das Ansehen, als ob diese Europäer haben wollen, daß man das höchste Wesen bloß und allein aus Furcht, die Wohlthaten desselben zu verlieren, lieben solle. Sie reden immer davon, daß man ihre Hölle, und ihr Fegfeuer zu vermeiden trachten müsse. Fast möchte es heissen, sie schreiben nur bloß zum Unterrichte eines Haufens von Sklaven, die unter dem Joche eines strengen Tyrannen seufzen, bey welchem sie mehr darauf zu denken haben, wie sie der Grausamkeit desselben auszuweichen, als wie sie seine Freundschaft gewinnen mögen.

Mich dünkt, der Vortrag der Sufys klingt weit vernünftiger, und anständiger, als der Christ-

lichen Gottesgelehrten, und in dem, was den Begrif anlangt, den man von der Liebe zu GOtt haben soll, sind unsere Freunde die Mißionarien den Persianern weit nachzusetzen. Ich würde ihnen keinen Gefallen thun, wenn ich ihnen meine Meynnng sagen wollte. Sie waren gar sehr empfindlich, da ich ihnen ihre laulichte Sittenlehre in diesem so wichtigen Puncte im Scherze vorwarf. Meine Worte waren ohngefähr diese: „Ich, der ich kein „Christ bin, muß ohnstreitig bey dem höchsten „Wesen noch mehr in Gnaden stehen, als ihr, „die ihr euch rühmet, daß ihr bey ihm werth ge„achtet seyd. Denn ich liebe dasselbe, nicht aus „Furcht wegen des Uebels, das es mir zufügen „kann, worüber ich mir nicht den mindesten Kum„mer mache, sondern wegen der oft wiederholten „Wohlthaten, die ich von demselben empfangen „habe. Meine Liebe ist die Liebe eines wohlge„zogenen Menschen; Sie ist uneigennützig; Sie „entspringet aus einem dankbegierigen Herzen. „Euer Verhalten aber ist das Verhalten eines „sklavischen Herzens. Mittlerweile seyd ihr, ver„möge eurer Religion, der Gottheit noch weit „mehr verbindlich, als ich. Ihr glaubet, GOtt „habe seinen Sohn auf die Erde herabgeschickt, er „habe es zugegeben, daß dieser einen menschlichen „Leib an sich genommen, und zur Versöhnung un„serer Sünden den Creutzes-Todt erduldet habe; „Und so viele Gutthaten werden nicht mit der ge„ringsten Liebe vergolten. Bey dem Dienste, den „ihr dieser Gottheit erweiset, sinnet ihr bloß auf „euren Nutzen, und keinesweges auf dasjenige, „was die Wohlthaten und Gunstbezeigungen, wo-

„mit

» mit sie euch überschüttet hat, von euch fordern.
» O! Sie müste wahrhaftig sehr ungerecht seyn,
» wenn sie einen, der sie liebet, strafen, und einen
» andern, der weiter nichts thut, als daß er sich
» vor ihr fürchtet, belohnen wollte. Lebe wohl.

Ispahan —

Der neun und siebenzigste Brief.

Sioeu-Tcheou, an Yn-Che-Chan.

Seit einigen Tagen, werthester Yn-Che-Chan, mache ich mich fertig, von Paris abzureisen. Meine Absicht ist, einen Theil von Deutschland zu durchwandern. Hernach will ich mich nach Pohlen begeben; Von da werde ich in die Tartarey gehen, und sodann mich in unser werthes Vaterland zurück verfügen. Die Reise, die ich mir vorgesetzt habe, ist lang und beschwerlich. Weil ich aber bereits auf dem Wege nach Paris über so viele Meere gefahren bin, so werde ich meine Einrichtung auf solche Weise machen, daß ich auf meiner Rückreise nach China mir einen richtigen Begrif von so vielen Völkern mache, die ich blos aus anderer Leute Erzählungen kenne. Diese sind gar oft trüglich, und beynahe allemal verworren, so daß es viele Mühe kostet, wenn man unter einer grossen Anzahl überflüßiger und langweiliger Dinge etwas brauchbares und wichtiges heraussuchen will.

Die Reisenden reden meistentheils nur etwan von der Größe der Flüße, über welche sie gegangen sind, von der Höhe der Berge, die sie angetroffen haben, und von den Waaren, die da und dort in den Städten verkaufet werden. Alles dieses hat seinen guten Nutzen für Erdbeschreiber, oder Kaufleute. Aber was für Vortheile kann ein Weltweiser daraus gewinnen, dessen Absicht ist, das menschliche Herz kennen zu lernen, der die Menschen in allen Ländern prüfen will, um den Unterschied, der durch die einander entgegen gesetzte Himmels-Gegenden, durch die Verschiedenheit der Religion, der Erziehung, der Vorurtheile, und der Sitten unter ihnen entstehet, besser herauszubringen? Ich gestehe dir aufrichtig, werther Yn-Che-Chan, daß ich mich für sehr unglücklich achten würde, wenn ich bey meiner Zurückkunft nach China von meiner Reise weiter keine Frucht mit mir nach Hause brächte, als daß ich wüßte, daß die Gassen in Paris sehr breit, die dasigen Häuser überaus hoch gebauet, die Einwohner dem Putze sehr ergeben sind, und kurze und enge Kleider tragen; daß die Tücher und seidenen Stoffe daselbst etwas sehr gemeines sind, daß die Geistlichen lange und schwarze Röcke haben, daß sie auf den Gassen, wenn sie ihre feyerlichen Umgänge halten, singen, und daß sie sich nicht verheyrathen. Wie viel Leute giebt es nicht unter den Reisenden, deren Erzählungen sich weiter nicht, als auf solche nicht sonderlich lehrreiche Umstände erstrecken? Statt eines einzigen, der eine Untersuchung über die Gemüths-Art der durchwanderten Nationen anstellt, der ihre Sitten, ihren Glauben, die Begriffe, die sie von dem Gottesdienste haben, die

Ränke

Ränke und listigen Streiche ihrer Geistlichen, den Umfang ihrer Erkänntniß in den Wissenschaften aufdeckt, giebt es zwanzig andere, die sich weiter mit nichts, als mit allerhand besondern Dingen zu thun machen, welche aber für die wahre Weltweißheit nicht im mindesten brauchbar sind. Wahre Weltweißheit nenne ich diejenige, welche die Menschen bessert, die ihnen Unterricht giebt, wie sie ihre Leidenschaften bezähmen sollen, die ihnen eine Liebe zur Tugend, und einen Abscheu gegen das Laster einflösset. Nun aber ist einzig und allein die gute Sittenlehre die Quelle aller dieser vortreflichen Wirkungen.

Man kann ein grosser Naturforscher, ein grosser Sternkundiger, ein vortreflicher Feldmesser, und bey dem allen immer kein rechtschaffener Mann seyn. Aber eine gute Sittenlehre kann man, ohne wahrhaftig tugendhaft zu seyn, nimmermehr beobachten und ausüben. Solchergestalt schätze ich solche Reisende, die das Herz unterweisen können, weit höher, als andere, die nur dem Verstande Gnüge leisten; Und ohngeachtet ich diejenigen Betrachtungen keinesweges verachte, die zu der Aufnahme, und zu der Vollkommenheit der Naturlehre etwas beytragen können, so ziehe ich ihnen gleichwohl diejenigen vor, die zu Stiftung einer gesunden Sittenlehre dienen, die zu der Erkänntniß der Irrthümer, der Fehler, und Mängel der Völker behülflich sind, die von ihren guten Eigenschaften Unterricht geben, und sie als Beyspiele zur Nachahmung darstellen.

Zwischen einem Reisenden, der seine Absicht auf die Sittenlehre hat, und einem andern, dessen End-

zweck die Naturlehre ist, mache ich einen eben so grossen Unterschied, als zwischen einem Menschen, der mich zu der Tugend leitet, der meine Sitten bildet, der mir die Mittel zur Vermeidung des Lasters an die Hand giebt, und einem andern, der mir die verborgenen und ungewissen Ursachen der Ebbe und Fluth des Meeres anzeiget, der mir die mannichfaltigen Lehrbegriffe der Weltweisen, welche auf gleiche Weise einander entgegen gesetzet sind, beschreibet, der mir einen Unterricht von Muthmassungen giebet, welche gewisse dreiste Menschen für deutliche und ausgemachte Wahrheiten unter die Leute gebracht, und deren Annehmung sie verlangt haben. Alles dieses belustiget mich, und dienet mir zu einem Zeitvertreibe. Aber es macht mich weder verständiger, noch bescheidener, noch mitleidiger. Weil demnach die Tugend das höchste Gut ist, weil sie allein uns glücklich machen kann, weil wir ohne sie von unserm Zustande abweichen, und uns in den Stand der unvernünftigen Thiere herabsetzen, so darf ich doch wohl ohne grosses Bedenken alles das, was mir Unterricht giebt, demjenigen, was mir bloß zu einem angenehmen Zeitvertreibe dienet, vorziehen.

Es mögen gewisse Gelehrte sagen, was sie wollen, so kann man doch die Naturlehre, die Mathematischen Wissenschaften, und dgl. für weiter nichts, als für blose Belustigungen ansehen. An und vor sich haben diese Wissenschaften niemals einen Menschen gebessert, der nicht schon zuvor, ehe er sie wußte, dieses gewesen ist. Gesetzt, ein Mensch weiß, daß es nicht die Sonne sey, die sich um die Erdkugel herumdrehet, sondern daß sich vielmehr

Erd-

die Erdkugel um die Sonne herumzudrehen pflege. Folget denn etwan hieraus, daß er mehr Redlichkeit, mehr Vorsicht, u. dgl. haben werde? Wird er deßwegen wohl mehr zur Mildthätigkeit geneigt seyn, weil er weiß, daß der Mond ein dunkeler Körper ist, der sein Licht von der Sonne bekommt? Wird er darum sich vielleicht sittsamer bezeigen, wenn er mit Hülfe der Vergrösserungs-Gläser den Umlauf und die Bahn gewisser Planeten siehet? Alle diese Wissenschaft wird vielmehr gar vielmals weiter zu nichts dienen, als daß sie ihn eitler und hochmüthiger macht. Ein zweymonatlicher Fleiß in Erlernung einer guten und gesunden Sittenlehre würde ihm ohne Zweifel um vieles vortheilhafter gewesen seyn, als eine zehnjährige Bemühung, allerhand Spitzfindigkeiten zu lernen, wovon seine Seele nicht den geringsten Vortheil erhalten hat.

Verdienet ein Mensch nicht weiter hochgeschätzet zu werden, als, in wie ferne er gütig, gerecht, und billig ist, und wie fern er seinen Mitbürgern durch seine Reden und Handlungen einen Unterricht giebet; wie sehr ist nicht auf solche Weise Sokrates, der Stifter der guten Sittenlehre, dem Aristoteles vorzuziehen, dessen Naturlehre die Alten sowohl, als die Neuern so sehr gepriesen haben? Jener war würklich Herr über seine Leidenschaften; Er war derjenige, dem der Name eines Weltweisen eigentlich gehörte. Dieser war dagegen ein Geitzhals, ein Ehrbegieriger, und der Unkeuschheit so sehr ergeben, daß er seiner Beyschläferin zu Ehren opferte. Zu was dienete ihm alle seine Erkänntniß in der Naturlehre? Was half ihm dieselbe zu Er-

werbung der Tugend? Würde es nicht weit besser für ihn gewesen seyn, wenn er nicht so viele Jahre mit Erkänntniß der Natur so vieler Thiere, und mit Verfertigung einer Geschichte davon zugebracht, und an statt dessen sein eigenes Herz so weit beobachtet hätte, daß er nicht in die allerlasterhaftesten Ausschweifungen gerathen wäre, wodurch er der Weltweißheit einen ewigen Schandfleck anhing, indem er durch sein eigen Beyspiel zu den Verbrechen Anweisung gab, welche diejenigen begehen, von welchen man glaubt, daß sie sich in der Weltweißheit unter allen am meisten hervorthun? *

Alle

* Von der Landesverweisung des Aristoteles, welcher genöthiget wurde, Athen zu verlassen, und sich nach Chalcis zu wenden, hat man auf verschiedene Weise gesprochen. Dieses hat seine Richtigkeit, daß er als ein Verächter der Götter angeklaget wurde.

Ὁ δ᾽ οὖν Ἀριστοτέλης ἐλθὼν εἰς τὰς Ἀθήνας, καὶ τρία πρὸς τοῖς δέκα τῆς σχολῆς ἀφηγησάμενος ἔτη ὑπεξῆλθεν εἰς Χαλκίδα, Εὐρυμέδοντος αὐτὸν τοῦ ἱεροφάντου δίκην ἀσεβείας γραψαμένου, ἢ Δημοφίλου (ὡς φησὶ Φαβωρῖνος ἐν παντοδαπῇ ἱστορίᾳ) ἐπειδήπερ τὸν ὕμνον ἐποίησεν εἰς τὸν προειρημένον Ἑρμείαν.

Enimvero Aristoteles Athenas profectus, cum illic tredecim annis docuisset, clam in Chalcidem concessit, quod ab Eurymedonte sacrorum Antistite impietatis accusatus esset, sive ut Phavorinus ait, in omnimoda historia, a Demophilo, quod hymnum in eum, quem praediximus, Hermian scripserit. *Diog. Laert.* de Vit. Philos. in Vit. Aristot.

Alle Jahrhunderte geben uns Beyspiele von Weltweisen, Naturlehrern und Mathematikern an die Hand, die eben so anstößig, als das Beyspiel des Aristoteles sind. Xenokrates legte sich in der Trunkenheit zu einer öffentlichen Hure. Crates hatte mit der Hiparchia eine Heyrath geschlossen, und führete sie sodann unter den bedeckten Gang zu Athen. Daselbst machte er alle Anstalt, seine Heyrath unter den Augen einer grossen Menge von Zuschauern zu vollenden. Er würde auch wirklich eine so schändliche Handlung verübet haben, woferne nicht einer von seinen Freunden seinen Mantel um ihn, und um die Hiparchia herum ausgebreitet, und auf solche Weise die Unkeuschheit des Crates und seiner Frau vor der Neugier der Dabeystehenden verborgen hätte *.

Eine

* Sextus Empirikus spricht, die Cyniker hätten die Meynung, es sey gar nichts unanständiges, öffentlich bey einem Weibe zu schlafen, von den Indianern hergenommen. Von dieser Gewohnheit der Indianer redet er bey Gelegenheit des Crates.

Καὶ τὸ δημοσίᾳ γυναικὶ μίγνυσθαι, καί τοι παρ' ἡμῖν αἰσχρὸν εἶναι δοκοῦν, παρά τισι τῶν Ἰνδῶν οὐκ αἰσχρὸν εἶναι νομίζεται. Μίγνυνται οὖν ἀδιαφόρως δημοσίᾳ. καθάπερ καὶ περὶ τοῦ Κράτητος φιλοσόφου ἀκηκόαμεν.

Insuper vero & publice cum uxore congredi, quamvis apud nos turpe esse videatur, apud quosdam ex Indis non videtur esse turpe. Congrediuntur enim promiscue publice; Quemadmodum etiam de Cratete Philosopho accepimus. *Sextus Empiricus* Pyrrh. Hypotyp. Lib. III. Cap. 24.

Eine grosse Menge anderer Handlungen der Cynischen Weltweisen übergehe ich mit Stillschweigen. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle diejenigen häßlichen Handlungen erzählen wollte, welche die alten Schriftsteller von ihnen bis auf unsere Zeiten fortgepflanzet haben. Ich wende mich zu Verbrechen von einer andern Gattung. **Empedokles** der Naturforscher stürzte sich in eine Oefnung des Berges Aetna, damit die Leute, wenn er sich nirgends weiter sehen liesse, glauben sollten, es sey ein Gott aus ihm worden. Kann man wohl eine strafbarere und unvernünftigere Eitelkeit sehen? Die fleißige Bemühung um die Sittenlehre würde in diesem hoffärtigen Geiste etwas ganz anders, als die Nachforschung in der Naturlehre gewircket haben.

Die

Diogenes hatte aus dieser schändlichen Gewohnheit, welche die Menschen mit den unvernünftigen Thieren in eine Klasse zusammensetzt, einen Satz in seiner Weltweißheit gemacht. Eben dieser Weltweise wollte, daß alle Weiber gemeinschaftlich seyn sollten, daß man die Ehen, als eine überflüßige Sache nicht mehr statt finden lassen sollte, und daß eine Manns-Person sich mit der ersten Weibs-Person, die sie fände, wenn ihr die Lust ankäme, fleischlich vermischen sollte; Und wenn Kinder daher entstünden, so sollten sie allen Bürgern gemeinschaftlich seyn. Wie hat man doch einem so Unsinnigen, als Diogenes war, den Namen eines Weltweisen beylegen können?

Γάμον μηδὲν ὀνομάζων, ἀλλὰ τὸν πείσαντα τῇ πεισάσῃ συνεῖναι κοινὰς δὲ διὰ τοῦτο καὶ τοὺς υἱέας.

Dicebat & mulieres communes esse oportere, nuptias nihil esse arbitratus, sed ut quisque cuique persuasisset, ita illi coiret, communesque idcirco filios fieri volebat. *Diog. Laert.* de Vit. Philos. in Vit. Diog.

Die Neuern würden eben nicht weniger, als die Alten vonnöthen gehabt haben, diejenige Zeit, die sie der Untersuchung wunderbarer Erscheinungen in der Natur gewidmet, zu ihrer Selbsterkänntniß anzuwenden. Descartes hätte vielleicht gelernt, wie er seinen eitlen Stolz mäsigen, und den verehrungswürdigen Gelehrten, wider welche er schrieb, höflicher begegnen sollte. Leibnitz würde sich selbst nicht so sehr gelobt, und oft Leute, die in schlechtem Ansehen stunden, geschmeichelt haben, weil sie ihn mit Lobes-Erhebungen beehrten. Er würde keine Lobsprüche an verschiedene Unwissende verschwendet haben, weil sie ihm bey allen Gelegenheiten auch dergleichen ertheilten. Newton würde nicht, aus einer übel angebrachten Grille, in allen Gattungen von Wissenschaften, den Namen eines Gelehrten zu verdienen, über die Offenbahrung Johannis eine Auslegung verfertiget, und ein Buch geschrieben haben, das sich eher für einen Schwärmer, als für einen Weltweisen schickte.

Man kan gar nicht in Abrede seyn, werthester Yn-Che-Chan, daß der meiste Theil der Europäischen Weltweisen sich mit der Sittenlehre am wenigsten zu schaffen macht. Sie gehen meistens nur obenhin darüber weg, und untersuchen sie gar selten bis auf den Grund. In diesem Stücke sind sie gar sehr von den weisen Schülern des Confucius unterschieden, welche dieses in ihrem ganzen Leben ihren Hauptzweck seyn lassen, und alle übrigen Wissenschaften, welchen sie ihren Fleiß widmen, in dieselbe einleiten. Sie verstehen hiernächst auch die Kunst, die Grundsätze davon den allereinfältigsten

Leuten

Leuten angenehm und begreiflich zu machen. Man kann mit gutem Grunde sagen, daß die Chineser, gleichwie sie sich am meisten auf die Sittenlehre befleißigen, eben so auch diejenigen sind, die es am besten wissen, wie man sie andern vortragen soll. Sie sind in ihren Regeln deutlich, gemessen, und leicht zu begreifen. Sie trachten nicht aus einem eitlen Ruhme die Anzahl ihrer Schüler zu vermehren, sondern bloß die Sitten derer, die sie unterweisen, gut zu bilden. Sie bequemen sich nach der Fähigkeit des Volkes, und sind in diesem Stücke von den Europäischen Gelehrten sehr verschieden, die, wie es scheinet, mit allem Fleiße nur für eine kleine Anzahl von Personen verständlich seyn wollen, gleich als ob sie ihre Wissenschaft andern Leuten nicht gönneten, und fürchteten, sie möchten dieselbe gar zu sehr unter die Leute bringen. Was erfolgt daraus? Dieses, daß der gröste Theil der Nation in der Unwissenheit stecken bleibet, daß das gemeine Volk keinen wahren und gründlichen Begrif von der Tugend hat, und daß die allergrösten Verbrechen überhand nehmen. Diesen Unbequemlichkeiten suchen unsere weisen Lettreen vorzubauen; Sie drücken die vornehmsten Grundsätze der Sittenlehre dem Herzen ihrer allergeringsten Mitbürger mit allem ihnen nur möglichen Nachdrucke ein. Die Richter und Statthalter in den Provinzen müssen wegen der Verbrechen, die in ihrem Bezirke wider diese Grundsätze verübet werden, Rechenschaft geben, als solche Leute, die sich die Unterweisung der Unterthanen, welche der Fürst ihnen anvertrauet, nicht genug haben angelegen seyn lassen. Wenn ein Kind so weit in eine heftige Hitze geräth,

geräth, daß es seinem Vater mit Schmähreden begegnet; Wenn es diejenige Ehrerbietung, die es dem Urheber seines Lebens schuldig ist, hintansetzet, so wird es auf eine sehr strenge Weise bestrafet, und die Obrigkeits-Personen der Stadt, wo es seinen Aufenthalt hat, bekommen einen sehr harten Verweiß. Findet sich aber von ohngefähr irgend ein Ungeheuer, das die Natur so sehr verläugnet, daß es in einer ungestümmen Wuth seinen Vater tödtet, so setzet ein so abscheuliches Verbrechen eine ganze Provinz in Trauren und Betrübniß. Der Fürst setzt die Mandarinen ab, als solche, die nicht werth sind, in denjenigen Aemtern zu stehen, die ihnen anvertrauet sind. Man betrachtet sie als Theilnehmer des Verbrechens, welches der ganzen Nation zur Schande gereichet. Man glaubet ganz gewiß, ein solches unglückseliges Kind habe sich nicht anders, als Stufenweise einer so erschrecklichen Uebelthat schuldig machen können, und man würde diesem allgemeinen Aergerniße vorgebeuget haben, wenn diejenigen, die über dessen Lebenswandel die Aufsicht gehabt, gleich die ersten Fehler, die sich an einem so schlimmen Naturelle blicken lassen, gehörig gestrafet hätten. Die allergrausamste Strafe ist nicht vermögend, für ein so grosses Verbrechen Genugthuung zu verschaffen. Man verurtheilt den Missethäter dazu, daß er in tausend Stücken zerhackt wird, man reisset sein Hauß nieder, und man richtet ein Denkmal auf, welches der Nachwelt von dieser Schandthat Nachricht giebt, und denjenigen Abscheu veranlasset, den man mit Recht deßwegen bezeiget *.

Die

* S. die Beschreibung des Chinesischen Reiches ꝛc. ꝛc. durch den P. du Halde, Tom. III. p. 156.

Die Chineser, werther Yn-Che-Chan, sind nicht die einzigen gewesen, die mit gutem Grunde geglaubet haben, es gebe gewisse Verbrechen, welche einer ganzen Nation Schande machten, ohngeachtet sie nur bloß von einem einzelnen Mitgliede derselben begangen worden wären. Die alten Persianer hatten mit ihnen einerley Gedanken, und betrachteten den Vatermord als ein so abscheuliches Verbrechen, daß sie lieber behaupteten, es sey ganz unmöglich, dergleichen etwas zu verüben, als daß sie auf eine Todesstrafe sannen, die sie für eine solche Schandthat bestimmeten. Herodotus meldet uns, daß sie gemeynet haben, es habe niemals jemand seinen Vater oder Mutter getödtet; wenn sich aber ja etwan einmal so etwas zugetragen, so habe man nach genauer Prüfung der Umstände gefunden, daß diejenigen, die man für Vatermörder angesehen hatte, Bastarde, oder untergeschobene Kinder gewesen wären, und es sey aller Wahrscheinlichkeit zuwider, daß ein Vater von seinen Kindern ermordet werden könne *. Die Meynung der Persianer macht ihrer Art zu denken Ehre, aber zum grösten Unglücke ist sie falsch, und wird durch die Erfahrung offenbar widerleget. Es haben sich zur Schande des menschlichen Geschlechtes ganze Völker in der Welt gefunden, wo es die Kinder für ihre Schuldigkeit achteten, ihren Vätern, wenn sie gar zu alt wurden, das Leben zu nehmen. Hiermit wird also die Unmöglichkeit des Vatermordes vollkommen widerleget. Gehörete er unter diejenigen Sachen, die natürlicher Weise unmöglich wären, so würde niemals ein Vatermord geschehen können, es möchte auch unter einem Vorwande

* S. die Geschichte des Herodotus im Isten Buche.

wande seyn, unter welchem es wollte. Zum Unglücke für die Menschen ist nicht leicht ein Verbrechen, das sie nicht zu begehen im Stande sind, sobald als sie von der Tugend abweichen, oder durch Vorurtheile verblendet werden. Man kann sich also nicht ernstlich genug angelegen seyn lassen, ihnen gegen alle Laster, besonders aber gegen diejenigen, wider welche sich die Natur empöret, einen Abscheu beyzubringen. Die Persianer hatten ihr Augenmerk auf einerley Endzweck mit den Chinesern gerichtet; Aber sie erwählten hierzu verschiedene Wege.

Einsmals sprach ich über diese Sache mit einem Franzosen, der mir eine Geschichte erzählete, die nach meinen Gedanken das Verfahren der Persianer für recht erklärete, und demselben vor dem Verfahren unserer Landsleute den Vorzug gab: „In einer Hauptstadt einer gewissen Provinz des Königreichs, erzählte er mir, habe sich eine sehr traurige und ausserordentlich grausame Geschichte zugetragen. Eine junge Schäferinn hatte einen Liebhaber, den sie ganz besonders liebete. Ihr Vater hatte ihr die Hofnung gemacht, daß er ihr diesen zum Ehemanne geben wollte. Plötzlich aber änderte er seinen Sinn, entweder aus Eigensinn, oder aus gegründeten Ursachen. Ueber diese Entschliessung des Vaters, den keine Vorstellungen auf andere Gedanken bringen konnten, gerieth das Mädgen in eine so entsetzliche Wuth und Erbitterung, daß sie ihn erwürgete. Sodann schnitt sie ihm den Leib auf, riß ihm das Herz heraus, ließ es auf einem Roste braten,

„ und verschlang es mit einer heftigen Begierde,
„ die ihrer Verzweifelung und Wuth gleich war.
„ Nach einer so entsetzlichen Handlung wurde ihr
„ Unsinn immer noch nicht beruhiget, sondern viel-
„ mehr noch grösser. Sie erhub ein so abscheuli-
„ ches Geschrey, daß die Nachbarn darüber zusam-
„ menliefen. Ein so unerwarteter Anblick setzte sie
„ in die gröste Verwunderung, sie wurden ganz
„ starr und steif, und vergaßen darüber beynahe
„ Hören und Sehen. Es währete nicht lange, so
„ wurden sie durch etwas wiederum zu sich selber
„ gebracht, das noch weit ärger war, als jenes, wor-
„ über sie so erstaunet waren. Das Mädgen bot
„ ihnen ein Stück von dem Herze ihres Vaters an,
„ und sagte dazu: Kostet einmal, das übrige
„ habe ich gegessen, es schmeckete ganz vortref-
„ lich. Auf diese Worte trat der Abscheu an die
„ Stelle des Erstaunens. Man ergrif dieses un-
„ glückselige Mädgen, und führete es in das Ge-
„ fängniß. Ohngeachtet der deutlichsten Merkmale
„ einer Unsinnigkeit wurde sie doch vor dem ersten
„ Gerichte verurtheilet, daß sie mit glüenden Zan-
„ gen geknippen, und verbrannt werden sollte.
„ Wie dieses Urtheil bey dem Parlamente einge-
„ schickt wurde, so waren verschiedene Mitglieder
„ desselben der Meynung, man sollte es bestätigen,
„ weil zu vermuthen wäre, daß das Mädgen, ehe
„ es seinen Vater umgebracht hätte, noch nicht
„ ganz und gar im Kopfe verrückt gewesen wäre,
„ und daß die Raserey alsdenn erst ihren Anfang
„ genommen hätte, nachdem eine so abscheuliche
„ Handlung vollbracht gewesen. Dieser Meynung
„ widersetzte sich ein alter Parlaments-Rath. Er

„ be-

„ behauptete, es sey ganz unmöglich, daß ein so
„ gar unerhörtes Verbrechen von einem Menschen
„ habe begangen werden können, der nicht gänzlich
„ seiner Vernunft beraubet wäre. Doch gesetzt,
„ sagte er, es habe seine Richtigkeit, daß der-
„ gleichen etwas geschehen könne; Weil aber
„ gleichwohl gegenwärtig dieses Mädgen wirk-
„ lich rasend ist, und wir daran nicht im minde-
„ sten zweifeln können, so sollten wir doch lie-
„ ber diesen Vorwand mit beyden Händen er-
„ greifen, um die Ehre nicht allein der ganzen
„ Nation, sondern auch des menschlichen Ge-
„ schlechtes überhaupt zu retten. Gewisse Ver-
„ brechen sind also beschaffen, daß es wirk-
„ lich vortheilhaft ist, wenn man den Leuten
„ die Meynung beybringt, daß sie durch Ge-
„ schöpfe, die nur noch ein wenig den Gebrauch
„ der Vernunft haben, nicht vollendet werden
„ können." Der Meynung dieses Parlaments-
„ Raths wurde beygepflichtet; das Mädgen wur-
„ de verurtheilt, in einem Kämmergen eines Toll-
„ hauses auf Zeit Lebens an einer Kette zu liegen.
„ Seit dem sie an dem ihr angewiesenen Orte sich
„ befindet, habe ich sie unterschiedene male gesehen.
„ Sie befindet sich noch immer in einer ziemlichen
„ Raserey, die beynahe äusserlich ausbricht. Wenn
„ man sie fragt: War das Herz auch gut? So
„ spricht sie: Ja wohl, sehr gut, vortreflich gut;
„ Ich wollte gleich auch das Deinige verschlingen*.

Sol-

* Ganz Provence hat dieses elende Mädgen ganzer ze-
hen Jahre lang gesehen. Die hier erzählte Geschichte ist
ganz zuverläßig gewiß, und vor 25. Jahren ohngefähr ist
die Elende erst gestorben.

Solchen betrübten Unglücksfällen, werther Yn-Che-Chan, sind nun schwache Sterbliche unterworfen. O wie beklagenswürdig ist ihr Schicksal, und wie wenig müssen doch diejenigen, die mit ihrem Zustande so sehr groß thun, die unvermutheten Abwechselungen kennen, denen der Mensch unterworfen ist, und welche gar oft durch die allernichtswürdigsten Zufälle veranlasset werden? Wie viel ist denn eben dazu nöthig, wenn es so weit kommen soll, daß wir die Vernunft verlieren, deren wir uns so gar sehr rühmen? Eine kleine Erschütterung, die in dem Gehirne vorgehet, eine Spannader, die nur ein klein wenig anders, als sie eigentlich soll, ausgedehnet und angespannt wird, ein kleiner Tropfen Wassers, der in einem engen Plätzgen des Gehirnes stecket, kann diese Wirkung nach sich ziehen. O was für gegründete Ursachen hat man zur Furcht und zu der Demuth, wenn man bedenket, daß der allervernünftigste Mensch niemals gewiß versichert ist, ob er es auch in einer Viertelstunde noch seyn werde, und daß die Erhaltung der Vernunft beynahe eben so wenig, als die Erhaltung des Lebens in der Gewalt der Menschen stehet! Bey solchen Umständen mögen wir uns wohl etwan noch durch tausenderley erdichtete Vorstellungen schmeicheln; Wir mögen uns den Titel, Könige der Thiere, beylegen, und uns einbilden, dieses grosse Weltgebäude sey lediglich und allein für uns gemacht: Wenn wir also denken, so sind wir schon halb verrückt, und wir dürfen nicht so gar weit mehr gehen, um es ganz und gar zu werden.

Lebe wohl; Ehe ich von Paris abreise, werde ich dir noch einmal schreiben.

Paris. ——

Der achtzigste Brief.

Sioeu-Tcheou, an Yn-Che-Chan.

Seit zehen Jahren hast du ziemlich lauter Schriften von grossen und berühmten Französischen Schriftstellern gelesen, und sie haben dir, wie du sagtest, die Zeit, die du aufgewendet hast, um ihre Sprache zu lernen, reichlich vergolten. An dieser ihre Stelle sind nach ihnen unterschiedene Schriftsteller gekommen, deren Werke lauter Flickereyen, und unnützes Gewäsche, oder Erzählungen und Mährgen in sich halten, die sich besser schicken, müssigem Frauenzimmer die Zeit zu vertreiben, als Leuten zu gefallen, die ihren Geschmack durch Lesung theils angenehmer, theils nützlicher Bücher gebildet haben. Dieses ist nun freylich nicht so zu verstehen, als ob nicht noch dieser und jener übrig wäre, der sich nach solchen Beyspielen richtet, welche ihm die grossen Muster seiner rühmlichen Vorgänger gegeben haben. Aber der gröste Hause der Französischen Schriftsteller trachtet doch gemeiniglich heut zu Tage nur bloß, einer grossen Anzahl von Menschen zu gefallen, welche sie das Publikum zu nennen belieben. Wir in China glauben, das Publikum der Gelehrten, oder die gelehrte Welt sey eine gewisse Anzahl von Leuten, welche wirklich Verstand besitzen. Zu Paris hingegen werden diese Leute von dem grösten Theile der Schriftsteller beynahe für nichts gerechnet. Sie begehren den Beyfall des grossen Haufens. Zehen Weibs-Personen, die mit genauer Noth lesen können, sechs neumodische Stu-

tzer, die keinen gesunden Verstand haben, und drey Abbee, die sich mit weiter nichts, als mit ihrem gekräuselten Haare beschäftigen, behalten die Oberhand über drey bis vier Kenner, wenn sie gleich einen so feinen Geschmack als Horaz, und so viel Gelehrsamkeit als Varro besitzen. Zur Begünstigung eines so ansehnlichen Mißbrauches, welcher über lang oder kurz die schönen Wissenschaften in Frankreich ganz und gar in Verfall bringen wird, sagen diese verächtlichen Schriftsteller, die gelehrte Welt habe heut zu Tage weiter an nichts einen Gefallen, als an Kleinigkeiten, man müsse ihren Geschmack befriedigen, man schreibe für Leute seines Zeit-Alters, und nicht für solche Zeiten, in welchen man nicht mehr leben werde.

Dergleichen schlechte Reden decken einen Theil der Fehler, und den Mangel der Geschicklichkeit der Leute, die sie führen, einigermassen zu. Es klingt, als wollten sie dadurch zu verstehen geben, wenn sie keine vollkommenern Schriften lieferten, so läge die Schuld nicht an ihnen, sondern an ihren Landsleuten. Unterdessen ist nichts so läppisch, als diese Entschuldigung. Denn vielleicht ist Frankreich niemals so reichlich, als heut zu Tage mit schlechten Schriftstellern versehen gewesen. Aber es war auch vielleicht niemals so fruchtbar an Lesern, die im Stande sind, von guten Büchern zu urtheilen, als eben zu den gegenwärtigen Zeiten. Die verschiedenen Ausgaben, die man alle Tage von den Schriften des Locke, des Bayle, des Leibnitzens, und dergl. liefert, beweisen zur Gnüge, daß es eine ziemlich grosse Anzahl von Leuten giebt, welche andere

dere Bücher viel lieber lesen, als Liebes-Geschichten, kleine Erzählungen, und Mährgen.

Die schlechten Schriftsteller, woran es nicht allein in Frankreich, sondern überhaupt in ganz Europa heut zu Tage wimmelt, thun durch die elenden Schriften, die sie herausgeben, nicht etwan nur ihren Mitbürgern Schaden, sondern sie machen auch ihrem Geschmacke, und ihrer Beurtheilungs-Kraft Schimpf und Schande. Wenn es nach ihnen gehet, so muß man alle ihre Landsleute für Leute ohne Verstand und Ueberlegung ansehen. Ihr Eigennutz, und ihre Eigenliebe veranlasset sie, unaufhörlich zu wiederholen, daß man weiter an nichts einen Gefallen habe, als an Kleinigkeiten. Durch den Vorwand, daß es der Geschmack der itzigen Zeiten also mit sich bringe, glauben sie, ihren schlechten und kraftlosen Geburten ein Ansehen geben zu können. Wenn sie es einräumeten, daß genug Leute von vorzüglicher Gelehrsamkeit vorhanden sind, die sich nicht durch den Strom hinreissen lassen, und die eben so sehr mit Verstande, als die andern ohne denselben urtheilen, so würden sie befürchten müssen, daß man ihnen sagete; *warum bemühet ihr euch denn nicht, diesen zu gefallen?* Von derselben Zeit an, würden sie sich genöthiget sehen, nicht weiter zu schreiben. Ihre kleinen Erzählungen, ihre Liebes-Geschichten, würden nicht mehr gut gethan werden. An statt des blendenden Witzes, hinter welchem nichts gründliches stecket, an statt der Unwissenheit, und der frostigen, oder verworrenen Gedanken würden sie sich eine gesunde Denkungs-Art, Gelehrsamkeit, und eine vernünfti-

ge Art zu schliessen angewöhnen müssen. Es ist daher für sie weit bequemer, wenn sie sprechen, sie dürften gar nicht den Vorsatz fassen, nützlich zu seyn, sie müsten sich nach der Mode richten, und schreiben, wie man es von ihnen verlange. Sie haben kein so gar zartes Gewissen, als daß sie über eine Lügen eben in Unruhe gerathen sollten.

Indessen muß man gleichwohl, werthester Yn-Che-Chan, zur Schande der Europäer gestehen, daß es mehr als zu wahr ist, wenn man saget, der gröste Theil unter ihnen gebe den unnützen Kleinigkeiten vor dem Gründlichen den Vorzug. Gegen eine einzige Person, die noch etwan ein gutes Buch zu lesen Lust hat, giebt es gewiß drey andere, die irgend einen schlechten Roman mit der grösten Begierde durchlesen. Darf aber wohl ein verständiger Mann, ein rechter Gelehrter sich auf dergleichen Leser etwas zu Gute thun? Ja soll er nicht das erleuchtete Publikum dem unwissenden Publikum vorziehen, ohngeachtet jenes nicht so zahlreich, als das letztere ist? Wären in Europa gar keine Leute von Geschmacke mehr vorhanden, so würde ich es einem Schriftsteller noch endlich zu gute halten, wenn er so sehr seiner Würde entsagete, daß er unnütze Schmiererenen öffentlich bekannt machte, weil es immer noch genug Leute giebt, an welche man in kurzer Zeit mehr als eine Ausgabe einer Schrift zu verkaufen Gelegenheit hat. Ich kann mir unmöglich vorstellen, daß ein Mensch, der wirklich Witz und Verstand besitzet, der auf solche Weise etwas aufsetzen kann, welches werth ist, auf die Nachkommen fortgepflanzet zu werden, sich selbst entehren,

und bey allen wahrhaften Kennern verächtlich machen will, um etwan ein paar Leser mehr zu bekommen. Kein verständiger Mann wird sich jemals von dem Vorwande, der bey schlechten Schriftstellern im Gebrauche ist, blenden oder verführen lassen. Er wird fest überzeuget seyn, daß sie, wenn sie sonst etwas kluges auf die Bahn bringen könnten, gar bald aufhören würden, für Dumme, oder Unwissende zu arbeiten.

Vor etlichen Tagen sprach ich mit einem Gelehrten, der sich in Europa einen berühmten Namen erworben hat, dessen Schriften sehr gut abgegangen sind, und der gleichwohl niemals etwas anders, als ernsthafte Sachen verfertiget hat. Er schreibet an vielen Orten wider jenen schlechten Geschmack, der sich nicht nur einer so grossen Menge von Schriftstellern, sondern auch vieler Leute, die sie lesen, bemächtiget hat. *Wie haben sie es denn*, sagte ich zu ihm, *angefangen, daß sie unter den Gelehrten so vielen Beyfall gefunden, und bey itzigen Zeiten ihre Schriften, die mit vieler Gelehrsamkeit, mit gründlichen Abhandlungen, mit männlichen und erhabenen Gedanken angefüllet sind, überall so gut haben in den Gang bringen können, da doch sonst fast alle Leute, die sich mit Bücherschreiben einlassen, sich nicht leicht getrauen, die Hand an etwas nützliches zu legen, und es für nöthig erachten, dieserwegen öffentlich um Vergebung zu bitten, wenn sie etwan einmal von ohngefähr in ihren Büchern etwas einfliessen lassen, das zum Unterrichte der Leute dienen kann? Sie müssen in der That ein ganz*

 beson-

besonderes geheimes Kunststück besitzen, wovon ihre Landsleute gar nichts wissen. „Mir ist,
„ sagte er, weiter kein Geheimniß bekannt, ausser
„ demjenigen, was ich den grossen Mustern abge-
„ lernet habe, denen ich es nachzuthun trachte.
„ Mein einziger Zweck ist, den Kennern zu gefal-
„ len. Hingegen fürchte ich mich für nichts mehr,
„ als bey Unwissenden Beyfall zu finden. Erfahre
„ ich von ohngefähr, daß dieser und jener unter
„ ihnen mit demjenigen, was ich herausgegeben
„ habe, zufrieden gewesen ist, so vermuthe ich, daß
„ ich vielleicht wohl gar etwas ungereimtes in mei-
„ ne Schrift gesetzet habe. Ich sehe mein Buch
„ noch einmahl mit grosser Sorgfalt durch. Kurz,
„ ich mache mir wegen des Beyfalls des grossen
„ Haufens weit mehr Sorgen, als wegen des stren-
„ gen Urtheils gelehrter Leute. Die vortreflichen
„ Worte des Perikles habe ich unaufhörlich vor
„ Augen. Als er eine öffentliche Rede hielt, klat-
„ schete das ganze Volk darüber in die Hände.
„ Er wendete sich gegen einen seiner guten Freun-
„ de, und sagte: Seyn Sie doch so gütig, und
„ sagen mir, ob ich wohl gar etwas ungebühr-
„ liches, oder abgeschmacktes vorgebracht habe.
„ Bey meinem festen Entschluße, den ich gefaßt ha-
„ be, lediglich und allein diejenige Hochachtung zu
„ verdienen, welche einem gelehrten Mann auf eine
„ wahrhafte Weise schmeicheln kann, arbeite ich
„ bloß nur für eine gewisse Anzahl von Lesern.
„ Aber sie stecken in einem grossen Irrthume, wenn
„ sie etwan denken, diese Anzahl sey so gar klein.
„ Sie ist weit ansehnlicher, als sie sich vielleicht
„ vorstellen. Bey Hofe, in der Stadt, in den

„ Pro-

„ Provinzen giebt es noch genug verständige Leute,
„ und die den Zeiten des Augusts Ehre machen
„ würden. Dergleichen Leute finden sich sogar un-
„ ter den Kaufleuten, und unter den Bürgern.
„ So bald ein Buch den Beyfall dieser Kenner er-
„ hält, so gehet es ganz gewiß vollkommen gut
„ ab. Die Haupt-Ursache, warum viele ernsthaf-
„ te Bücher kein Glück haben, ist diese, weil von
„ ihnen weiter nichts gesaget werden kann, als daß
„ sie ernsthaft sind; Sie enthalten nichts von Wich-
„ tigkeit, nichts lehrreiches, nichts erhabenes.
„ Nächst diesem ist es nicht genug, lehrreich zu seyn,
„ man muß auch die Leute zu unterhalten wissen.
„ Ein Buch, das mit vielen guten Lehren angeful-
„ let ist, hat allemal einen weit grössern Werth,
„ als ein anderes, worinnen weiter nichts, als lau-
„ ter lustige und kurzweilige Erzählungen stehen.
„ Der Hofmann (l'Homme de Cour) des Baltha-
„ sar Gracians enthält sehr viele gute Sachen;
„ Wird man aber wohl dieses Buch mit den Ver-
„ suchen des Michael von Montagne und den
„ Characktern des la Bruyere in eine Klaße setzen?
„ Ganz gewiß nicht. Das zuerst genennte Buch ist
„ gegen die andern beyden gar sehr mittelmäßig.
„ Demnach muß man die Ursache von dem Ver-
„ falle der Bücher in ihnen selbst, keinesweges aber
„ darinnen suchen, daß es an Lesern fehlt. Ich
„ gehe noch weiter, und behaupte, daß alle Schrif-
„ ten, die bey Kennern Beyfall finden, auch ganz
„ zuverläßig gelesen werden, und zwar dieses so-
„ gar von solchen Leuten, die nicht einmal so viele
„ Geschicklichkeit besitzen, daß sie alles darinnen be-
„ findliche Gute gewahr werden, und die oftmals

„ gar

„ gar keinen Begrif davon haben. Die ausschwei„ fende Begierde, Witz zu besitzen, ist beynahe „ nicht geringer, ja man möchte wohl sagen, eben „ so groß, als die Begierde nach Reichthume. So„ bald als Leute, deren Wissenschaft bey jedermann „ bekannt ist, über eine Schrift ihren Ausspruch „ gethan, und derselben ihren Beyfall zugewendet „ haben, so sind alle Leser der Romanen und Er„ zählungen herzlich froh, wenn sie den Leuten zei„ gen können, daß sie noch etwas mehr, als bloß „ eine Liebes-Geschichte zu lesen, im Stande sind. „ Sie geben das Echo anderer Leute ab, welche „ vernünftig urtheilen, sie wiederholen eben diesel„ ben Lobes-Erhebungen, sie kaufen das Buch, „ wovon die Rede ist, sie geben sich Mühe, daß „ sie etliche Stellen daraus in dem Gedächtniße be„ halten, weil sie gern das Ansehen haben wollen, „ daß sie weit mehr Einsicht besitzen, als solche, die „ es ganz und gar nicht verstehen.

„ Wie viele Frauenzimmer, wie viele Stutzer „ giebt es nicht in Europa, die von dem Malle„ branche und Locke reden? Wer weiß, ob sie „ in ihrem Leben diese Schriftsteller gelesen, und „ ob sie dieselben jemals verstanden haben? In„ dessen würde es sie entsetzlich verdriessen, wenn „ man glauben wollte, daß sie sogar unwissend sind, „ und von einer Schrift reden, die sie gar nicht „ verstehen. Um nicht etwan ein Wort zu sagen, „ wodurch sie ihre Unwissenheit verrathen möchten, „ wiederholen sie schlechthin dasjenige, was sie von „ Leuten gehöret haben, von welchen ihnen be„ kannt ist, daß sie das Vermögen besitzen, über

„ diese Sache einen Ausspruch zu thun. Solcher„ gestalt darf sich ein Buch, das den Beyfall der „ Gelehrten erhält, denselben auch ganz zuverläßig „ von andern versprechen, die für Leute angesehen „ seyn wollen, welche Verstand besitzen; Und wer „ ist wohl in Europa, der nicht gern dafür ange„ sehen seyn will?

„ Es ist nicht so gar lange, daß ich einer Dame „ vom ersten Range * meine Aufwartung machte, „ deren edle Denkungs-Art eben so vorzüglich, als „ der Adel ihrer Geburt ist. Ich fand auf ihrem „ Tische den Philosophischen Versuch von dem „ menschlichen Verstande. Es war mir vollkom„ men bekannt, daß sie die erhabensten Stellen des „ Buchs recht wohl verstund, und ich wußte aus „ der Erfahrung, daß sie eine Schrift, welche die „ allerschwersten Metaphysischen Lehren in sich hielt, „ mit eben so grossem Vergnügen, und eben so leicht „ weglaß, als drey Viertheile von dem bürgerli„ chen Frauenzimmer in der Provinz die Gedichte „ des Jesuiten Cerceau, und die Geschichte des „ Freybeuters Buscon lesen. Eben in dem Augen„ blicke, da ich ihr wegen ihres guten Geschmacks, „ und wegen der schönen Gemüths-Gaben, die ihr „ der Himmel verliehen hatte, meinen Glückwunsch „ abstattete, trat eine andere Dame in das Zim„ mer. Diese letztere war neugierig, das Buch zu „ sehen, das ich in den Händen hatte. So bald als „ sie einen Blick auf die Ueberschrift gethan hatte, „ Haha, sagte sie zu mir, sie haben hier die Schrift „ eines grossen Mannes, wenn er nur nicht so

„ gar

* Die Frau Herzoginn von S**.

„ gar gefährlich wäre. Die Rede dieser Dame
„ kam mir sehr sonderbar vor. Ich trauete ihr
„ beynahe nicht zu, daß sie in dem Locke läse. Ich
„ wüßte nicht, antwortete ich ihr, welches eigent-
„ lich die Meynungen seyn sollten, die Ihnen in
„ dieser Schrift haben gefährlich vorkommen kön-
„ nen. Allem Ansehen nach haben Sie das Buch
„ wohl nicht selbst gelesen, und es hat Ihnen viel-
„ leicht jemand ein Vorurtheil beygebracht, der
„ sich eingebildet hat, etwas wahrzunehmen, wor-
„ an Herr Locke in seinem Leben nicht gedacht ha-
„ ben wird. *Nein, nein,* versetzte sie, *ich habe*
„ *mir von niemanden etwas bereden lassen. Ich*
„ *urtheile vor mich selbst. Sie haben von mir*
„ *eine gar zu geringe Meynung. Sie müssen*
„ *doch glauben, ich lese nichts weiter, als Lie-*
„ *bes-Geschichten, und denken wohl gar, ich*
„ *weiß es nicht, daß Locke sagt, unsere Seele*
„ *sey körperlich, und sterbe zugleich mit dem*
„ *Leibe.* Ey, ey, meine gnädige Frau, gab ich
„ ihr zur Antwort, nunmehr sehe ich wohl, daß
„ sie vor sich selbst von diesem Buche urtheilen.
„ Die Frau vom Hause sahe mich mit einer lächeln-
„ den Miene an, und wir lenketen hernach das Ge-
„ spräch auf etwas anders. Da die eingebildete
„ gelehrte Dame weg war, so sagte die wirklich
„ Gelehrte zu mir: *Die gute Marquisinn hat*
„ *dasjenige vergessen, was sie vor ohngefähr*
„ *acht Tagen hier in diesem Zimmer den Herrn*
„ *von * hat sagen hören. Dieser Abbee ist ein*
„ *witziger Kopf, aber zugleich für seine Mey-*
„ *nungen über alle Maaße eingenommen. Er*
„ *wollte uns damals bereden, es sey möglich,*

„ *aus*

„ aus der Frage, welche Locke aufgeworfen hat„ te, ob nemlich unsere Seele auch wohl materialisch seyn könne, allerhand gefährliche Folgerungen zu ziehen, und hieraus ihre Sterblichkeit zu schliessen. Es ist heute nicht das erstemal, daß unsere gute Freundinn aus grossem Eifer gelehrt zu scheinen, und einen witzigen Verstand zu zeigen, die Lobes-Erhebungen, oder den Tadel, den sie über gewisse Schriftsteller aus anderer Leute Munde gehöret, auf eine verkehrte Art verstanden und wiederholet hat. Dieses Beyspiel, das ich Ihnen hier anführe, fuhr der Französische Schriftsteller fort, giebt Ihnen ein weit helleres Licht, als alles, was ich Ihnen etwan sagen könnte, zu beweisen, daß man sich irret, wenn man in den Gedanken stehet, als ob sich diejenigen Leute, die ihre Zeit bloß mit Lesung der Liebes-Geschichten zubringen, unterstünden, andere zu verachten, die etwan gründlichere Schriften lesen. Hieraus folgt also der Schluß, daß ein Schriftsteller, der bey Leuten von Geschmacke Beyfall erhält, sich so gar bey solchen, die wenig oder gar keinen Geschmack haben, einen guten Namen erwirbet; An statt daß diejenigen, die bey den Unwissenden in Ansehen stehen, ordentlicher Weise von den Gelehrten verachtet werden. Hierzu kommt noch dieses, daß Leute, die nur bloß für seichte und ungelehrte Leser schreiben, ganz gewiß entweder nicht Wissenschaft, oder nicht Geschicklichkeit genug besitzen, und daher sich nicht getrauen, einen Versuch zu thun, ob sie auch den Kennern gefallen. Welcher Mensch würde wohl

„so

„ so unverständig seyn, und solche Schriften abfas-
„ sen, wie der Abbee von la Fontaines, oder der
„ Abbee von la Porte herausgeben, wenn er an-
„ ders so, wie Bayle schreiben und denken kann?
„ Wo würde wohl ein Schriftsteller so verblendet
„ seyn, und sich einfallen lassen, es dem Jesuiten
„ Regnault nachzuthun, wenn er es dem Herrn
„ Meiran, oder dem Herrn Keil gleichthun kann?
„ Sollte wohl endlich jemand unter den Menschen
„ so blödsinnig seyn, und sich lange besinnen, ob
„ er es mit der gründlichen Beurtheilung und vor-
„ treflichen Gelehrsamkeit des le Clerc, oder mit
„ der langweiligen Schreib-Art der Verfasser des
„ Tagebuchs von Trevoux halten solle? Wenn man
„ behauptet, daß ein Schriftsteller, der vortrefli-
„ che Bücher zu liefern vermögend ist, sich mit
„ Fleiße, und gutem Bedachte vorsetze, schlechte
„ zu schreiben, um sich dadurch in der Welt sehr
„ bekannt und berühmt zu machen, so ist es eben,
„ als wollte man eine Probe machen, wie weit es
„ die Frechheit in widersinnigen Sätzen treiben
„ könne.„

Die verständigen Anmerkungen dieses Franzosen, werthester Yn-Che-Chan, thaten mir völlig Genüge; Sie sind der Vernunft vollkommen gemäß. Ein Buch, das wirklich gut ist, kommt in Europa niemals in Verachtung. Es erhält sich so gar bey Ehren, es mögen die Tadler gleich noch so viel daran aussetzen; Und gesetzt, der Neid, und die Eifersucht hindern auf eine kurze Zeit den guten Namen desselben, so dringet doch die Wahrheit nach und nach ganz sicher durch den Nebel. Der Schatten,

ten, womit man sie hat verdunkeln wollen, machet sie nur desto glänzender. Hiervon lassen sich unzähliche Beyspiele anführen. Ein schlechtes Buch hingegen gefällt manchmal zwar wohl im Anfange eine Weile ; Man läßt sich durch allerhand wichtige und vortheilhafte Umstände verführen, oder auch durch eine sehr feine und fliessende Schreib-Art einnehmen. Nach und nach aber kommt man von seiner vorigen Bewunderung wieder zu sich selbst. Der falsche Schein, wovon man sich hat blenden lassen, vergehet. Sogar die viele Mühe, die sich der Schriftsteller bey seinem Buche gegeben hat, gereichet zu seinem Nachtheile. Man macht sich die Vorstellung, eine Schrift, die mit so gar vieler Mühe und Sorgfalt ausgeschmücket ist, komme von einem mittelmäßigen Verstande her, der sich mit Kleinigkeiten beschäftiget. Ein Schriftsteller, der einen grossen und erhabenen Verstand besitzet, verderbet die Zeit nicht mit dergleichen nichtsbedeutenden Sachen. Er redet und denket mit mehrerer Größe, und an allem dem, was er saget, bemerket man ein gewisses ungezwungenes und natürliches Wesen, welches einen Menschen andeutet, der an seinem eigenen Vermögen reich ist, und sich keine Mühe giebt, seine Reichthümer auf eine eitle Art auszukramen. So gut als man von einem geputzten Stutzer, der lediglich und allein auf seinen Putz sinnet, nichts Grosses erwarten darf; Eben so gewiß ist es auch, daß ein Schriftsteller, der auf die Schönheit seiner Schreib-Art einen gar zu grossen Fleiß wendet, und sich die Wahl der Worte, und die Anordnung der Redens-Arten zu sehr angelegen

seyn lässet, niemals etwas Gutes, und das sich für einen grossen Verstand schicket, liefern könne. Die Schreib-Art ist das Bild der Seele. Putzt man sie auf eine ausserordentliche Weise an, schminket man sie, widmet man ihr eine allzu grosse Aufmerksamkeit, so giebt man damit zu erkennen, man sey zu nichts als zu Kleinigkeiten fähig *. Hier ist die Abschilderung der allermeisten Romanen-Schreiber unter den Franzosen. Man sollte beynahe denken, Seneka habe die Schriften des M**, des B** und des F** gelesen.

Lebe wohl, liebster Yn-Che-Chan; Nach meiner Rechnung werde ich gegen das Ende der Woche von hier nach Straßburg abreisen.

Paris. —

Der ein und achtzigste Brief.

Sioeu-Tcheou, an Yn-Che-Chan.

In einer Zeit von acht Tagen, werthester Yn-Che-Chan, bin ich durch alle Provinzen, die zwischen Paris und Straßburg liegen, durchgereiset. Die

* Cujuscunque orationem videris sollicitam & politam, scito animum quoque non minus esse pusillis occupatum. Magnus ille remissius loquitur & securius: Quaecunque dicit, plus habent fiduciae, quam curae. Nosti complures juvenes, barba & coma nitidos, de capsula totos: nihil ab illis speraveris forte, nihil solidum. Oratio vultus animi est, si circumtonsa est & fucata, & manufacta, ostendit, illum quoque non esse sincerum, habere aliquid fracti. *Luc. Ann. Senec.* Epist. CXV.

Die letztere Stadt ist überaus groß, und mit vieler Sorgfalt befestiget. Die Aussenwerke davon werden noch immer alle Tage vermehret, und ich glaube kaum, daß ganz Europa mächtig genug ist, diesen Platz dem Konige von Frankreich zu nehmen. Wenn der Ort belagert werden sollte, so musten gewiß vier Kriegs-Heere von hundert tausend Mann dazu genommen werden. Eines würde über dem Rheine drüben in einem Lager stehen müssen, welches die Wege über diesen Fluß besetzen, und die überaus weitläuftige Circumvallation dieser Stadt, ihrer Citadelle, und ihrer verschiedenen Forte machen konnte; Ein anderes wäre zu Besetzung des Flußes Ill, und zu Vollständigmachung der Circumvallation vonnöthen; Das dritte würde zum Angriffe, und das vierte als ein Observations-Heer erfordert. Bey allem dem möchte es mit dem Ausgange der Belagerung immer noch sehr zweifelhaft aussehen. Denn theils scheinet es bey einem so grossen Umfange ganz unmöglich, daß die Franzosen nicht hier und da einen Fleck finden sollten, wo sie eindringen, und dem Platze allerhand Hülfe zukommen lassen können. Theils würde auch ohne Zweifel eine zahlreiche Besatzung in die Stadt geleget werden, und wenn man sonst wollte, so würden mehr als dreyßig tausend Mann darinnen Raum haben. Und wenn man auch voraussetzet, daß eine solche Belagerung von noch so kurzer Dauer ist, wie stellt man es denn an, daß man so zahlreichen Kriegs-Heeren ihren Unterhalt verschaft, wenn man besonders mit einem Feinde zu thun hat, der eine grosse Menge Kriegs-Volk unterhalten, und mit leichter Mühe einen Theil der Zufuhre hemmen,

und wegnehmen kann? Vermuthlich müssen die Deutschen, und die übrigen Europäer von der Unmöglichkeit, Straßburg zu erobern, vollkommen überzeuget seyn; Denn ob sie schon zu manchen Zeiten grosse Vortheile über die Franzosen gehabt haben, so ist es ihnen doch niemals in den Sinn gekommen, eine Belagerung dieses Ortes zu unternehmen.

Den Franzosen hat der Ort weiter nichts gekostet, als die Mühe, in denselben einzurücken, und sich darinnen mit eben so guter Gemächlichkeit und Ruhe festzusetzen, als sie es in einer andern Stadt hätten thun können, die ihnen schon lange Zeit zugehörete, und in dem Mittelpuncte ihres Königreiches gelegen hätte. Sie rückten an diese Stadt plötzlich, und zu einer solchen Zeit an, da sie ganz und gar von Lebens-Mitteln entblöset war. Diejenigen, die diese Unbequemlichkeit hätten voraus sehen, und ihr vor allen andern abhelfen sollen, hatten sie selbst veranlasset. Die Obrigkeits-Personen waren gröstentheils auf die Seite der Gegen-Parthey gebracht; Sie verriethen und verkauften ihr Vaterland auf eine schändliche Weise. Bey der damaligen Gelegenheit erhielten die Franzosen den Titel der Eroberer, ohne etwas zu wagen. Es wäre eben so gut möglich, auf dergleichen Art ganz Europa, und die ganze Welt zu erobern. Es käme bloß darauf an, daß man auf einer Seite Kaufleute, die etwas zu verkaufen hätten, und auf der andern Leute fände, die so reich wären, daß sie kaufen könnten. Wenn ich die Sache, lieber Yn-Che-Chan, recht bedenke, so kann ich es den Franzosen

zosen gar nicht verargen, daß sie ihren Vortheil gesucht, und sich auf eine geschickte Weise den Geitz und die Treulosigkeit der Obrigkeits-Personen in Straßburg zu Nutzen gemacht haben. Würde es wohl irgend ein ander Volk, wenn es an ihrer Stelle gewesen wäre, etwan anders gemacht haben? Die grösten Feldherren, und die tapfersten Fürsten haben sich eben desselben Kunstgrifs zum öftern bedienet. Philipp von Macedonien hielt keinen Platz für so fest, daß er nicht erobert werden könne, sobald als man einen mit Golde beladenen Esel bis an das Stadt-Thor hinan zu bringen im Stande wäre. Dieser kluge Regent brauchte eben so gut lasterhafte, als ehrliche Leute, um seine Endzwecke zu erreichen. Die feine Staats-Klugheit gründet sich auf ein so vernunftmäsiges Verfahren. Freylich ist es wahr, daß alle grossen Männer gar vielmal die Vortheile, die ihnen solche Verräther verschaffen, zu ihrem Besten angewendet, und deßwegen die Verräther doch allemal mit Verachtung angesehen haben. Sie liebten die Verrätherey. Aber die Urheber derselben wurden von ihnen gehasset, und für gefährliche Leute geachtet, auf welche man sich niemals mit gutem Grunde verlassen könnte. Dergleichen Gedanken haben die Franzosen ebenfalls gehabt. Kaum waren sie Herren der Stadt Straßburg, so erbaueten sie eine Citadelle, und etliche Forte, um es zu verhindern, daß diejenigen, die ihnen den Ort in die Hände geliefert hatten, sie nicht etwan einmal wieder darum bringen möchten.

In dem ganzen Elsaß ist es allen den verschiedenen Christlichen Secten erlaubt, ihre Religion

öffentlich ungehindert zu treiben. Man trift daselbst Lutheraner, Calvinisten, und Anabaptisten an; In der Stadt Straßburg selbst aber sind nür allein den Catholicken und Lutheranern Kirchen erlaubet. Nur vor etlichen Jahren hielten die Calvinisten darum an, daß man ihnen eine Kirche verstatten möchte. Sie stellten vor, diejenige, die sie hätten, wäre eine Stunde von der Stadt entfernet, und dieses wäre für sie eine überaus beschwerliche Sache. Die Catholicken machten keine Schwierigkeit, in ihr Begehren zu willigen; Aber die Lutheraner setzten sich heftig darwider, und ihre Einwendungen fanden Gehör.

Hier hast du, werther Yn-Che-Chan, einen überaus deutlichen Beweiß, daß durchgängig alle Christlichen Seckten, eine so sehr, als die andere, zur Verfolgung geneigt sind, und daß der Geist des Haßes und der Eifersucht, der sie wider einander aufbringt, alle gute Regungen des Mitleidens, der Gutherzigkeit, und der Gefälligkeit in ihnen unterdrücket. Die Catholicken willigten in das Begehren der Reformirten bloß deßwegen, weil sie das Ansehen der Lutheraner in Straßburg dadurch zu verringern glaubten, wenn sie darinnen die verschiedenen Religionen, die geduldet werden konnten, vermehreten. Die Lutheraner widersetzten sich den Absichten der Reformirten aus keinem andern Grunde, als aus demjenigen, der sie gemeiniglich antreibt, daß sie auch in so vielen andern Städten von Deutschland ihnen nicht verstatten wollen, Kirchen zu bauen; Nemlich aus der Ursache, weil sie dieselben hassen, wiewohl nicht so

sehr,

sehr, als die Catholicken von ihnen gehasset werden. Aber doch ist der Haß heftig genug, ihnen in allem demjenigen zuwider zu seyn, was jenen zu der Ausbreitung ihrer Religion einigermassen beförderlich ist.

Wer die Europäer, besonders aber ihre Geistlichen, kennen gelernet, und sich nach ihrer Gemüths-Art genau erkundiget hat, dem muß es nothwendig wunderbar vorkommen, wenn er sie insgesammt über Verfolgungen schreyen, und dieselben verwerfen höret, da sie doch, eine Parthey so gut, als die andere, den Verfolgungs-Geist in sich haben. Redet man mit einem Franzosen von den Auflagen, womit man in Schottland, in Irrland, und in Engelland die Catholicken auf eine übermäßige Weise belegt, so spricht er: *Da siehet man es, wie weit sich der Haß der Secten erstrecket, die dem Catholischen Glauben entgegen gesetzt sind; Nichts ist der Wuth der Ketzer gleich.* Zu diesen Klagen setzet er noch eine unzähliche Menge anderer, ohne sich auch nur im mindesten auf das traurige Schicksal, das die Reformirten in Frankreich gehabt haben, und auf die entsetzlichen Drangsale, die ihnen von Seiten der Catholicken wiederfahren sind, zu besinnen. Höret man hingegen auf der andern Seite einen Engelländer reden, so ist auf der Welt niemand grausamer, als die Papisten. Sie treiben die Verfolgungen auf das äusserste. Sie haben den *Protestanten* ihre Kirchen zerstöret, ihre Vorrechte und Freyheiten genommen, ihre Kirchendiener auf grausame Art gemartert, und getödtet. Was würde aber dieser Engelländer, der

so viel von Duldung redet, darauf antworten, wenn man ihn fragete, wie man in den dreyen Königreichen, welche heut zu Tage das Reich Engelland ausmachen, mit den Kirchen, mit den Vorrechten, und mit den Geistlichen der Catholischen Religion umgegangen ist?

In der That, werther Yn-Che-Chan, wenn man dem Verhalten der Europäer nachdenket, und daneben ihre Reden anhöret, so sollte man ziemlich auf die Gedanken gerathen, es wären Leute, denen es an gesundem Verstande fehlt, und die sich vorstellen, sie thun gerade das Gegentheil von demjenigen, was sie thun. So viel ist sicher und gewiß, daß man ihnen den Gebrauch der Vernunft auf keine andere Weise einräumen kann, als wenn man zu gleicher Zeit sie für Betrüger und Erz-Schelme hält, welche das, was sie denken, allemal verbergen, die niemals ihren Reden gemäß handeln, wenn ihre Vortheile es ihnen anrathen, als ehrliche Leute zu reden, und sich als Betrüger aufzuführen.

Seit dem ich die Europäer aus dem Grunde kennen gelernet habe, macht mir alle ihre schöne Sittenlehre, die ich bey allen Gelegenheiten aus ihrem Munde höre, von der Güte ihres Herzens immer noch keinen bessern Begrif. Ich setze sie unsern Chinesischen Bonzen an die Seite, welche unaufhörlich von Gutherzigkeit, und Verachtung des Reichthums predigen, und doch immer die allergeizigsten Menschen von der Welt sind. Ich hätte grosse Lust, allen solchen Leuten, die mir diese oder jene vortrefliche Regel anführen, zuzurufen: Zur

Sache, zur Sache, meine Freunde, legen sie Hand an das Werk. Seit dem ich in ihrem Lande lebe, hat mir die tägliche Erfahrung die gute Lehre gegeben, daß ich mich nicht mit Worten abspeisen lassen soll. Sie reden so vortreflich, als die Engel im Himmel; Aber sie handeln, wie die Teufel, die der Himmel im Zorne erschaffen hat, um die Menschen zu plagen.

Unsere Chineser, liebster Yn-Che-Chan, haben von den Europäern eine gar geringe Känntniß. Was würden sie von ihnen denken, wenn sie in ihren eigenen Ländern fleißig mit ihnen umgegangen wären, wo sie sich ganz anders verhalten, als man in Asien an ihnen gewahr wird? Wenn man von den Menschen richtig urtheilen will, so muß man sie in einer solchen Verfassung sehen, wo sie nichts nöthiget, sich Zwang anzuthun. Zwischen einem Europäer, wenn er in Pecking ist, und einem andern, der sich in Paris befindet, ist der Unterschied eben so groß, als zwischen dem in Pecking sich aufhaltenden Europäer, und einem gebohrnen Chineser. Dieser Grundsatz muß vorzüglich auf die Europäer angewendet werden, welche weit mehr, als alle andere Menschen, die Fähigkeit besitzen, ihres Nutzens wegen alle mögliche Gestalten und Bildungen anzunehmen.

Wir wollen aber, werther Yn-Che-Chan, wiederum zu der Stadt Straßburg zurückgehen. Unter den öffentlichen Gebäuden verdienet der vornehmste Tempel der Catholicken betrachtet zu werden.

den. Er ist groß, weitläuftig, geraumlich, ziemlich schön erbauet, wiewohl nach Gothischer Bau-Art. Den Dienst in diesem Tempel besorgen gewisse Geistliche, welche den Namen der Dom- oder Stifts-Herren haben, und aus den grösten Häusern in Europa herstammen. Die übrigen Tempel verdienen eben keine sonderliche Aufmerksamkeit, immassen sie nicht einmal mittelmäßig genennet zu werden verdienen.

Noch ein überaus schönes öffentliches Gebäude ist daselbst, wohin sich die Franzosen ordentlicher Weise weit öfterer, als in ihren Tempel, zu begeben pflegen. Es ist der für die Schauspiele bestimmte Saal, worinnen man theils Lustspiele, theils auch Trauerspiele aufführet. Dieses Gebäude hat seine Erbauung einem gar sonderbaren Zufalle zu danken. Unter den Einwohnern von Straßburg befand sich einsmals ein überaus geitziger Mann, der sich zu gleicher Zeit in gewisse kleine Silber-Münzen, welche acht Sols oder Kreutzer galten, so entsetzlich verliebt hatte, daß er deren für vierzig tausend Thaler in seinen Kästen verwahrete. Es verging kein Tag, da er sie nicht zu verschiedenen malen besuchte. Er betrachtete sie allezeit mit den verliebtesten Augen, und niemals hat wohl ein Liebhaber seine Geliebte so zärtlich, als dieser Mann seine Acht-Kreutzer-Stücken angesehen. Plötzlich verschwand seine grosse Freude, und sein bisheriges Glück. Der König ließ eine Verordnung ergehen, daß alle diese Silber-Münzen nicht mehr, als sechs Sols gelten sollten. Dieser unvermuthete Schlag war dem Geitzhalse gar zu empfindlich. Er überließ sich der

äuser-

äussersten Verzweifelung, er vergoß über seine lieben Münzen die bittersten Thränen, er stieß die heftigsten Klagen aus, er wiederholte es wohl tausendmal, daß er zum armen Manne gemacht worden wäre, zuletzt erdrosselte er sich. Damit man auch sein die Ursache wissen möchte, warum er seine Reise in die andere Welt auf eine so ungestümme Art unternommen habe, so schrieb er den Bewegungs-Grund zu seiner Verzweifelung auf ein Papier, legte dasselbe auf einen Tisch in seinem Zimmer, und hing sich an die Decke. Nachdem die Gerichten der Stadt die strafbare und unvernünftige Handlung des verrückten Mannes erfahren hatten, so begaben sie sich in seine Behausung. Weil sie nun die wahre Ursache seines Todes sogleich aus den Umständen ersahen, so machten sie die Anstalt, daß ihm eine solche Strafe wiederfahren sollte, wie sie nach dem Innhalte der Gesetze für die Selbstmörder verordnet zu werden pfleget. Die Acht-Kreutzer-Stücken fielen hernach der öffentlichen Kasse anheim, und wurden zu Erbauung eines Schauspiel-Hauses angewendet. Dem ersten Ansehen nach möchte mancher denken, die Obrigkeit hätte dieses Geld auch zu etwas nützlicherm bestimmen, und ohngefähr zu irgend einer milden Stiftung für so viele arme, unvermögende, und mit unheilbaren Krankheiten behaftete Menschen gebrauchen können, deren ganzes Leben so zu sagen weiter nichts, als eine an einander hangende Kette von lauter Schmerzen, Trübsalen und Elende ist. Aber diese Einsichtsvollen Richter glaubten nach allem Vermuthen, das Geld, das ihnen durch eine traurige Thorheit in die Hände geliefert würde, müsse auch zu lustigen Thorheiten

ten gebrauchet werden, um dadurch die Grillen und traurigen Gedanken der übrigen Einwohner von Straßburg zu vertreiben, denen es ebenfalls in den Sinn kommen könnte, sich aufzuhängen, wenn es dem Könige einmal gefallen sollte, den Werth der Münze zu erhöhen, und nach diesem wiederum herabzusetzen. Haben sie dabey wirklich diese Absicht gehabt, so dünkt mich, daß sie dieselbe vollkommen erreichet haben. Denn bey den täglich vorfallenden und übermäsigen Abwechselungen, welchen die Münzen unter der Minderjährigkeit des itztregierenden Königes unterworfen gewesen sind, hat sich doch in Straßburg auch nicht ein einziger Bürger gehangen. Dieses ist demnach eine Sache, welche die kluge Anstalt dieser Obrigkeits-Personen gehindert hat, indem sie anstatt eines Siechhauses ein Schauspiel-Hauß haben aufbauen lassen. Unsere Mandarinen würden weder Einsicht noch Vorsicht genug gehabt haben, um auf eine eben so vernünftige Weise zu handeln. Mich dünkt, ich höre sie mit aller Gutherzigkeit also reden: *Wohlan, laßt uns diese vierzig tausend Thaler, die uns vermittelst des traurigen Schicksals eines unverständigen Mannes in die Hände gefallen sind, zu der Nothdurft unglücklicher Leute anwenden. Wir wollen nach aller Möglichkeit dahin trachten, daß wir uns des Unglücks eines einzigen Menschen zu der Erleichterung einer Million anderer bedienen.* Dergleichen Gesinnungen, werther Yn-Che-Chan, sind einem Einwohner von Asien gemäß, der, wenn es nach den Reden eines Europäers gehet, kaum einen gesunden Menschen-Verstand besitzet. Dächte er so, wie dieser letztere, so würde er einsehen

ler-

lernen, wie wenig sie gründlich genennet werden dürfen. Doch den Scherz bey Seite gesetzt, so gerathe ich über das Verhalten der Europäer alle Tage mehr in Verwunderung. Es kommt mir beynahe vor, als hätten sie sogar die allereinfältigsten und nothwendigsten Gesetze des Wohlstandes gänzlich vergessen. Die allergemeinsten, und für die menschliche Gesellschaft wesentlichsten Tugenden sind unter ihnen fast ganz unbekannt. Sie haben sich gewöhnet, ihren Leidenschaften gemäß zu handeln, ohne die Billigkeit, und das Licht der Natur zu Rathe zu ziehen. Dieses gehet so weit, daß sie nicht einmal gewahr werden, wie sehr sie alle Regeln des Wohlstandes, und alle Gesetze der Rechtschaffenheit übertreten, indem sie die allerstrafbarsten Handlungen verüben.

Ehemals bedauerten die Bürger in Straßburg den Verlust ihrer Freyheit, und die Einrichtung ihrer vorhergehenden Regierung. Heut zu Tage aber hat sich die Sache gar sehr geändert. Nach und nach sind aus ihnen eifrige Franzosen worden. Man kann ziemlich sagen, der König habe nicht leicht eifrigere Unterthanen, und die sich zu seinen Diensten bereitwilliger finden lassen, als diese. Die Deutschen bezeigen über diese Veränderung eine grosse Verwunderung. Zu manchen Zeiten führen sie sogar darüber grosse Klagen. Aber sie betrachten nicht, daß die Einwohner von Straßburg unvermerkt die Gebräuche, die Sitten, die Gewohnheiten, und sogar die Denkungs-Art der Franzosen angenommen haben. Es ist ganz unmöglich, daß ein unterwürfig gemachtes Volk sich nicht mit der

Zeit

Zeit an die Sitten und Anordnungen desjenigen, der es überwunden hat, gewöhnen sollte. Wenn man auf eine gelinde Art mit ihm umgehet, so vergisset es seine ehemaligen Gebräuche, es betrachtet diejenigen als seine Mitbrüder und Landsleute, die es etliche Jahre zuvor für seine ärgsten Feinde angesehen hatte. Die alten Chineser, und die Tartarn, welche jene bezwungen haben, machen heut zu Tage nicht mehr als ein einziges Volk aus. In Pecking machen wir es itzt wirklich eben so, wie es hier in Straßburg zugehet.

Das, was die Besatzung in Straßburg ausgiebt, und die ansehnlichen Summen, die sie alle Jahre daselbst verzehret, haben nicht wenig dazu beygetragen, daß die Einwohner der Stadt zu den Franzosen eine gute Zuneigung gewonnen haben. Ueber dieses hat man sie ungekränkt bey allen ihren Vorrechten und Freyheiten gelassen, und dieses geschiehet noch heut zu Tage. Besonders vergreift man sich nicht leicht an demjenigen, was die Freyheit der Religion etwas angehet. So lange, als man sich eben so behutsam gegen die Einwohner aufführen, und ein so kluges, billiges Verhalten beobachten wird, hat man ganz sicher nicht zu befürchten, daß die Liebe zur Freyheit so gar gähling wiederum in den Herzen der Straßburger Statt finden werde. Ohngeachtet der Klagen, und der Vorwürfe ihrer alten Landsleute werden sie sich doch nichts hindern lassen, eifrige Franzosen zu bleiben. Sollte sich aber jemals ein König aus einem falschen Eifer, oder aus einer übelverstandenen Staatskunst einfallen lassen, sie zu zwingen, daß sie ihre Religion ändern müsten,

so würde er mit gutem Grunde irgend einen unvermutheten Aufstand zu befürchten haben; Und derselbe würde um so viel gefährlicher seyn, da die Feinde sowohl zu Kriegs- als zu Friedens-Zeiten fast immerfort so zu sagen an den Thoren der Stadt Straßburg sind. Der übrige Theil der Provinz würde sich vielleicht nach dem Beyspiele der Haupt-Stadt richten, deren Belagerung sodann um so viel leichter werden möchte, weil man auf der einen Seite mit den Leuten in der Stadt ein geheimes Verständniß unterhalten könnte, auf der andern Seite aber die Bauern, die in der Gegend herum, und auf dem platten Lande zerstreuet sind, den Belagerern in allem, was sie zu thun vermögend wären, bey ihrem Vorhaben beförderlich seyn würden. Der Befehlshaber einer Stadt hat es an einem schlimmen Orte, wenn er den Feind sowohl innerlich, als äusserlich zu befürchten hat; Und ein Heerführer ist sehr übel dran, wenn er alle Einwohner des Landes, in welchem er Krieg führen soll, wider sich hat. Hingegen wird seinen Feinden alles desto leichter. Es fehlet ihnen weder an Kundschaftern, noch an Lebens-Mitteln in ihrem Lager, noch an sichern und getreuen Wegweisern. Lebe wohl.

Straßburg —

Der zwey und achtzigste Brief.

Sioeu-Tcheou, an Yn-Che-Chan.

Basel, wo ich seit etlichen Tagen angekommen bin, scheinet mir, liebster Yn-Che-Chan, lange

lange nicht so wichtig, als Straßburg. Indessen ist es eine sehr volkreiche, und ziemlich wohlhabende Stadt. Die Einwohner derselben sind geschickte, und sehr arbeitsame Leute. Sie nehmen keinen als Bürger in der Stadt an, der nicht zugleich genöthiget wird, sich zu der Innung dieses oder jenes Handwerks zu bekennen. Folglich bekommt man hier keinen einzigen solchen Müßiggänger zu sehen, wie man sie sonst überall in so grossem Ueberfluße anzutreffen pfleget, die sich einbilden würden, es gereiche ihnen zu einer Schande, wenn sie sich mit der Handlung beschäftigen, oder sonst zu der Glückseligkeit, und Vergrösserung ihres Vaterlandes etwas beytragen sollten, indem sie sich selbst ein Vermögen erwürben.

Die Leute in Basel sind sehr redlich, offenherzig, aufrichtig, gesittet ohne ein gezwungenes Wesen, nicht eben geneigt, andern übel nachzureden, tapfere Soldaten, so wie dieses auch überhaupt alle übrigen Schweitzer, ihre Landsleute, sind. Es sind sogar unter ihnen sehr grosse Männer aufgestanden, die sich durch ihre vorzüglichen Gaben in den allertiefsinnigsten Wissenschaften hervorgethan haben. Die Bernoullier sind allezeit berühmte Meßkünstler gewesen, und auch itzt noch unter diesem Namen bekannt. Kaum haben sich in den letztern Jahrhunderten, da die Gelehrsamkeit so hochgestiegen ist, zwo bis drey Personen in ganz Europa befunden, die es ihnen gleich gethan hätten. Der in dem itzigen Jahrhunderte verstorbene Jakob Bernoulli, der einen Sohn hinterlassen hat, welcher seinem Vater viele Ehre macht, war ein gelehrter Mann

von dem ersten Range. Bey aller seiner Wissenschaft aber war er so bescheiden, ohngeachtet die gelehrte Welt alle die vortreflichen, und von ihm an das Licht getretenen Schriften mit vorzüglichem Beyfalle aufgenommen hat, daß ihm jedesmal, so bald er etwas neues von sich zum Vorscheine kommen ließ, wegen des Beyfalls eben dieser gelehrten Welt bange war. Vortrefliche Lehre für jene Halbgelehrten, wovon es in Europa wimmelt, und die sich in ihren Gedanken für untrüglich halten!

Jakob Bernoulli hatte einen Bruder, der seiner grossen Vorzüge, und Gelehrsamkeit wegen das Amt eines öffentlichen Lehrers der Mathematick in Gröningen erhielt. Zwischen diesen zween Brüdern herrschete immerfort eine edle Nacheiferung, ohne alle Vermischung einer Eifersucht, die weiter zu nichts dienete, als daß sie dieselben noch genauer mit einander vereinigte, und durch die Hochachtung, die sie mit gutem Grunde gegen einander gefasset hatten, ihre Freundschaft noch mehr befestigte. Wenn ich von den berühmten Gelehrten in der Schweitz rede, so darf ich einen gewissen Herrmann nicht vergessen, einen geschickten Meßkünstler, dessen die grösten Mathematicker in Europa zu verschiedenen malen mit grossen Lobes-Erhebungen gedacht haben. Desgleichen giebt es hier zu Lande noch unterschiedene Weltweise, welche zwar freylich nicht so sehr bekannt worden sind, als diejenigen Männer, von welchen ich eben itzt geredet habe. Dem ohngeachtet aber verdienen sie immer vieles Lob. Es fehlet den Schweitzern auch nicht an guten Geschichtschreibern, wie sie denn in andern Wis-

senschaften, und besonders in der Gottesgelahrtheit unterschiedene grosse Schriftsteller aufzuweisen gehabt haben.

Was ihre Dichter anlangt, so verstehe ich ihre Sprache nicht hinlänglich, um von der Güte ihrer Schriften mein Gutachten geben zu können *. Aber wenn man von ihnen nach einigen Französischen Versen urtheilen soll, die, wie die Rede gehet, durch Schriftsteller von Neufchatel und Lausanne verfertiget sind, so möchte man wohl ohne Bedenken sagen, die Schweitzer wären die allerschlechtesten Dichter in der ganzen Welt. Unterdessen ist auf dem Erdboden nicht leicht ein Land, wo alle Tage so viele kleine Gedichte an das Tage-Licht kommen. Man giebt sich die Mühe, dieselben alle Monate in Büchern zusammen zu drucken, und auf solche Weise als etwas schätzbares zu sammlen. Man sagt, ein geschickter Arzt in Frankreich habe den Vorschlag gethan, sich solcher Bücher an statt des Opiums zu bedienen. Wer sonst einem Kranken etliche Gran von dieser Arzney einzugeben gewohnt gewesen, der dürfe ihm nur etwan sechs französische Verse von der Arbeit eines Dichters aus Lausanne, und viere von einem aus Neufchatel vorlesen. Dieser Neuerung widersetzten sich die Apo-

* Die Schweitz kann sich heut zu Tage rühmen, daß sie an dem Herrn von Haller einen der grösten Dichter in Europa besitzet; Diese Gerechtigkeit lassen ihm alle diejenigen Gelehrten wiederfahren, welche die Deutsche Sprache verstehen. Dieser grosse Mann vereiniget mit der Geschicklichkeit in der Dichtkunst auch noch eine gründliche Weltweißheit, und eine Wissenschaft in den übrigen Theilen der Gelehrsamkeit.

Apothecker auf das nachdrücklichste, weil sie ihnen, ihrer Meynung nach, zu sehr grossem Nachtheile gereichete. Ich glaube aber, sie hätten dem Verluste, den sie befürchteten, auf eine gar gute Art zuvor kommen können. Da sie eine grosse Menge Wundkräuter aus der Schweitz bekommen, so hätten sie ja dürfen eine ansehnliche Menge solcher Französisch-Schweitzerischen Verse kommen lassen, deren Schriftsteller ihnen um einen sehr leidlichen Preiß damit zu Dienste stehen würden. Hernach durften sie nur etwan um eine Freyheit anhalten, damit sie die einzigen wären, denen es erlaubt wäre, in diesem Königreiche damit zu handeln. Es würde ihnen dieses keine grosse Mühe verursachet haben.

Die Leute in Basel führen Beschwerden wider die Franzosen, und diese wiederum über jene. Ohngeachtet sie Nachbarn und Bundsgenossen sind, so ist doch zwischen ihnen niemals eine rechte wahre Einigkeit. Beyde Theile richten sich noch weit mehr nach den Vorschriften der Staats-Kunst, als nach den Regeln der Freundschaft und herzlichen Zuneigung. Den erstern verdrießt es entsetzlich, daß sie in ihrer Nachbarschaft ein den Franzosen zuständiges Fort, Hüningen, haben, welches der Stadt Basel so nahe liegt, daß man es als die Citadelle von dieser Stadt betrachten kann. Sie sprechen, da zwischen der Schweitz und Frankreich ein immerwährendes Bündniß obwaltete, so wäre es eine ganz unnöthige Sache, daß Ludwig der Vierzehende einen festen Platz anlegte, der weiter gegen niemanden, als gegen die Schweitzer gerichtet zu seyn schei-

scheinet. Hierauf geben die Franzosen zur Antwort, ob sie schon mit den Einwohnern von Basel in einem Bündniße stünden, dem ohngeachtet müste man ihnen gestatten, die Gränzen ihres Reichs zu verwahren: Hüningen verwehre den Deutschen den Uebergang über den Rhein, welchen die Leute in Basel niemanden verwehren können, und wer weiß, ob sie ihn jenen nicht gutwillig erlauben würden?

Die Erfahrung rechtfertiget dem Ansehen nach die angezeigten Gründe der Franzosen. In den letztern Kriegen Ludwigs des Vierzehenden, da die Franzosen die Freundschaft der Einwohner von Basel am allernöthigsten hatten, verstatteten die letztern dem General Merci den Uebergang über ihre Brücke; sie öfneten den Deutschen den Weg in das innerste von Elsaß, welche bis in das Herz von Frankreich eingedrungen seyn würden, woferne nicht der Marschall du Bourg in gröster Eil einiges Kriegs-Volk aus den benachbarten Garnisonen zusammengenommen, sie ganz und gar geschlagen, und durch einen vollkommenen Sieg wiederum gut gemacht hätte, was die Baßler verdorben hatten. Den übrigen Schweitzer-Cantons konnte man allerdings nicht anders nachsagen, als daß sie das Verfahren der Einwohner in Basel schlechterdings mißbilligten, und durch ihre Aufführung an den Tag legten, daß sie an dem falschen Schritte ihrer Landsleute auch nicht den mindesten Antheil hatten.

Den Schweitzern muß man die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, die sie für ihre Treue und Redlichkeit verdienen. Man hat gar wenige Beyspiele auf-

aufzuweisen, daß sie ihr Wort nicht gehalten hätten. Aber doch bleiben die Menschen, sie mögen seyn, wer sie wollen, allemal Menschen, und es ist nicht eben etwas unmögliches, daß eine Nation in einer Zeit von zwey bis drey Jahrhunderten nicht ein- und das andere mal in den wichtigsten Sachen sich vergehen kann. Die Schweitzer haben wirklich den Franzosen, ihren alten Freunden, fast bey allen Gelegenheiten Merkmale von ihrer Treue und Redlichkeit gegeben. Aber gleichwohl sind sie davon bey zweyerley Umständen, die für die Franzosen nimmermehr gefährlicher und bedenklicher seyn konnten, sehr abgewichen. Ich habe dir bereits etwas von dem schlimmen Streiche gesagt, welchen die Leute in Basel den Franzosen spielten, da Frankreich von allen Seiten angepackt wurde. Sie liessen die Deutschen zu einer Zeit ungehindert über den Rhein gehen, da sie sich auf das feyerlichste anheischig gemacht hatten, jene schlechterdings nicht auf ihrer Brücke über den Rhein gehen zu lassen. Laß dir noch eine andere Handlung erzählen, die eben so schlimm ist, als jene. Da der König von Frankreich, Franz der Erste, mit der Belagerung der Stadt Pavia zu thun, und von seinen Feinden alles zu befürchten hatte, gingen sechs tausend Schweitzer unter dem Vorwande, daß sie auf die Vertheidigung ihres eigenen Vaterlandes bedacht seyn müsten, von ihm ab. Um ihre Treulosigkeit zu bemänteln, hatten sie Cliven, oder Chiavenna, welches der Schlüssel zu dem Graubünder-Lande ist, von dem Feld-Hauptmann, Jakob von Medequin, einem Mayländer, überrumpeln lassen, mit welchem sie ein heimliches Verständniß hatten, ob sie wohl

sich äusserlich so anstelleten, als ob sie mit ihm Krieg führeten. Ihr Abzug von dem Kriegsheere des Königes, Franz des Ersten, welches durch die lange Dauer einer beschwerlichen und blutigen Belagerung, und durch Krankheiten ohnedem schon sehr geschwächt worden war, trug zu dem Verluste der Schlacht bey Pavia, und zu der Gefangennehmung des Königes, wodurch Frankreich seinem Untergange sehr nahe kam, nicht ein weniges bey.

Das sind also freylich solche Sachen, die dem Ansehen nach ziemlich erweisen, wie nöthig es gewesen sey, Hüningen und etliche andere Plätze, die an der Gränze des Schweitzerlandes liegen, zu befestigen, und auf ihre Freundschaft, sie mögen dieselbe gleich für noch so standhaft ausgeben, eben so wenig, als auf die Freundschaft eines andern Volkes zu bauen. Es kommt mir ziemlich so vor, als wären die Franzosen zu allen Zeiten dieser Meynung gewesen, und als hätten sie ihnen niemals ein völliges und blindes Zutrauen gewidmet, es müste denn eine unumschränkte Nothwendigkeit sie genöthiget haben, alle Regeln einer guten und gesunden Staats-Klugheit auf die Seite zu setzen. Der beste, der vernünftigste, und der wahrhafteste unter den Französischen Geschichtschreibern eignet den Verlust des Mayländischen Gebietes dem Mißtrauen zu, welches man gegen die Treue der Schweitzer unter der Regierung Karls des Achten hegte. Ueber diese Sache erkläret sich der angezeigte Schriftsteller in folgenden Worten *: Bey der Fran-

* *Mezeray* Abrégé chronologique de l'Histoire de France Tom. V. p. 76. Vie de Charles VIII. *Il arriva une*

Französischen Armee langten sechzehen tausend neu angeworbene Schweitzer an. Der Herzog von Orleans drang sehr darauf, daß man eine Schlacht liefern sollte, deren Gewinn zum wenigsten die Eroberung des ganzen Mayländischen nach sich gezogen haben würde. Man würde seinem Willen gemäß gehandelt haben, woferne man sich nicht mehr für der Kühnheit der Schweitzer, als für dem Kriegs-Heere der Feinde gefürchtet hätte. Denn da sie noch zweymal stärker an der Zahl, als die Franzosen waren; so hätten sie sich gar leicht der Person des Königes bemächtigen können. Aus diesem Grunde entschloß man sich, lieber mit dem Sforza einen Vergleich zu treffen: Man übergab ihm Novara ꝛc.

Dieses ist nicht etwan die einzige Gelegenheit, da die Franzosen sich über die ungezähmte Kühnheit der Schweitzerischen Kriegs-Völker, die sie in ihren Diensten hatten, beklaget haben. Diejenigen Schweitzer, die zu Paris in dem Solde des Herzogs von Mayenne waren, begingen daselbst ganz entsetzliche Ausschweifungen, die von einem vortreflichen Dichter unter den Neuern in französischer Sprache

levée de seize mille Suisses à l'Armée de France. Le Duc d'Orleans insistoit fort, qu'on donnât la bataille, dont le gain eut du moins été celui de tout le Milanois. On l'eut satisfait, si on n'eût pas plus redouté l'audace des Suisses, que l'armée ennemie; Car étant deux fois plus forts en nombre que les François, ils eussent pu se saisir de la personne du Roi. Cette consideration fit, qu'on aima mieux conclurre avec Sforce: On lui rendit Novarre, &c.

Sprache auf die allernachdrücklichste und lebhafteste Weise geschildert worden sind:

D'un amas d'etrangers la ville etoit remplie,
Tygres, que nos aïeux nourrissoient dans leur sein,
Plus cruels, que la mort, & la guerre & la faim.
Les uns etoient venus des campagnes Belgiques,
Les autres des rochers, & des monts Helvetiques,
Barbares, dont la guerre est l'unique metier,
Et qui vendent leur sang, à qui veut le païer.
De ces nouveaux tyrans les avides cohortes
Assiegent les maisons & enfoncent les portes.
. . . .
. . . .
Et d'un peu d'aliment la decouverte heureuse
Etoit l'unique but de leur recherche affreuse;
Il n'est point de tourment, de supplice & d'horreur,
Que pour en decouvrir n'inventa la fureur *.

Ob

* Die Stadt war von einem Haufen Ausländer angefüllt, von Tygern, welche unsere Vorfahren in ihrem Busen nährten, und die grausamer als der Todt, und der Krieg, und der Hunger waren. Zum Theil waren sie von den Belgischen Feldern, zum Theil von den Helvetischen Felsen und Bergen gekommen, lauter Barbaren, deren einzige Hanthierung der Krieg ist, und die ihr Blut an einen jedweden verkaufen, wer es bezahlen will. Die heißhungrigen Schaaren dieser neuen Tyrannen belagern die Häuser, und sprengen die Thüren auf. ꝛc. ꝛc. ꝛc.
Und die glückliche Entdeckung von wenigen Nahrungs-Mitteln war der einzige Zweck ihrer gräulichen Nachforschung. Um diese zu entdecken, war keine Quaal, keine Marter, kein Gräuel, welche die Wuth nicht erfand. Voltaire Henriade Chant. X.

Ob aber gleich die Schweitzer den Franzosen freylich wohl theils dadurch, daß sie ihr Wort nicht hielten, theils durch allerhand verübte Grausamkeiten, zuweilen gegründete Ursachen eines Mißvergnügens an die Hand gegeben haben, so haben sie doch auch den Schimpf von ihren schlechten Handlungen durch unterschiedene rühmliche Dinge wieder ausgelöschet. Ihre Trennung von dem Kriegsheere des Königes, Franz des Ersten, trug etwas zu der Gefangennehmung dieses Königes bey. Zu einer andern Zeit hingegen waren sie durch ihre Tapferkeit hinderlich, daß Karl der Neunte nicht durch seine rebellischen Unterthanen zum Gefangenen gemacht wurde. Der Prinz von Conde, der Admiral von Coligni, hatten den Entwurf gemacht, sich der Person dieses Königes zu versichern, der zu Monceaux war. Die Schweitzer geleiteten ihn, und seinen ganzen Hof bis nach Paris. Der Prinz von Conde that einen vergeblichen Versuch, um in sie einzubrechen. Sie hielten sich auf ihrem ganzen Zuge allemal festgeschlossen. Ein gewisser mit Namen Siffer war es, der sie anführete, ein Mann von einer ganz erstaunenden Unerschrockenheit, und der es in der That verdiente, daß er solche tapfere Soldaten unter seiner Aufsicht hatte. Bey einer andern Gelegenheit leisteten die Schweitzer Heinrichen dem Vierten einen eben so ansehnlichen Dienst. Nach dem Meuchelmorde Heinrichs des Dritten machten sie sich gleich Anfangs vermittelst eines Eidschwurs anheischig, sein Kriegs-Heer innerhalb zween Monaten nicht zu verlassen, immassen ihre Absicht war, durch ihr Beyspiel die übrigen Kriegs-Völker auch dahin zu bringen, daß sie ihrem Für-

sten getreu bleiben sollten. Kurze Zeit darnach thaten sie diesem Könige von Seiten ihrer Vorgesetzten die Erklärung, daß die Cantons sich gegen ihn eben so, wie gegen seine Vorgänger verhalten, und ihn den Vergleichen gemäß mit Kriegs-Volke versehen wollten. Man kann gar nicht in Abrede seyn, daß die Schweitzer bey dieser Gelegenheit dem Französischen Reiche überhaupt, und besonders dem Königlichen Hause, einen sehr beträchtlichen Dienst erwiesen haben. Wenn sie aus Frankreich weggezogen wären, so würde dieses Heinrichen den 4ten in eine überaus grosse Verlegenheit gesetzet haben, da alle Oberhäupter und grosse Herren unter dem Kriegs-Heere des verstorbenen Monarchen darein willigten, daß sie Heinrichen den Vierten für einen König von Frankreich erkennen wollten, und der treulose Herzog von Epernon sich weigerte, ihrem Beyspiele nachzufolgen, und sich mit seinem Kriegs-Volke, welches unter dem Krieges-Heere einen wichtigen Antheil ausmachte, wegzog.

Aus den verschiedenen Beyspielen, die ich dir, werthester Yn-Che-Chan, angeführet habe, kannst du urtheilen, ob die Dienste, welche die Schweitzer den Franzosen erwiesen, oder ob der Schaden, den sie ihnen zugefüget haben, grösser sind. Ich meines Orts glaube, daß das Böse, und das Gute einander ziemlich die Waage halten, und daß die Franzosen, wenn man die Umstände recht genau überdenket, sich auf der einen Seite freylich nicht eben ganz und gar auf die Redlichkeit der Schweitzer verlassen dürfen, daß sie aber auch auf der andern kein so gar grosses Mißtrauen gegen sie zu hegen Ursache haben.

Nach

Nach der Aussage der Ehemänner sind die Weiber hier zu Lande um einen grossen Theil keuscher, als in Frankreich. Wenn man gewiß wissen wollte, ob es auch damit seine Richtigkeit hätte, so würde man wohl diesen oder jenen drum fragen müssen, der nicht so sehr mit einem Vorurtheile behaftet ist, als etwan manche Ehemänner, die auf die Tugend ihrer Frauen eine Lobrede halten. Wollte man die jungen Herren fragen, die sich mit verliebten Händeln beschäfftigen, so würde man vielleicht erfahren, daß es mit den Schweitzerischen Weibern eben die Bewandniß, als mit dem übrigen Europäischen Frauenvolke hat. Sie können vielleicht ihren Leidenschaften ein wenig mehr Zwang anthun, als die Französinnen, sie werden nicht so oft, und mit so vielen feinen Kunstgriffen in Versuchung geführet. Dieses sind ganz sicher die eigentlichen Ursachen, warum sie ein paar Loth Tugend mehr, als andere haben, denen man sie mit so vieler vorgefaßter Meynung vorziehet. Gleichwie man, werthester Yn-Che-Chan, durchgängig in dem Herzen aller Manns-Personen, sie mögen seyn, von welcher Nation sie wollen, so ziemlich einerley Leidenschaften antrift, eben so möchte ich in der That auch beynahe glauben, daß man unter allen Frauens-Personen überall einerley Gemüths-Verfassung bemerket. Bey manchen sind sie vielleicht nicht so gar sehr sichtbar, weil sie entweder durch die eingeführte Gewohnheit, oder durch die Furcht, oder durch einen eitlen Stolz, oder durch sonst eine Ursache veranlasset werden, sich etwas mehr als andere zu zwingen.

Das Frauenzimmer in Basel ist wohl gewachsen, wie man denn dieses überhaupt von allen Weibs-Personen dieses Landes saget. Dagegen sind die Manns-Personen auch ziemlich groß und stark. Sie haben grosse Lust zum Kriege, und zu der Handlung. Es ist für sie eine schlimme Sache, daß der Erdboden, und die natürliche Beschaffenheit ihres Vaterlandes sich nicht eben so gut, wie unterschiedene von den übrigen Ländern in Europa, zu der Handlung schicken. Immittelst kommen sie dieser Unbequemlichkeit durch ihre Geschicklichkeit und unermüdete Arbeit in gewissem Maase zu statten. Eine vortrefliche Eigenschaft, die man ihnen durchgängig allen nachrühmen kann, ist diese, daß sie eine überaus grosse Liebe zu ihrem Vaterlande hegen. An dem Ruhme desselben ist ihnen gar oft weit mehr, als an ihrem eigenen gelegen. Eine Beleidigung, die ihnen selbst wiederfähret, werden sie noch viel eher verzeihen, als wenn ihrem Vaterlande etwas zuwider gethan wird. Man kan mit Grunde der Wahrheit sagen, daß die Schweitzer den alten Römern nicht nur in Ansehung der Tapferkeit, sondern auch in Ansehung der Achtung gegen ihr Vaterland sehr ähnlich sind. Lebe wohl, und melde mir, wie du dich befindest.

Basel ——

Der

Der drey und achtzigste Brief.

Sioeu-Tcheou, an Yn-Che-Chan.

Bey meiner Abreise von Basel, werther Yn-Che-Chan, bin ich auf eben dem Wege, den ich dahin genommen hatte, wieder zurück nach Straßburg, und sodann weiter nach Durlach gegangen. Diese Stadt ist klein, und ziemlich schlecht gebauet, immittelst ist sie doch die Hauptstadt eines Marggrafthums. Ich habe mich nicht länger, als zwo oder drey Stunden darinnen aufgehalten. Der Wirth, bey welchem ich meine Herberge hatte, erzählte mir von der Lebens-Art, und den Sitten des Fürsten von Durlach, der vor dem gegenwärtigen regieret hat, allerhand ziemlich seltsame Umstände. Dieser Marggraf, wie man ihn ordentlicher Weise in Deutschland zu nennen pflegt, hatte wider die gewöhnliche Art Christlicher Fürsten ein Serail, in welches er mehr, als zweyhundert unverehlichte Weibs-Personen eingesperret hatte. Es ist nicht zu läugnen, daß er in der Wahl derselben gar nicht eckel war, und die allerlüderlichsten Huren hineinzunehmen kein Bedenken trug. Auf einer Reise, die er nach Holland unternahm, und wobey er zum Theil die Absicht hatte, Weibsbilder für sein Serail anzuwerben, nahm er ohngefähr dreyßig öffentliche Dirnen an, die er überall in den schlechtesten Orten der Stadt Amsterdam zusammenlas. Die Lebens-Art, zu welcher er diese Weibs-Personen anhielt, wenn sie einmal in seinem Serail eingeschlossen waren, hatte eine grosse Aehnlichkeit mit der Lebens-

Art

Art jener, die sich in dem Haram der Könige von Persien befinden. Diese Monarchen gebrauchen sie zu allerhand Handlungen. Manche sind Gärtnerinnen, oder etwan Köchinnen; Andere stellen Wund-Aerzte vor, oder treiben die übrige Arzney-Kunst. Einige werden endlich in Schaaren eingetheilet, und stehen Wache. Alles dasjenige, was auswendig um das Haram herum durch Manns-Personen verrichtet wird, geschiehet auf eben dieselbe Weise innwendig durch Weibsbilder. Die Lieblinge darunter haben sogar ihre Aemter; Sie sind Lieutenante, oder Kapitäne, unter einer Schaar dieser weiblichen Leibgarde. Kurz, sie haben diejenigen Bedienungen, welche die Liebe des Fürsten ihnen zu bewilligen für gut befindet. Das Serail des Marggrafen war vollkommen nach dem Persianischen Haram eingerichtet. Die Weibs-Personen hatten darinnen auf gleiche Art ihre Aemter. Zum Theil beschäftigten sie sich mit der Bestellung der Gärten. Andere waren angewiesen, zu nähen und zu sticken; Verschiedene musten die Speisen für ihre Kameraden zurichten; Einige stelleten Soldaten vor, und der deutsche Fürst hatte eben so gut, als der Persianische, seine Amazonen-Schaaren. Freylich ist es wahr, daß die Durlachischen Amazonen ihre Jugend-Jahre nicht so keusch, als jene in Ispahan, zugebracht hatten.

Mitten in seinem Pallaste hatte der Marggraf ein kleines Gebäude aufführen lassen, in dessen vier Mauern sich Fenster befanden, welche auf alle Seiten seines Serails hinaus stunden. Er sahe aus seinem Zimmer alles, was in den Gärten, auf den Höfen,

Höfen, und in den Sälen, die zu den Uebungen der Weibs-Personen bestimmet waren, vorging. So bald als er eine darunter gewahr wurde, die sich nicht ihrer Pflicht gehörig annahm, so gab er Befehl, daß man sie zu ihm bringen muste, und ließ sie nach Beschaffenheit des Fehlers, den sie begangen hatte, abstrafen. Das Verbrechen muste sehr gering seyn, wenn die Verbrecherinn nicht gepeitschet werden sollte. Wurde sie zur Geissel verurtheilet, so wählte man zwo von ihren Kameraden, welche die Strafe an ihr vollstrecken musten. Bey der Vollziehung selbst, war der Fürst persönlich zugegen, er zählte die Ruthenschläge, und machte dabey eine eben so ernsthafte Miene, als ein Pedant, der einem Schüler durch den Zuchtmeister der Schule einen Produckt geben läßt. Es ist gar kein Wunder, daß der deutsche Regent so gar genau die Person eines Schul-Regenten vorzustellen sich angelegen seyn ließ Denn er bediente sich zu seiner Rechtfertigung allemal des Verhaltens der Jesuiten. Aus diesem Grunde soll er immer gesagt haben: Da sehe man nur, wie ungerecht die Menschen in ihren Urtheilen sind. Ich weiß gar wohl, daß man viel an mir zu tadeln findet, daß man auf mich schmähet, und hingegen den Ehrwürdigen Paters, den Jesuiten, saget kein Mensch etwas. Gleichwohl haben unsere Anstalten auf beyden Seiten einerley Endzweck. Sie beschäftigen sich mit der Auferziehung junger Knaben, und ich thue eben dasselbe an den Mädgen. Ist es denn nicht bey dem einen Geschlechte so gut, als bey dem andern nöthig, sie zu guten Sitten anzuweisen?

Hätte

Hätte diese Ursache, werthester Yn=Ehe=Chan, bey Leuten, die mit dem Verhalten des Marggrafen nicht zufrieden waren, nicht recht gelten wollen, so durfte er ihnen ja nur eine andere von grösserem Nachdrucke vorhalten. Er konnte zu ihnen sagen: Ich richte mich nach dem Beyspiele, und nach den Vorschriften des H. Ignatius. Da dieser grosse Mann zu Rom war, las er die öffentlichen Huren zusammen, und ging in allen übelberüchtigten Orten herum. Wenn ihm jemand sagte, die viele Mühe, die er sich gäbe, wäre umsonst angewendet; Diese Weibs=Personen wendeten seine Gutthaten übel an, sie vergäßen seine Ermahnungen, und kehreten gleich darnach wieder zu ihrer vormaligen Lebens=Art zurück; So antwortete er, daß er sich für den glückseligsten Menschen achtete, wenn er es so weit bringen könnte, daß eine öffentliche Hure auch nur eine Stunde ohne den Himmel zu beleidigen hinbrächte. Wie viel wirksamer sind die Mühewaltungen, die ich über mich nehme, vor jenen, die sich der H. Ignatius gab, da ich es also einrichte, daß ich so viele junge Mädgen auf immer aus ihrer lüderlichen Lebens=Art herausreisse? * Freylich würden wohl etwan diejeni=

* Cum autem Ignatio objiceretur, in curandis hujusmodi mulierculis male operam poni, quippe quae in vitiis jam occalluissent, facileque reverterentur ad vomitum; Minime sane, inquit Ignatius, sed si omnibus meae vitae curis atque laboribus id possim conficere, ut vel unam noctem peccato vacuam praeterire istarum aliqua velit: omnes ego quidem nervos contendam, ut vel illo tam exiguo tempore Deus ac Dominus noster non offendatur: etiamsi sciam, illam statim ad ingenium redituram. *Ribadeneira* in Vita Ignatii p. 216.

diejenigen, gegen welche der Marggraf dergleichen Reden geführet hätte, geantwortet haben: „Gnä„diger Herr, der Heil. Ignatius nahm diejenigen „Dirnen, welchen er in dem öffentlichen Huren„Hause Predigten hielt, nicht mit sich zu Bette; „Seine Bestrebungen hatten eine Absicht, die von „der Ihrigen ein wenig unterschieden ist.„ Dagegen aber würde vielleicht der Marggraf haben erwiedern können: Ihr irret euch. Denn wenn ihr zwo, oder drey von meinen Lieblingen ausnehmet, so habe ich übrigens mit allen diesen Huren, die ich zu einer andern Lebens-Art zu bringen bemühet gewesen bin, nicht das mindeste zu thun gehabt. Gesetzt, ich hätte mir kein Serail angelegt, so würde ich mir doch immer Beyschläferinnen halten. Diese Gemein-Huren, die ich aus dem lüderlichen Leben herausgerissen habe, haben mit mir gar nichts zu schaffen, und ich bediene mich derselben eben nicht mehr, als der Heil. Ignatius jener, die er auf eine, oder zwo Stunden bekehrete.

Man behauptet, der Marggraf habe sich durch eine gewisse Bedenklichkeit seines Gewissens dazu verleiten lassen, daß er ein Haram gestiftet, und ein Gottesgelehrter *, der sehr viel bey ihm gegolten, habe ihn auf diese Gedanken gebracht, weil er sahe, daß der Fürst mit einer verheyratheten Frau einen verbotenen Umgang trieb, und glaubte, er könne

* Wenn von ohngefähr jemand auf den Einfall gerieth, daß er mir über diese Sache Beweise abforderte, so bin ich bereit, ihm völlig Genüge zu leisten.

könne ihn auf solche Weise fernerweit von dem Ehebruche abhalten. Sollte es damit seine Richtigkeit haben, wie man mich davon gewiß versichert hat, so ist dieses der Fall, da man das Sinn-Gedichte eines Französischen Dichters mit gutem Grunde anbringen kann:

Un cordelier prêchoit sur l'adultere,
Et s'echauffoit le moine en son harnois
A demontrer par maint beau commentaire
Que ce péché blesse toutes les loix.
Ouï, ouï, dit-il, mes freres, haussant la voix,
J'aimerois mieux pour le bien de mon ame
Avoir à faire à dix filles par mois
Que de toucher en dix ans une femme. *

Im Morgenlande möchte eine solche Sittenlehre wohl noch etwan Liebhaber finden; In Europa aber verdienet sie wenig Beyfall. Denn von sehr vielen Fürsten, die ihren Unterthanen die Weiber genommen, und ihre ganze Lebens-Zeit in einem stetswährenden Ehebruche zugebracht haben, höret man wenig oder gar nicht reden; Aber wider den Marggrafen von Durlach hat die ganze Welt ein lautes Geschrey erhoben.

Sogar

* Es predigte vom Ehebruche
Ein Franziskaner-Mönch; Durch mancherley Versuche
Bewieß er eifrig, daß man sämmtliche Gesetze
Durch diese Missethat mit einem mal verletze.
Ja, Brüder, sagte er, und schrie aus voller Kehle,
Viel lieber wollte ich, zum Besten meiner Seele,
In einem Monat mich an zehen Mäd en hängen,
Als in zehn Jahren mich mit einer Frau vermengen.
Rousseau. Tom. II.

Sogar die gekrönten Häupter haben wider sein Verfahren geeifert, und wäre er so gut ein Catholicke gewesen, als er ein Lutheraner war, so würde man ihn ohne allen Zweifel, als einen Türken, ja, der es noch ärger, als ein Türke macht, zu Rom in den Bann gethan haben. Man will gar sagen, es habe ihm der Kayser seines Serails wegen mehr als einmal geschrieben; Er hingegen habe diesem Oberhaupte des Römischen Reiches allemal geantwortet, das Mitleiden, die Menschen-Liebe, und die Ruhe seines Gewissens erfordere es, daß er auf solche Weise verführe. Hier hast du, werthester Yn-Che-Chan, unter den Europäern einen Heiligen von ganz neuem Schrot und Korn. Ohngeachtet er eine grosse Anzahl von Geistlichen unter allen den Christlichen Seckten wider sich hatte, so glaube ich doch immer, daß er weit mehr Schüler, als alle Stifter der verschiedenen Mönchs-Orden gefunden haben würde, wenn anders diejenigen, von welchen er für einen Heiligen erkannt worden wäre, genug Geld und Macht gehabt hätten, um es ihm nachzuthun. *

Zwischen Durlach und Straßburg entdecket man den Schwarzwald. Es ist dieses ein Wald von grossem Umfange, der auf der einen Seite mit dem Ardenner-Walde, und auf der andern mit noch meh-

* Gegenwärtig hat das Marggrafthum Durlach einen Regenten, der sich durch die guten Eigenschaften seines Herzens sowohl, als seines Verstandes eine allgemeine Hochachtung erworben hat, so, daß man ihm in ganz Europa viele Ehre wiederfahren lässet, die er auch seiner Tugenden wegen verdienet.

mehreren grossen und weitläuftigen Waldungen zusammenhangt. Die hier herum befindliche Gegend war vor etlichen Jahrhunderten von weit wildern, oder wenigstens grausamern Menschen bewohnet, als diejenigen sind, welche die Europäer in der neuen Welt gefunden haben. Sie lebten bloß von Rauben und Plündern; Sie überfielen alle Reisende, sie mochten von einer Nation seyn, von welcher sie wollten, und hatten ihre Wohnung in Häusern, die man noch eher für Hölen wilder Thiere hätte ansehen mögen. Zu ihrem Aufenthalte wählten sie sich die allerentlegensten Gegenden, zu welchen kein Mensch kommen konnte. Darinnen hatten sie sich verschanzet, und gegen alle diejenigen, die ihnen etwan ihr Handwerk hätten legen können, in vollkommene Sicherheit gesetzt. Heut zu Tage haben diese sonst so wilden Menschen ihre ehemalige Lebens-Art gänzlich abgeleget, und sind sogar weit gedultiger, und freundschaftlicher, als viele andere Europäische Nationen.

Man spricht, die Länder, die um den Schwarzwald herum liegen, hätten vor Alters von dem rohen und wilden Wesen ihrer Nachbarn auch einen grossen Theil angenommen gehabt. Ganz Würtenberg war mit Strassenräubern und Landstreichern angefüllt, welche nirgends eine bleibende Stätte hatten, und eben so, wie die Tartarn, sich an solchen Orten aufhielten, wo sie etwas fanden, wovon sie ihrer Nothdurft zu statten kommen konnten. Nach und nach wurden die Gesellschaften grösser, oder, wie man noch eher sagen möchte, der Hause des lüderlichen Gesindels vermehrte sich. Daher

wurde man genöthiget, eine gewisse Ordnung und regelmäßige Zucht einzuführen, zum deutlichen Erweiß, wie nothwendig Gesetze in einem Staate sind, weil sogar die allerärgsten Menschen dieselben nicht entbehren können. Hierdurch änderte sich unvermerkt ihre Lebens-Art. Die Einwohner dieser Gegenden nahmen nach und nach bessere Sitten an, so, wie es etwan die alten Römer gethan hatten, die eben, wie sie, weiter nichts als Strassenräuber gewesen waren, und weil sich ihre Anzahl, wie bey jenen, vergrösserte, ihres Nutzens, und ihrer Erhaltung wegen genöthiget wurden, Gesetze zu stiften, wodurch ihnen verboten ward, fernerweit diejenige Hanthierung zu treiben, die sie vor derselben Zeit ohne Strafe, und ohne alles Bedenken getrieben hatten.

Ich möchte beynahe lieber gar glauben, werthester Yn-Che-Chan, daß alle Gesellschaften auf eben solche Weise eine gute Einrichtung angenommen haben, und daß die allerhöflichsten und gesittetsten Völker bey ihrem Ursprunge weiter nichts als Banden von Freybeutern gewesen sind, die sich zuweilen mit einander vereinigten, um desto sicherer rauben zu dürfen, die aber hernach, wenn sie den gemachten Entwurf ausgeführet hatten, sich wieder zerstreueten, und auseinander gingen. Thucydides meldet uns, die allerersten Stammväter der Griechen wären weiter nichts, als Strassenräuber gewesen, die auf dem platten Lande herumstreifeten. Es ist, * saget dieser Schriftsteller, eine

* Φαίνεται γὰρ ἡ νῦν Ἑλλὰς καλουμένη, οὐ πάλαι βεβαίως οἰκουμένη, ἀλλὰ μετανασάσεις τε οὖσαι

ziemlich ausgemachte Sache, daß Griechenland ehemals nicht durch Leute bewohnt geweſen, welche einen feſten Wohnplatz gehabt haben. Die Völker hatten unter einander nicht die mindeſte Handlung weder zu Waſſer, noch zu Lande. Sie hatten gegen einander nicht das geringſte Vertrauen; Die Stärckſten und Mächtigſten nahmen den Schwächern das Ihrige. Man ſahe keine

τὰ πρότερα, καὶ ῥαδίως ἕκαστοι τὴν ἑαυτῶν ἀπολείποντες, βιαζόμενοι ὑπό τινων ἀεὶ πλειόνων. Τῆς γὰρ ἐμπορίας οὐκ οὔσης, οὐδ' ἐπιμιγνύντες ἀδεῶς ἀλλήλοις, οὔτε κατὰ γῆν, οὔτε διὰ θαλάσσης, νεμόμενοί τε τὰ αὐτῶν ἕκαστοι ὅσον ἀποζῆν, καὶ περιουσίαν χρημάτων οὐκ ἔχοντες, οὐδὲ γῆν φυτεύοντες, ἄδηλον ὂν ὁπότε τὶς ἐπελθὼν, καὶ ἀτειχίστων ἅμα ὄντων, ἄλλος ἀφαιρήσεται, τῆς τε καθ' ἡμέραν ἀναγκαίου τροφῆς πανταχοῦ ἂν ἡγούμενοι ἐπικρατεῖν, οὐ χαλεπῶς ἀπανίσταντο.

Conſtat enim, eam, quae Graecia nunc appellatur, olim non conſtanter habitatam fuiſſe, ſed primum frequentes migrationes fuiſſe factas, & facile ſuos quemque fines deſeruiſſe, ſemper ab aliquo majore coactum. Nam cum nulla eſſet negotiatio, nec ullus inter ipſos tuto commercio citra formidinem vel terra, vel mari locus eſſet, cumque ſinguli res ſuas, & agros eatenus colerent, quatenus vitam parce agerent, nec magnam pecuniae vim haberent, nec humum arboribus conſererent (quia incertum erat, quando quis alius incurſione repentina labores eſſet ablaturus, ſimul etiam, quia nullis muris erant muniti) & quotidianum ac neceſſarium victum ſe ubique adepturos exiſtimarent, non gravate ex ſuis ſedibus migrabant. *Thucydides* Hiſt. Lib. I. Init.

keine befestigten Städte. Man ließ sich nicht angelegen seyn, Reichthümer zu sammlen, aus Furcht, man möchte den Geitz und die Ehrbegierde der Nachbarn rege machen. Man trieb den Feldbau nur sofern, als man zu dem Unterhalte des Lebens vonnöthen hatte. Man war aus der Erfahrung überzeugt, daß man überall etwas finden würde, wovon man leben könnte. Wenn man an dem einen Orte keine sonderliche Bequemlichkeit fand, ging man weiter an einen andern; Die schönsten und fruchtbarsten Gegenden in Griechenland hatten den Wechsel und die Plünderung am meisten zu befürchten.

Da nun die Griechen, und die Römer, welche so gelehrte,. so verständige, so wohlgeartete Völker waren, ihren Ursprung von einem zusammengeraften Haufen Räuber hergeleitet haben, die sich genöthiget sahen, in eine Vereinigung zusammen zu treten, und eine regelmäßige, und durch Gesetze in Ordnung erhaltene Gesellschaft zu stiften, weil sich ihre Anzahl vergrösserte, warum sollten wir denn nicht glauben, daß alle Nationen, deren erster Ursprung uns unbekannt ist, eben dergleichen Ursprung, als die zwey berühmtesten Völker des Alterthums gehabt haben?

Es kommt mir sehr lächerlich vor, wenn es sich gewisse Völker so gar viele Mühe kosten lassen, um das Ansehen zu gewinnen, daß sie von berühmten Vorfahren herstammen. Das eine leitet seinen Ursprung von den Trojanern, das andere von den

Babyloniern her. Einige, worunter man den Japanern einen Platz einräumen muß, wollen durchaus von den Göttern herstammen. Welche Thorheit, werthester Yn-Che-Chan! Wir sollen durch unsere eigene Tugenden berühmt zu werden trachten, keinesweges aber durch die Tugenden gewisser Leute, die schon vor zwey bis drey tausend Jahren gestorben, und mit welchen wir eben nicht näher, als mit dem ersten Ynka von Peru verwandt sind.

Das thörigte Verlangen, berühmte Vorfahren haben zu wollen, nimmt nicht etwan nur einzelnen Personen, sondern ganzen Nationen den Kopf ein. Vor diesem würde es ein Egyptier für einen grossen Schimpf geachtet haben, wenn man es ihm nicht hätte einräumen wollen, daß sein allererster Stamm-Vater aus dem Schlamme von Egypten gebildet worden wäre. Heut zu Tage nennet sich ein Italiener einen Abkömmling der Römer, ohngeachtet es eine sonnenklare Wahrheit ist, daß seit den verschiedenen Ueberschwemmungen der wilden Völker, welche nach und nach Italien verheereten, heut zu Tage von dem Blute der alten Einwohner des Landes nicht die mindeste Spur zu finden ist. Wäre es nicht besser, wenn er, an statt den Romulus, den Scipio, den Julius Cäsar unter die Reihe seiner Vorfahren zu rechnen, dagegen desto mehr Herzhaftigkeit und Heldenmuth bewiese? Hat es seine Richtigkeit, daß die Italiener Abkömmlinge von dem Blute jener grossen Männer gewesen sind, so muß dieses Blut in der That sehr aus der Art geschlagen seyn. Man bemerket davon unter ihnen eben so wenig, als von dem Blute des Hectors

und des Aeneas unter den Venetianern, die schlechterdings von den Trojanern herstammen wollen. Lebe wohl.

Durlach —

Der vier und achtzigste Brief.

Yn-Che-Chan, an Sioeu-Tcheou.

Deine Briefe, mein lieber Sioeu-Tcheou, die ich mit einem ganz ausnehmenden Vergnügen durchlese, machen, daß ich mit grossem Verlangen den Augenblick erwarte, da ich dich umarmen, und deinen vortreflichen Umgang geniessen kann. Wieviel Unterricht werde ich mir nicht davon versprechen dürfen, wieviel Dinge wird er mich nicht lehren, wieviel Fragen habe ich nicht an dich zu thun, deren Anzahl viel zu groß ist, als daß ich um eine schriftliche Aufklärung derselben in Briefen bitten kann?

Die Belehrungen, die ich von dir erwarte, geben mir Anlaß, demjenigen Nutzen nachzudenken, den die Weltweisen, und die wahrhaften Gelehrten bey andern Menschen stiften. Wenn man das Gute recht erkennen wollte, das man von diesen grossen Köpfen empfangen kann, so würde man es ohne Aufhören bedauren, daß der Himmel sie nicht zu unsterblichen Menschen gemacht hat. Dergleichen Gedanken hegen alle diejenigen, welche so viel gesunden Verstand besitzen, daß sie der Klugheit, und den

den natürlichen Dingen gerne nachdenken. Wir setzen den Fall, Confucius hätte bis auf den heutigen Tag gelebet, was für ein Glück würde dieses für China seyn? Wie ich mir die Sache vorstelle, würden alle unsere Landsleute sich der Tugend und der Ehrbarkeit befleißigen, und Liebhaber der schönen Wissenschaften seyn. Hat dieser Weltweise in einer so kurzen Anzahl von Jahren seines Lebens auf der Erde für sein Vaterland so viel Gutes gestiftet, und so viele vortrefliche Schüler gezogen, was würde er nicht in einer langen Reihe von Jahrhunderten ausgeführet haben? Wenn Sokrates und Plato ein eben so langes Leben geführet hätten, als ich unserm weisen Lehrer wünschete, so wurden sie in Europa dasjenige gethan haben, was Confucius in Asien bewirket hätte.

So oft ich erfahre, werther Sioeu-Tcheou, daß ein gewisser vorzüglicher Gelehrter gestorben ist, ohngeachtet ich ihn weiter nicht, als aus seinen Schriften kenne, so betrübe ich mich darüber eben so heftig, als wenn ich einen rechtschaffenen Vater einbüssete. Habe ich denn etwan nicht Recht, und sind die wahrhaften Gelehrten nicht die Väter aller derjenigen, deren Bestreben dahin gehet, daß sie in den Wissenschaften einen gewissen Grad der Vollkommenheit erreichen? Wenn ich dem Todte so vieler berühmter Männer nachdenke, welche der Welt beynahe eben so bald wiederum geraubet worden, als sie darinnen aufgetreten sind, so fehlet nicht viel, daß ich nicht wider das grausame, unbarmherzige Schicksal murre. Es mag auch dasselbe noch so blind und taub seyn, so fühle ich doch

einen

einen heftigen Trieb, ihm seine Ungerechtigkeiten, und seinen Eigensinn vorzuwerfen. Wie viele Dummköpfe, wie viele Blödsinnige, noch mehr, wie viele Tyrannen, und unbändige Wüteriche erhält es nicht bis in das allerspätste Alter, da es hingegen die allergrösten Köpfe in der besten Blüthe ihres Alters wegrast?

Wenn es ja nicht anders wäre, als, daß die Menschen den Todt leiden müsten, so sollte es doch wenigstens so eingerichtet seyn, daß diejenigen, die wirklich ein langes Leben verdienten, den unvermeidlichen Gesetzen desselben am allerletzten unterworfen wären. Man erzählet von dem Diogenes eine Antwort, die hieher gehört, und mir alle Tage schöner vorkommt *. Dieser Weltweise bekam in die

* Ἤλγει τὸν ὦμον Διογένης, ἢ τρωθεὶς οἶμαι, ἢ ἐξ ἄλλης τινὸς αἰτίας· ἐπεὶ δὲ ἐδόκει σφόδρα ἀλγεῖν, τῶν τις ἀχθομένων αὐτῷ κατεκερτόμει, λέγων: Τί οὖν οὐκ ἀποθνήσκεις, ὦ Διόγενες, καὶ σεαυτὸν ἀπαλλάττεις κακῶν; ὁ δὲ εἶπε· τοὺς εἰδότας, ἃ δεῖ πράττειν ἐν τῷ βίῳ, καὶ ἃ δεῖ λέγειν, τούτους γε ζῆν προσήκει, ὧν καὶ αὐτὸς ὡμολόγει εἶναι. σοὶ μὲν οὖν ἔφη οὐκ εἰδότι τάτε λεκτέα καὶ τὰ πρακτέα, ἀποθανεῖν ἐν καλῷ ἐστιν· ἐμὲ δὲ τὸν ἐπιστήμονα ἐκείνων, πρέπει ζῆν.

Dolebat Diogeni humerus, ex vulnere puto, vel alia quadam de causa. Quum igitur vehementi dolore videretur affici, quidam offensus ab illo illudebat ei, dicens: Quin igitur mortem obis, o Diogenes, & teipsum his damnis liberas? At ille respondit: Eos, qui scirent, quae in vita fieri, dicique conveniret, in vita manere

die Schulter einen Schmerz, der ihn auf eine sehr heftige Weise quälte. Ein Mensch, der ihm nicht gewogen war, und glaubte, er hätte ihm etwas zuwider gethan, spottete über ihn wegen der Klagen, wozu ihn die Heftigkeit seines Schmerzes veranlaßte. „Wie kommt es, mein Diogenes, sagte er zu ihm, „daß du dir nicht das Leben nimmst, und auf solche „Weise deinem Schmerze ein Ende machest? „ Der Weltweise gab seinem Widersacher zur Antwort: Leute, die es verstehen, wie man das Leben auf gehörige Art gebrauchen solle, sind verbunden, dasselbe zu erhalten. Andern aber, die so, wie du, weder wissen, wie man sich in seinen Handlungen verhalten, noch auch, wie man reden müsse, stehet es völlig frey, zu sterben, wenn es ihnen beliebt. Eben diejenige Ursache also, welche dir erlaubet, dich des Lebens zu berauben, befiehlt mir, dasselbe so weit, als es mir möglich ist, zu verlängern.

Der kluge Grundsatz des Diogenes kann alle Tage bey einer unzähligen Menge von Gelegenheiten, wo man den Verlust eines unnützen Menschen, und eines gelehrten Mannes in einerley Klaße setzt, angewendet werden. Nichts ist so gewöhnlich, als daß man die Leute sagen hört: Dieser, oder jener junger Herr ist in der Blüthe seines Alters gestorben. Es ist in der That recht Schade um ihn.

aequum esse, in quo genere hominum seipsum etiam numerabat. Itaque tibi, qui, neque quid agendum, neque quid dicendum sit, noveris, opportunum moriendi tempus est. Me vero, qui sciam illa, par est in vivis agere. *Aeliani Variae Historiae*, Lib. X. Cap. XI.

ihn. Er hatte alle Jahre funfzig tausend Livres Einkünfte. Fragt man, wie die Lebens-Art dieses grossen Herrn beschaffen gewesen sey, so wird die Antwort ohngefähr also heissen: Es war ein junger luckerer Herr, und ein gar ausserordentlicher Liebhaber von gutem Essen und Trinken. Man redt sogar davon, daß er gar zu viel Wein getrunken, und dadurch zu seinem Todte nicht wenig beygetragen habe. Da haben wir also, werthester Sioeu-Tcheou, in der That einen sehr verehrungswürdigen Menschen, und durch dessen Todt der Staat entsetzlich viel einbüsset. Es werden in der Stadt, wo er gewohnet hat, ein paar Dutzend Kannen Wein weniger getrunken werden, und etliche Mandarine, die eben so grosse Liebhaber von dem Trunke sind, als er, werden ihn vielleicht eine Zeitlang in ihren Saufgelagen vermissen. Sagt man zu eben demjenigen Manne, der über den frühzeitigen Todt des jungen reichen Herrn so empfindlich gerühret zu seyn scheinet: Es ist vor etlichen Tagen ein junger Gelehrter mit Todte abgegangen, der durch die Schriften, die von ihm bereits herausgekommen sind, überaus grosse Hofnung von s iner künftigen Geschicklichkeit machte; So wird darauf in einem sehr kaltsinnigen Tone geantwortet werden: Ich habe noch nichts von ihm gewußt; Wir sind allesammt sterbliche Menschen. „ Ey freylich, sollte man einem sol-
„ chen erwiedern, sind alle Menschen dem Todte
„ unterworfen. Aber von Rechtswegen sollte der
„ Todt für weiter niemanden, als für solche blöd-
„ sinnige Leute, wie du einer bist, bestimmet seyn,
„ die es gar nicht wissen, wie man sich in seinen

Thaten

„ Thaten und Worten zu verhalten hat, und die
„ den Todt eines Menschen bedauren, der in der
„ menschlichen Gesellschaft mehr Schaden, als Nu-
„ tzen gestiftet hat, da sie hingegen bey der Nachricht
„ von dem Todte eines Gelehrten, der in der Welt
„ tausenderley Gutes hätte stiften können, sich ganz
„ gleichgültig bezeigen. „

Leute, werther Sioeu-Tcheou, die dazu bestimmt sind, daß sie viel Geld haben, und in vornehme Aemter eingesetzet werden, bringet die Natur alle Tage in grosser Menge hervor. Aber wenn sie Weltweise zeugen soll, so verhält sie sich sehr karg. Kaum giebt sie der Welt in einem ganzen Jahrhunderte fünf bis sechs solche Leute. Und zudem sind sie auch in Ansehung der Verdienste nicht alle einander gleich, und diese Natur, die in der Bildung der Fürsten, gekrönter Häupter, Mandarinen, Hofleute, u. dergl. so gar sehr freygebig zu seyn scheinet, hat es dem Ansehen nach seit zwanzig Jahrhunderten ganz und gar vergessen, wie sie in Asien das Gehirn eines Confucius, und in Europa das Gehirn zweyer, oder dreyer Griechischer Weltweisen verfertiget habe. Es ist nicht anders, als hätte sie sich dessen erst in den itzigen ganz letzten Zeiten wiederum erinnert, da sie einen Gassendo, einen Descartes, einen Newton, einen Tchein, einen Yn-Kan, oder einen Tcheou Kong-Xi gebildet hat. Immittelst sind diese verehrungswürdigen Männer wiederum aus der Welt weg, und haben sich das allgemeine Schicksal gefallen lassen müssen. Und wer weiß, lieber Sioeu-Tcheou, ob so bald wieder einer zum Vorscheine kommen wird,

der

der jenen grossen Geistern an die Seite gesetzet werden kann? Vielleicht können wohl zwanzig bis dreyßig Jahrhunderte vorbeystreichen, und dieses ist ohngefähr so lange, als eine Welt dauert. Wie viel Mandarine, und unwissende Richter, wie viele Fürsten, die mit ihren Unterthanen gewaltsam umgehen, wie viel Hofleute, welche der Wahrheit zuwider handeln, wie viel Bonzen und Pfaffen, welche die Leichtgläubigkeit des gemeinen Volkes mißbrauchen, werden nicht in einem so langen Zeitraume auf die Welt kommen? Solche Menschen, die ihrer Verbrechen und ihrer Gemuths-Verfassung wegen zum Todte verurtheilt, und die sogar zum Besten des menschlichen Geschlechtes niemals gebohren werden sollten, werden immittelst wohl noch dazu so unverschämt seyn, daß sie sich über ihr Schicksal beklagen, und es werden sich genug blödsinnige, und verblendete Leute finden, die ihren Klagen Beyfall geben, und sie bedauern, daß es ihnen eben so, als einem Confucius und einem Plato zu gehen pfleget.

Wenn ich einen unwissenden Reichen, oder einen nicht sonderlich Achtungswerthen Mandarin, klagen höre, daß sie dem Todte unterworfen sind, so möchte ich ihm beynahe mit den Worten des Lukrez sagen: * „Kannst du dich unterstehen, und wünschen, „daß

* Hoc etiam tibi tute interdum dicere possis:
Lumina suis oculis etiam bonus Ancus reliquit,
Qui melior multis, quam tu fuit, improbe, rebus.
Inde alii multi Reges, rerumque potentes
Occiderunt, magnis qui gentibus imperitarunt.
Ille quoque ipse, viam qui quondam per mare magnum
Stravit, iterque dedit legionibus ire per altum,

„ daß du unsterblich seyst, und dich über das Schick„ sal beklagen, du, der du deiner Eigenschaften „ wegen es so wenig verdienest, daß du lebest, da „ hingegen Ancus, jener Prinz, dessen Tugenden „ dich von Rechtswegen beschämen sollten, nicht „ mehr das Lebens-Licht genießt? Andere regie„ rende Herren mehr, die eben so gerecht, als er, „ waren, haben sich eben diesem Schicksale unter„ werfen müssen. Der Thron hat sie gegen den „ Todt keinesweges in Sicherheit setzen können. „ Xerxes, der sich mitten im Meere einen Weeg „ bahnete, der, ohngeachtet der Wuth der Wellen, „ seine Kriegs-Völker in steile Abgründe hinein ge„hen,

Ac pedibus salsas docuit superare lacunas,
Et contemsit, aquis insultans, murmura ponti,
Lumine ademto animam moribundo corpore fudit.
Scipiades belli fulmen, Carthaginis horror,
Ossa dedit terrae proinde ac famul infimus esset.
Adde repertores doctrinarum atque leporum,
Adde Heliconiadum comites, quorum avus Homerus
Sceptra potitus eadem aliis sopitus quiete est.
Denique Democritum postquam matura vetustas
Admonuit memorem motus languescere mentis,
Sponte sua letho caput obvius obtulit ipse.
Ipse Epicurus obit decurso lumine vitae,
Qui genus humanum ingenio superavit, & omnes
Praestinxit, stellas exortus uti aetherius sol,
Tu vero dubitabis & indignabere obire,
Mortua cui vita est prope jam vivo, atque videnti?
Qui somno partem majorem conteris aevi?
Et vigilans stertis, nec somnia cernere cessas,
Sollicitamque geris cassa formidine mentem?
Nec reperire potes, quid sit tibi saepe mali, cum
Ebrius urgeris multis miser undique curis
Atque animi incerto fluitans errore vagaris?

Lucretius de Rerum Natura, L. III, sub fin.

„hen, und die erregten Wellen, deren fürchterli„ches Gebrause er verschmähete, von den Füßen „zertreten ließ, lebt nicht mehr. Scipio, jener „Donnerstral des Kriegs, jenes Schrecken der „Carthaginienser, hat mit den allergeringsten „Sterblichen einerley Schicksal gehabt; Seine „Gebeine sind eben so, wie die Gebeine eines ge„meinen Sklaven in die Erde vergraben worden. „Diejenigen, welche die Künste und Wissenschaf„ten erfunden, welche die Beredsamkeit zur Voll„kommenheit gebracht haben, die Dichter, die Ka„meraden der Musen, sind von dem Todte nicht „frey geblieben. Homer, welchem der ganze Par„naß den Zepter überreicht, geniesset das Tagelicht „nicht mehr. Demokrit folgte den Erinnerungen, „welche ihm sein hohes Alter gab, und da er „merkte, daß die Gaben seiner Seele abnahmen, „und schwach wurden, so ging er selbst dem Todte „entgegen, und wartete nicht so lang, bis jener „kam, und ihn suchte. Epikur endlich, der sich „durch die Größe seines Witzes, und durch die „Stärke seiner Einbildungs-Kraft so sehr über an„dere Menschen erhoben, und den Glanz anderer „Gelehrten eben so sehr verdunkelt hat, als die „Sonne durch ihre Strahlen, wenn sie aufgehet, „den Schein der übrigen Gestirne verdunkelt, sie„het das Licht des Tages nicht mehr. Und du, „schwacher und elender Sterblicher, du beklagest „dich über den Todt; Du kannst dich nicht ent„schliessen, dich einem Schicksale zu unterwerfen, „das dir mit den allergrösten Menschen gemein ist, „da du doch ohne dem schon, vermöge deiner Le„bens-Art, halb im Grabe bist, da du den grö-

„sten Theil deines Lebens im Schlafe zubringest,
„da du dich in einer immerwährenden Unthätigkeit
„befindest, da du mit wachenden Augen gähnest,
„und da dein Verstand, du magst nun wachen,
„oder schlafen, einmal, wie das andere mit eitlen
„und lächerlichen Träumen angefüllet ist. Du be-
„merkest, daß du unglücklich bist, ohne gleichwohl
„die Ursache davon errathen zu können, weil du
„einem berauschten Menschen ähnlich bist, und
„weil die vergeblichen Bemühungen, womit du
„dich beschäftigest, deine Einbildungs-Kraft ver-
„wirren, und dich ohne Aufhören der Ungewiß-
„heit, und dem Irrthume überliefern.„

Dieses ist es, liebster Sioeu-Tcheou, was ich grosse Lust hätte, allen diesen Grossen vorzuhalten, welche, ohne die geringsten Verdienste zu haben, gleichwohl verlangen, durch das Vorrecht der Unsterblichkeit einen Vorzug vor andern Menschen zu geniessen. Was mich anbelangt, so muß ich dir frey gestehen, daß der Todt eines Mandarins, welcher weiter keine Verdienste, ausser seinem Range, und seinen Reichthümern hat, mich nicht sonderlich rühret, und daß ich ihn eher als ein Glück für die menschliche Gesellschaft ansehe. Ich spreche immer, wer weiß, ob das Amt, das dieser Mensch bis hieher verwaltet hat, nicht künftighin einem andern übergeben werden wird, der es auf eine würdigere Art bekleidet? Sodann wende ich die schöne Grundlehre des Diogenes an: *Leute, welche recht zu handeln und zu reden verstehen, sind eigentlich diejenigen, die es verdienen, daß sie leben.* Hieraus ziehe ich den Schluß, daß die grösten und vornehm-

nehmsten Herren, die weiter nichts, als ihren Rang, ihre Reichthümer und ihre Abstammung auf ihrer Seite haben, eben nicht mehr, als die allergemeinsten, und unnützesten Sterblichen von den übrigen Menschen bedauert werden dürfen. Man kann aber auch mit Wahrheit sagen, daß man insgemein nicht viel mehr Leid um sie trägt, oder wenn es ja geschiehet, so ist das Trauern, das man über ihren Verlust anstellt, nicht eben von so gar langer Dauer. Kaum erinnert man sich heut zu Tage noch in China so vieler Mandarine, die seit funfzehen bis zwanzig Jahren gestorben sind. In andern Reichen der Welt sind die Großen, die nicht die geringsten persönlichen Verdienste haben, eben auf diese Weise der Vergessenheit unterworfen.

Eben diese Vergessenheit ist es, werthester Sioeu-Tcheou, welche die Ehre verachteter Gelehrten rettet, und manchen Fürsten, der seine Würde nicht werth ist, desgleichen allerhand unwissende vornehme Herren, dafür strafet, daß sie solche Gelehrte verächtlich ansehen. Dergleichen Herren müssen es mit eigenen Augen zu ihrer Kränkung ansehen, wie das Andenken grosser Gelehrten in der Folge der Zeit eine neue Stärke bekommt, und sich so zu sagen alle Jahrhunderte wiederum verneuert. Kaum hören sie unter den regierenden Fürsten, die in so vielen Jahrhunderten gelebet haben, von dreyen Viertheilen derselben etwas reden. So lange ein Monarch lebet, mag die Macht desselben noch so groß seyn; Ist er nicht tugendhaft, hat er keine solchen Eigenschaften, wie sie seiner Würde gemäß sind, so schmeichelt er sich vergebens mit

der Hofnung, daß sein Nahme auf die Nachwelt werde fortgepflanzet werden. Er erscheinet daselbst anders nicht, als daß er in den Tagebüchern des Reichs ein kleines Plätzgen einnimmt; Und diesem ist wohl noch dazu irgend ein schimpfliches Beywort an die Seite gesetzt. Man kann nicht in Abrede seyn, daß es zum Theil solche schlechte Fürsten giebt, daß der Abscheu, den man gegen sie geheget, ihren Namen verewiget hat. Aber was ist das für eine häßliche Unsterblichkeit, wenn sie uns mit dem ewigen Haße des ganzen menschlichen Geschlechtes drohet? Der Unterschied zwischen dem Begriffe, welchen die Chineser von dem Andenken des Confucius auf der einen, und des Kaysers Tchin-Kantou auf der andern Seite haben, ist eben so gewaltig groß, als die Begriffe der Chineser von der Güte des Tien, den Begriffen der Europäer von der Boßheit des Teufels entgegen gesetzt sind, welchen man in Europa mit einem Abscheue betrachtet, der seines gleichen nicht hat.

Eines von den allerkräftigsten Mitteln, schlimme Könige weise und tugendhaft zu machen, würde ohnstreitig dieses seyn, wenn man ihnen den allgemeinen Haß mit lebhaften Farben abschilderte, den man noch itzt gegen diejenigen zu hegen pfleget, denen sie es funfzehen, bis zwanzig Jahrhunderte nach ihrem Todte nachthun. Sie müsten ohne Zweifel in ihrem bösen Sinne ganz ausserordentlich verhärtet seyn, wenn sie nicht gerühret werden sollten, so oft sie dem Begriffe nachdenken, den man sich von ihnen schon bey ihren Lebzeiten macht, und der auch nach ihrem Todte stets fortwähren wird. Ganz sicher

sicher würden sie durch Stolz und Eigenliebe zu demjenigen angetrieben werden, was sie nicht aus Liebe zur Tugend thun; Und könnten sie auch nicht wahrhaftig rechtschaffene Leute werden, so würden sie sich doch wenigstens bemühen, den Schein davon anzunehmen.

Lebe wohl, liebster Sioeu-Tcheou, und fahre fort, mir von deinem Wohlbefinden angenehme Nachrichten zu ertheilen.

Pecking ——

Der fünf und achtzigste Brief.

Kioeu-Che, an Sieou-Tcheou.

Seit zween Tagen, lieber Sioeu-Tcheou, bin ich in Jedo, der Hauptstadt des Japanischen Reiches, angelanget, und mich dünket, sie verdienet vollkommen die Aufmerksamkeit eines Reisenden. Aber ich habe in dieser Stadt noch so wenig gesehen, daß ich in meinem gegenwärtigen Briefe weiter von nichts, als von demjenigen Nachricht ertheilen will, was mir seit meiner Abreise von Nagasaki wiederfahren ist. Ich reisete, wie ich dir bereits gemeldet habe, in Gesellschaft der Holländer, welche verbunden sind, alle Jahre eine Reise an den Hof zu thun, wenn die Waaren, die sie aus Europa, und aus Batavia empfangen, zu Nagasaki angelanget sind. Ihre Gesellschaft hat mir grosse Vortheile verschaffet. Ich habe ihre Nachrichten nicht we-

nig genutzet. Mit ihnen kann ich sehr vertraut, und ohne Zeugen reden. Ich bin in ihrem Gefolge, gleich als wäre ich einer von ihrer Nation, und unter dem Namen eines Kaufmanns, der ein Mitglied von der Ostindischen Gesellschaft ist, habe ich die Freyheit gehabt, mit ihnen nach Jedo zu kommen.

Die öffentlichen Gebäude, und die Häuser einzelner Personen, die ich auf meinem Wege dahin gesehen habe, sind nach der Aussage der Holländer mit den Europäischen Gebäuden weder in der Größe noch in der Pracht zu vergleichen. Ich finde sie, auch um vieles schlechter, als die Chinesischen. Sie sind sehr niedrig, ganz von Holze, und haben nicht mehr als ein einziges Stockwerk. Trift man auch eines an, das zwey Stockwerke hoch ist, wiewohl dieses gar selten geschiehet, so kann man in dem zweyten gar nicht wohnen. Es dienet weiter zu nichts, als daß man das Hausgeräthe darinnen verwahret.

Es ist den Einwohnern durch einen ausdrücklichen Befehl des Kaysers untersaget, ihren Häusern eine Höhe von mehr als sechs Klafftern zu geben. Die Veranlassung dazu haben die häufigen Erdbeben gegeben, welchen Japan sehr unterworfen ist. Dadurch werden steinerne Gebäude, welche hoch und fest gebauet sind, viel eher, als hölzerne, niedrige, und kleine Häuser zerrissen und eingestürzet.

Man kan die Häuser der Japaner in vier verschiedene Klaßen abtheilen. In die erste setze ich die Schlößer, oder Paläste großer Herren; In die

zweyte

zweyte die Häuser der Städte und Marktflecken; In die dritte die Häuser auf den Dörfern, und in die vierte die Bauer- und anderer gemeiner Leute Häuser. Die gewöhnliche Bau-Art der Japaner wirst du, werther Sioeu-Tcheou, vollkommen kennen lernen, wenn ich dir eine kurze Beschreibung mache, auf was für eine Art alle diese verschiedenen Gebäude erbauet sind.

Die Schlößer der Edelleute sind ordentlicher Weise an einem Fluße, oder auf einer Anhöhe erbauet. Sie nehmen einen grossen Umfang ein, und sind mit drey verschiedenen Ringmauern eingefasset. Jede Ringmauer ist mit einem Graben umgeben, und diejenige, die mitten in den andern beyden stehet, fasset den Aufenthalt des Besitzers in sich. In der zweyten Ringmauer stehen die Häuser seiner vornehmsten Bedienten, seiner Sekretäre, Verwalter, u. s. w. In der dritten befinden sich die Wohnungen der Soldaten, der Aufwärter, der Thürsteher, der Reitknechte, u. dgl. Die leeren Plätze, die sich zwischen den verschiedenen Ringmauern befinden, bestellt man auf eine regelmäßige Weise, und leget darinnen gemeiniglich Gärten an.

Wenn die Mauern dieser kleinen Festungen einmal baufällig werden, so dürfen diejenigen, welchen sie gehören, dieselben nicht wieder ausbessern, wenn sie nicht vorher von dem Kayser Erlaubniß dazu erhalten haben. Eben so wenig ist es auch jemanden erlaubt, er sey, wer er wolle, ohne eine ausdrückliche Verordnung von dem Landes-Herrn, dergleichen Gebäude aufzuführen. Die

Holländer haben mich versichert, daß die Europäischen Monarchen in diesem Stücke eben so, wie die Japanischen Fürsten verfahren, und daß sie es auch wohl noch weiter treiben, immassen sie es gar selten geschehen lassen, daß Edelleute befestigte Schlößer haben, und sie so viel, als ihnen möglich ist, unter mancherley Vorwande aus ihren Ländern wegzuschaffen trachten. Vermöge einer so feinen Staats-Klugheit haben die Japanischen Kayser nach und nach es dahin gebracht, daß nur etwan so viel Plätze in gutem Stande geblieben sind, als sie für nöthig erachtet haben. Heut zu Tage haben sie nicht zu befürchten, daß ein Edelmann, er sey so mächtig, als er wolle, künftighin wider ihren Willen neue Schlößer zu befestigen sich getrauet.

Die Häuser, die man in den Städten findet, sind so ziemlich sauber, und die Art, wie man sie innerlich anlegt, und mit Hausrath versiehet, ersetzet den Mangel in der Bau-Art. Es scheinet beynahe, als ob die verschiedenen Dinge, womit die bürgerlichen Einwohner in Japan ihre Zimmer auszieren, in solchen, welche klein sind, ein besseres Ansehen haben, als sie vielleicht haben würden, wenn die Zimmer groß und geraum wären. Selten sind die Zimmer durch hölzerne Wände von einander abgesondert. Es ist weiter nichts dazwischen, als Schirme von gemahlten oder verguldeten Papieren mit hölzernen Rahmen eingefaßt. Vermittelst derselben kan man ein Zimmer nach seinem Gutbefinden in aller Geschwindigkeit entweder erweitern, oder kleiner machen. Die Fußböden, die Decken, die Thüren, die Fenster, kurz, alles was

man

man mit einem Firniß bestreichen kan, wird sehr sauber und mit vielem Geschmacke gefirnißt. Uebrigens behaupten die Einwohner des Landes, und die Europäer sind es auch nicht in Abrede, daß die Häuser hier zu Lande viel gesünder, als an einem jeden andern Orte sind; Der Grund davon mag nun seyn, weil sie zu deren Erbauung Cedern- oder Tännen-Holz nehmen, und weil es darinnen nicht feucht ist, oder, weil die Fenster also angelegt sind, daß vermittelst der Oefnung derselben, und der Wegnehmung der Schirme, welche die Zimmer von einander scheiden, die Luft in dem Hause frey hin und wieder streichet, immerfort frisch ist, und alle schlechten Dünste wegführet, die in andern Ländern so viele Krankheiten veranlassen.

Wenn man Häuser mit einem zweyten Stockwerke antrift, so ist dasselbe allemal fester, als das erste gebauet. Dem ersten Ansehen nach dürfte dieses einem Ausländer sehr seltsam und wunderbar vorkommen. In China würde man ein solches Gebäude für ein Meisterstück der Unwissenheit, oder vielmehr der Albernheit ansehen. Den Japanern aber hat es die Erfahrung gelehret, daß ihnen diese Art zu bauen sehr vortheilhaft ist. Denn sie haben bemerket, daß in den gewaltsamen Erschütterungen bey Erdbeben der Druck des obern Theils von dem Gebäude auf den untern, der viel leichter gebauet ist, es hindert, damit nicht das ganze Gebäude einstürzet, oder zerfällt.

Die Dörfer, deren Häuser ich in die dritte Klaße gesetzet habe, sind ordentlicher Weise an den

Landstrassen gebauet, und bestehen gar oft nur aus einer einzigen Gaße, die sehr lang ist. Denn die meisten Leute, die sich darinnen aufhalten, erwerben sich ihren Unterhalt damit, daß sie an die Reisenden Lebens-Mittel, oder andere Waaren, die sie etwan vonnöthen haben, zu verkaufen pflegen. Es giebt in den Dörfern weit mehr Kaufleute, Schenkwirthe, und Fuhrleute, als Bauern. Diese letztern halten sich ordentlicher Weise in kleinen von der Straße abgelegenen Dörflein, oder neben ihren Feldern auf. Ihre Häuser haben mehr eine Aehnlichkeit mit einem Kühstalle, als mit einem Wohnhause für Menschen. In der Nähe habe ich niemals ein solches Haus gesehen. Indessen will ich dir erzählen, wie man mir dieselben beschrieben hat: * „Sie bestehen aus vier niedrigen Wänden, die mit einem Strohdache versehen, oder „mit Schindeln gedecket sind. Hinten im Hause „ist der Fußboden ein wenig höher, als in dem „übrigen Theile; Und dieses ist der Ort, wo die „Japanischen Bauern ihren Feuerheerd anlegen. „Der übrige Fußboden ist ganz mit ziemlich saubern Strohmatten bedeckt. Hinter der Thüre, „die auf die Gaße herausgehet, hanget eine Reihe grober Stricke, die aus Stroh zusammengedrehet sind. Dadurch will man keinesweges die „Leute hindern, ein- oder auszugehen, sondern sie „sollen die Stelle eines Gitters vertretten, damit „niemand ausser dem Hause sehen möge, was innwendig vorgehet. Dergleichen Häuser sind mit „gar schlechtem Hausgeräthe versehen. Ein Haufen Kinder, und die äuserste Armuth sind fast „durch-

* Kempers Japanische Geschichte, Tom. V. p. 303.

„ durchgängig bey den Leuten, die darinnen woh„ nen, anzutreffen. Immittelst leben sie doch im„ mer mit Hülfe eines kleinen Vorraths von Reiße, „ grünen Kräutern und Wurzeln in ihren Hütten „ glücklich und zufrieden. „

Ueberhaupt kann man mit gutem Grunde sagen, werthester Sioeu-Tcheou, daß es in allen Ländern eben so, wie in Japan ist, und daß ein Bauer auf dem Lande ein weit ruhigeres und glücklicheres Leben, als der wohlhabendste Künstler auf dem Lande führet. Die weise Vorsicht hat die verschiedenen Gattungen der zeitlichen Güter auf eine solche Weise vertheilet, daß diejenigen, welche, allem Ansehen nach, am allerwenigsten reich, und am allerwenigsten von dem Glücke begünstiget zu seyn scheinen, gleichwohl sehr kostbare Schätze besitzen. Findet man wohl unter den Schätzen der Fürsten und gekrönten Häupter solche, die von einem grössern Werthe sind, als die Ruhe und Zufriedenheit der Seele, die Verachtung dessen, was man in der Welt für groß achtet, Gleichgültigkeit gegen Ehre und Würden, die in der Einbildung bestehen, die so gar viele Mühe zu erwerben kosten, die weiter zu nichts dienen, als daß sie die Nothdurft, und Unbequemlichkeiten des Lebens vermehren, die uns dem äuserlichen Scheine nach über die andern Menschen erheben, in der That aber uns zu Sklaven eines immerwährenden Zwanges, und nur darum bey andern Leuten verehrungswürdig machen, damit wir unglücklich seyn sollen? Traurige Ehre, die mein Unglück bewirket! Erbarmungswürdige Größe, die mich in die Sklaverey versetzet!

Ich

Ich kann dir es nicht verhalten, liebster Sioeu-Tcheou, daß ich das Leben auf dem Lande allemal als das einzige betrachtet habe, welches die Menschen wahrhaftig glückselig machen kann. Denn es ist ja eben das Leben, worinnen sie weniger Bedürfniße, als in einem andern vonnöthen haben, welches ihnen lehret, mit wenigem zufrieden zu seyn, und das ihnen genugsame Sicherheit verschaffet, daß sie nicht allen nur möglichen heftigen Leidenschaften Preiß gegeben werden, die auf eine so gewaltsame Weise nicht allein unter den Fürsten und Hofleuten, sondern auch eben so sehr unter den Einwohnern in den Städten herrschen. Wir dürfen gar nicht denken, daß Ehrgeitz, Eifersucht, die Begierde Reichthümer zu erwerben, das Verlangen überall den Vorzug zu haben, ihre Wohnung nur etwan an den Höfen aufgeschlagen haben. Sie hausen auch in den Gerichts-Stuben der Obrigkeit, auf den Studier-Stuben der Gelehrten, in den Häusern der Bürger, und in den Gewölbern der Kaufleute. Aber in den Hütten, unter den Strohdächern, in den Scheunen, der Feld-Arbeiter, und der Landleute haben sie sich niemals blicken lassen.

Die Liebe zu dem Landleben, die ich allezeit in mir gefühlet habe, hat mich zu allerhand Betrachtungen verleitet, daß ich darüber die Japaner beynahe aus dem Gesichte verlohren habe. Nunmehr komme ich wiederum auf dieselben zurück. Ich habe deren unterschiedene angetroffen, welche eben so, wie ich, auf der Reise waren, und ihren Gang nach Jedo zu gerichtet hatten. Ihr Aufzug sahe also aus, daß er nicht nur mir, sondern auch den

Hol-

Holländern, meinen Reise-Gefährten, sehr seltsam vorkam. Sie trugen einen grossen Mantel, der von überaus starkem Papiere verfertiget, und mit anderm gefirnißten, und mit Oele bestrichenen Papiere gefüttert war. Dieser Mantel hatte eine solche Weite, daß er den Reuter, das Pferd, und den Mantelsack alles zusammen bedeckte. In einem solchen Anzuge würde ein Japaner ziemlich die Gestalt einer Pyramide haben, wenn er nicht, um sich gegen die Sonne zu schützen, das Haupt mit einem Hute von Strohe, oder von Bambus-Rohre bedeckte, der über alle Maasen breit, und so groß, als ein Sonnenschirm ist. Der übrige Theil der Reise-Kleider an den Japanern ist nicht weniger sonderbar. Sie tragen sehr weite Hosen, die von oben hinunter immer enger werden, um die Schenkel zu bedecken; An beyden Seiten haben sie grosse Schlitze, um die Zipfel ihrer langen Röcke hinein zu stecken, die ihnen ausserdem sowohl zu Fuße, als zu Pferde sehr beschwerlich seyn würden. Es giebt etliche, die einen engen Rock, oder einen kurzen Mantel über diesen Hosen tragen. Manche bedienen sich keiner Strümpfe, sondern sie umwickeln sich die Füße mit einem sehr breiten Bande.

Gemeine Leute, Hausbedienten, Sänftenträger, und dergl. tragen keine Hosen, weil sie ihnen beschwerlich seyn, und sie hindern möchten, daß sie in ihren Verrichtungen nicht so behend und geschickt, als gewöhnlich, seyn können. Indessen lassen sie ihre langen Röcke nicht etwan herunterhangen. Sie schürzen dieselben vielmehr bis an den halben Leib mit so grosser Kaltsinnigkeit und Gleichgültig-

keit in die Höhe, als wenn sie darunter zehen paar Hosen hätten, die ihre Blöße bedecken. Die Theile des Körpers, welche der Wohlstand eigentlich niemanden aufzudecken erlaubet, lassen sie ohne die geringste Bedenklichkeit, und ohne alle Schaam und Scheu öffentlich vor jedermann sehen. Wenn sich Leute finden, die über ihre Unverschämtheit eine Verwunderung bezeigen, so sagen sie dagegen: Sie dürften sich gar nicht schämen, dasjenige, was ihnen die Natur gegeben hätte, sehen zu lassen; Und man thäte eben so wenig Unrecht, wenn man die untern Theile des Leibes aufdeckte, als wenn man mit dem Kopfe blos gienge.

Den ersten Tag unserer Reise, werthester Sioeu-Tcheou, gerieth ich in eine nicht geringe Verwunderung, da ich gleich, so bald als wir zu den Thoren von Nagasaki heraus waren, vierzehen bis funfzehen von unsern Stallknechten ihre Röcke aufschürzen sahe, die auf solche Weise dasjenige unsern Augen darstelleten, was ein Mensch in China nicht öffentlich blicken lassen dürfte, wenn er nicht für verrückt im Kopfe, oder für unverschämt und schändlich angesehen seyn wollte. Die Holländer hatten diese Reise bereits mehr als einmal gethan, und es kam ihnen daher gar nicht wunderbar vor, daß sie diese Leute in einer solchen Verfassung zu sehen bekamen. Sie lachten mich so gar wegen meiner Verwunderung treflich aus, ohngeachtet sie übrigens die schändliche Gewohnheit der Japaner mit eben so grossem Mißfallen, als ich, ansahen. Da sich endlich meine Verwunderung ein wenig geleget hatte, so sagte ein Holländer, gegen welchen ich

meinen Abscheu vor einem solchen unehrbaren Gebrauche merken ließ, mit lächelndem Munde zu mir: „Ich muß ihnen doch eine kleine Geschichte erzählen, deren ich mich bey Gelegenheit dieser Stallknechte erinnere:

„Da ich in Europa war, fuhr der Holländer „fort, wohnte ich in einer Stadt, wo sich der „Commendant in überaus mißlichen Umständen befand. Er war der ganzen Welt schuldig, und „borgte immer noch alle Tage, ohne sich darum zu „bekümmern, wie er endlich seine Schulden bezahlen wollte. Es war ganz naturlich, daß ihm „seine Gläubiger gar oft Angst machten, und ihn „durch ihre oft wiederholten Versuche immerfort „belästigten. Es waren darunter besonders zwo „Weibs-Personen, welche ordentlicher Weise alle „Morgen kamen, und ihm mit ihren Klagen die „Ohren anfülleten. Umsonst gab ihnen der Commendant die Versicherung, daß er sie in einer gewissen Zeit bezahlen wollte. Die beyden Gläubigerinnen liessen sich dadurch nicht abweisen, sondern kamen immer alle Morgen wieder, und „mahneten ihn aufs neue: Endlich war der Commendant ihren beständigen Anlauf überdrüßig, „und nahm ihren Besuch eines Tages in seinem „Schlafrocke ohne Beinkleider an. Da sie nun „mit der grösten Heftigkeit auf ihn loßschrien, so „hob er plötzlich seinen Schlafrock in die Höhe, „und ließ sich ihnen in demjenigen Zustande sehen, „wie wir hier unsere Reitknechte haben. Kaum „kann ein Wandersmann, der einer Schlange mit „seinem Fuße auf den Kopf getreten ist, mit mehrerer

„ rerer Geschwindigkeit die Flucht ergreifen, als
„ diese beyden Frauen, bey dem Anblicke desjeni-
„ gen, was ihnen ihr Schuldmann zu sehen gab.
„ Gut, schrie der Commendant hinter ihnen drein,
„ da sie zur Thüre hinausrannten, ich will euch
„ alle Tage mit eben dergleichen Münze bezah-
„ len. Lebe wohl.

Jedo ———

Der sechs und achtzigste Brief.

Sioeu-Tcheou, an Yn-Che-Chan.

Stutgard, lieber Yn-Che-Chan, ist eine schlecht gebauete, und ziemlich grosse Stadt. Die Gassen darinnen sind unsauber, mit Unflathe angefüllt, und nur halb gepflastert. Die übrigen Städte in dem Würtenbergischen sind mir noch weit unsauberer und schlechter vorgekommen. Man sagt, dieses Land sey ehemals überaus reich gewesen. Aber unter der Regierung der zween oder drey letztern Fürsten sey es ausserordentlich sehr in die Armuth gerathen. Besonders klaget man über die Regierung des letztverstorbenen Herzogs Alexander. Die Unterthanen sprechen, wenn er noch ein paar Jahre länger gelebet hätte, so würden sie ganz und gar um das Ihrige gekommen seyn. Dieser Fürst hatte sehr grosse Eigenschaften. Es fehlte ihm aber auch nicht an den schlechten. Er war tapfer, ein Liebhaber der Künste und Wissenschaften, edelmüthig, prächtig. Sein Hof war einer von den herrlichsten

in

in Deutschland. Schauspiele, Bälle, Concerte, Lustbarkeiten waren daselbst in grosser Menge zu hören und zu sehen. Aber es wurden ganz entsetzliche Summen Geldes erfordert, um die Kosten zu diesen mannichfaltigen Feyerlichkeiten zu bestreiten. Die Unterthanen wurden mit übermäßigen Abgaben beleget, und es war kein Mittel zu finden, dessen sich der Landesherr nicht bedienete, um das Vermögen seiner Landeskinder völlig zu erschöpfen. Er hätte besser gethan, wenn er ihnen weniger Gelegenheit gegeben hätte, auf den Tanz, oder in die Schauspiele zu gehen, als daß er sie bis auf das Hemde auszog.

Alexander hatte auch zu dem Oberaufseher in seiner Rentkammer einen Juden. Dieser Mensch verstund die Kunst zu stehlen aus dem Grunde; Er sann tausenderley neue Taxen aus, und wuste die Mittel, sie einzubringen, ganz vortreflich. Ein anderer, der kein Jude gewesen wäre, würde nicht leicht darauf gefallen seyn. Mit dem Amte eines Finanz-Raths vereinigte der Israelite, wie die gemeine Rede gehet, noch ein anderes, und er war eben so geschickt in der Kunst, das Weibliche Geschlecht zu verführen, als in der Kunst, die Leute um ihr Vermögen zu bringen. Daran ließ er es nicht bewenden, daß er den Fürsten zu dem Besitzer aller Güter seiner Unterthanen machte, sondern er gab ihm auch die Mittel, sich ihrer Weiber und Töchter zu bedienen, an die Hand.

Nach der Zeit muste dieser Jude für alle die Schandthaten, wovon er der hauptsächlichste Urhe-

der gewesen war, auf eine nachdrückliche Weise büssen. Der Herzog starb gählinge, und er wurde in Verhaft genommen; wo er länger, als ein Jahr, auf das genaueste bewachet wurde. Man untersuchte seine Sache gerichtlich, und endlich wurde er zum Galgen verurtheilet. Diese Todtes-Strafe war noch sehr gelinde für einen Mann, der die allerwohlhabendste Landschaft in Deutschland unglücklich gemacht hatte, und dessen Diebstähle und unerlaubte Ränke vielleicht die geringsten Verbrechen waren. Die Richter verordneten, daß sein Körper in einem eisernen Käfichte eingeschlossen werden sollte, damit er sich desto länger erhalten, und allen Leuten zu einem Beyspiele dienen möchte, die sich etwan gelüsten lassen sollten, es ihm nachzuthun. Diesen nichtswürdigen Juden, werthester Yn-Che-Chan, habe ich in seinem Käfichte selbst gesehen. Er hatte ein rothes, und mit goldenen Tressen besetztes Kleid an, das man ihm den Tag vor seinem Todte hatte machen lassen. Ich gestehe aufrichtig, daß ich gar nicht einsehen kan, warum man auf diesen Einfall gerathen ist. Mich dünket sogar, es sey dieses ein Merkmal einer gewissen Verbitterung, wenn man einem, der für den Galgen bestimmt ist, zu seinem Todte kostbare Kleider anziehet. Wahr ist es, daß dergleichen Verbitterung bey Leuten, die man bestohlen, und wohl gar noch oben drein entweder selbst oder durch andere zu Hahnreyen gemacht hat, zur Noth noch entschuldiget werden könne.

Diesem Juden ist es, wie vielen andern königlichen und fürstlichen Räthen, ergangen, die wegen

des

des unvermutheten Todtes ihrer Herren nicht so viele Zeit gehabt haben, daß sie sich gegen die Feinde, die sie sich unter der Zeit ihrer Amtsführung zugezogen haben, in gehörige Verfassung setzen konnten. Ich kann es dir nicht verhalten, daß ich, wenn mich das Schicksal bestimmt hätte, ein Liebling eines Tyrannen, oder eines Fürsten zu seyn, der von seinen Unterthanen gehasset wird, ausserordentlich sehr darauf bedacht seyn würde, damit ich nicht dem Zorne derer ausgeliefert werden möchte, von welchen ich wüßte, daß sie blos nur auf den Todt meines Herrn warteten, um sich für alle die Noth zu rächen, die sie von mir erlitten zu haben glaubten. Tag und Nacht müsten in meinem Stalle gesattelte Pferde in Bereitschaft stehen, und auf der Straße, die ich mir zu meiner Flucht gewählet hätte, würden von Ort zu Ort frische Pferde gehalten werden müssen. So viele Anstalten der Vorsicht würden mich immer noch nicht vollkommen beruhigen. Ich würde immer noch in Sorgen stehen, ob nicht vielleicht der oder jener Zufall dazwischen kommen könnte, wodurch sie auf einmal vereitelt würden. So oft ich mich bey dem Fürsten mitten unter seinen Hofleuten befände, und ihn etwan einmal eine kleine Uebelkeit, oder sonst eine unerhebliche Schwachheit anwandelte, so würde ich gleich denken, ich sey meinem Untergange nahe. Alle Augenblicke würde ich denken, itzt kämen die Hofleute selbst, um mich mit eigenen Händen gefangen zu nehmen. So übel siehet es, lieber Yn-Che-Chan, mit Leuten aus, die kein gutes Gewissen haben. Sie mögen zu ihrer Beruhigung noch so kluge Anstalten machen, so ist es doch unmöglich, daß es ihnen

nen dabey gelingen sollte, wenn sie auch gleich in ihrer Boßheit es so weit getrieben haben, daß sie keine Gewissens-Bisse weiter fühlen. Die Furcht vor den Strafen läßt ihnen keine Ruhe. Gesetzt, es ist mit ihnen dahin gekommen, daß sie alle Gesinnungen der Ehre und Redlichkeit in ihrem Herzen erstickt haben, so können sie doch die Furcht nicht aus demselben verbannen. Der Blick in eine schreckliche Zukunft dienet ihnen statt eines Henkers, und die Furcht vor einem Todte, den sie befürchten, ist so groß, daß sie gleichsam einen tausendfachen Todt erdulten.

Die regierenden Herren von Würtenberg sind sonst allemal der Lutherischen Religion zugethan gewesen. Aber der letzte Herzog, von welchem ich bis anher geredet habe, bekannte sich zu dem Römisch-Catholischen Glauben zu einer Zeit, da er noch sehr weit von der Regierung entfernet war. Er hatte verschiedene Prinzen vor sich, die vermöge ihrer Geburt eher, als er, zur Regierung gekommen wären. Diese Prinzen starben einer nach dem andern ziemlich geschwind weg. Alexander gelangte zu der Würde eines Herzogs von Würtemberg, da es das Ansehen hatte, daß er sich darauf gar keine Hofnung machen dürfe. Die Religion, die er angenommen hatte, trug zu dem Haße seiner Unterthanen vieles bey. Niemals hat ein Fürst weniger Leute gefunden, die ihn geliebet, als dieser. Wie er starb, so fehlte es nicht viel, daß man über seinen Todt öffentliche Lustbarkeiten anstellete. Unter dem gemeinen Volke gingen tausenderley erdichtete Erzählungen herum, wodurch sein Andenken

auf

auf ewig verhaßt gemacht werden sollte. Es hieß, wenn er nur noch eine kleine Zeit länger gelebet hätte, so würde er in Stutgard die vornehmsten Kirchen den Lutheranern genommen, und den Römisch-Catholischen eingeräumet haben. Der Jude hätte die Absicht gehabt, endlich noch die Christliche Religion anzunehmen, und würde sodann die Stelle des ersten Ministers erhalten haben; Es sey schon darauf zugeschickt gewesen, daß man die vornehmsten Lutheraner hätte ermorden wollen; GOtt aber hätte, um die Ausführung solcher traurigen Entwürfe zu hintertreiben, denjenigen, der sie entworfen, durch einen unvermutheten und plötzlichen Todt bestraft.

Diese erdichteten und schimpflichen Erzählungen fanden um so vielmehr bey den Leuten Gehör, und ein jeder war desto leichter geneigt, sie für gegründete Wahrheiten anzusehen, weil man gegen den verstorbenen Fürsten nicht nur einen unauslöschlichen Haß hegte, sondern auch sein Todt wirklich mit allerhand betrübten Umständen verbunden war, und dem Ansehen nach sich zu demjenigen recht gut schickte, was das Volk von dem strengen Gerichte GOttes redete. Der Herzog war zu derselben Zeit mit unterschiedenen von seinen Hofleuten auf seinem Lustschloße Ludwigsburg, und war damals weit mehr darauf bedacht, wie er sich auf eine angenehme Art die Zeit vertreiben, und mehrere Ergötzlichkeiten anstellen möchte, als daß er an den Todt gedachte. Dem Ansehen nach genoß er auch eine vollkommene Gesundheit, und war überaus aufgeräumt. Gähling aber fühlte er in seinem Körper eine unbe-

schreibliche Mattigkeit. Er stund von dem Spieltische auf, ging in sein Schlafzimmer, und klagte, daß ihm alle Augenblicke schlimmer würde. Die Aerzte verordneten, daß man ihm unverzüglich zur Ader lassen sollte. Die Ader hatte nicht die mindeste gute Wirkung, und der Fürst, dessen Unpäßlichkeit sich immer vermehrete, schrie auf einmal: O was fühle ich? — Ich sterbe. — Indem er diese Worte aussprach, lehnte er sich in seinem Armstuhle auf die Seite, fiel auf die Erde, und verschied.

Eine so schnelle und ausserordentliche Art des Todes gab den Freunden des Herzogs, und besonders den Römisch-Catholischen, Anlaß zu glauben, daß vermuthlich Menschen die Haupt-Ursache an diesem so betrübten Lebens-Ende gewesen seyn müsten. Sie gaben vor, ein strafbarer Eifer für die Lutherische Religion habe jemanden verleitet, daß er sich des Giftes bedienet, um einen Fürsten aus der Welt zu schaffen, der, weil er ihr entsaget hätte, gar wohl könnte den Willen gehabt haben, sie mit der Zeit ganz auszurotten. Sie liessen seinen Leichnam öfnen. Ihr Verdacht fand sich völlig ungegründet, und ohne die mindeste Wahrscheinlichkeit. Die Heil- und Wund-Aerzte erklärten sich, daß sie nicht das geringste Merkmal einer Vergiftung wahrgenommen hätten. Folglich waren die Reden der Lutheraner und der Römisch-Catholischen auf der einen Seite so ungegründet, als auf der andern, und hatten keine andere Quelle, als die Liebe, oder den Haß, den sie gegen ihren Landes-Herrn hegeten. Beyderseits haben von ihm

auf

auf eine so entgegengesetzte Art geredet, und reden immer noch also, daß man wohl siehet, wie sie blos die Leidenschaft zu ihren Reden verleitet.

Ich habe mich bey verschiedenen Ausländern erkundiget, die sich etliche Jahre hintereinander im Würtenbergischen aufgehalten haben, und da sie weder Unterthanen, noch Feinde des Herzogs waren, so konnte ich mich desto eher darauf verlassen, daß sie ohne Vorurtheil redeten. Diese haben mir von ihm dasjenige gesagt, wovon ich dir bereits Nachricht ertheilet habe. Er hatte nemlich zum Theil schlimme Eigenschaften, die auf den Untergang seiner Staaten abzieleten; Zum Theil aber besaß er auch vortrefliche Gemüths-Gaben, die zu einem berühmten Feldherrn erfordert werden. Als er noch jung war, that er unter dem Prinzen Ludwig von Baaden, und unter jenem weitberühmten Prinzen Eugen, von welchem dir unsere Freunde, die Mißionarien, immer so viel erzählet haben, Kriegs-Dienste. Er bewies sich bey der Belagerung von Ryssel, Gent, Dornick, und Bergen, desgleichen in der Schlacht bey Malplaquet sehr tapfer. Landau vertheidigte er länger als zween Monate gegen die Franzosen mit aller möglichen Tapferkeit und Klugheit. Er befand sich bey der Belagerung von Temeswar, in welcher Festung er Oberaufseher wurde, und in jenem berühmten Treffen, welches die Eroberung von Belgrad nach sich zog, erwarb er sich einen grossen Namen. Auch über diesen letztern Platz übergab ihm der Kayser die Aufsicht. Wie glücklich wäre er gewesen, wenn er so vielen schönen und herrlichen Thaten auch noch diese bey-

gefüget hätte, daß er mit seinen Unterthanen glimpflicher umgegangen wäre, und sich gegen dieselben nicht so, wie gegen seine Feinde bezeiget, und ihr Vermögen als die Beute der Franzosen oder Türken angesehen hätte, die er sich nach dem Recht des Krieges als ein Eigenthum anmassen konnte!

Man saget diesem Fürsten ferner nach, er habe gar keine Religion gehabt. Wenn dieses wirklich an dem wäre, so möchte man wohl fragen, woher es denn käme, daß die Lutheraner so sehr darwider geeifert, daß er die Römisch-Catholische Religion annahm? Sie büßten ja gar wenig ein, da sie einen Mann einbüßeten, der eine Religion so wenig, als die andere achtete. Und was für Ursache hatten denn wohl etwan die Römisch-Catholischen, daß sie mit der Bekehrung dieses Fürsten so gar groß thaten? Was für Ehre hatten sie denn eben von einem neuen Glaubens-Genossen, der im Grunde des Herzens mit ihrem Glauben nur blos seinen Sport trieb? Wenn es wahr wäre, werther Yn-Che-Chan, wie es auch ganz wohl seyn kann, daß dieser Herr gar keine Religion gehabt hätte, so dächte ich, diejenigen sowohl, von welchen er sich abgesondert hat, als auch die, zu welchen er übergetreten ist, sollten ihn auf beyden Seiten lieber nicht in den Verdacht einer Gleichgültigkeit in Ansehung der Religion bringen. Da sie das Gegentheil thun, so geben sie deutlich zu erkennen, daß Vorurtheil, Haß, Partheylichkeit an ihrem Verhalten grossen Antheil haben, und sie verrathen bey verständigen Leuten einen Haß gegen einander, der sich so weit erstrecket, daß sie einander um den Besitz

eines Menschen beneiden, in dessen Gedanken sie beyderseits als Schwärmer angesehen werden. Sie sind schon damit zufrieden, daß er äuserlich mit dem Munde die Lehre ihrer Widersacher verwirft. Nicht wahr, dieses ist ein posierlicher Religions-Eifer?

Die Lutheraner, werthester Yn-Che-Chan, erzählen von der Religions-Veränderung ihres Herzogs eine ziemlich sonderbare Geschichte. Sie sprechen, da er in Wien gewesen wäre, so hätte er sich in eine Katholische Prinzeßinn sterblich verliebt. Sie gab ihm aber den Bescheid, daß sie sich niemals entschliessen würde, einen Protestantischen Fürsten zu heyrathen. Der Fürst besann sich nicht einen Augenblick darüber, ob er seine Religion der Liebe aufopfern solle. Er nahm den Römisch-Katholischen Glauben an. Aber er wunderte sich nicht wenig, da er von der Prinzeßinn die Worte hörte: *Bewahre mich GOtt dafür, daß ich jemals einen Menschen zu meinem Gemahle erwählen sollte, der einem Frauenzimmer zu Gefallen von seiner Religion abgefallen ist. Ich würde gar zu sehr befürchten müssen, daß er mich über lang oder kurz eben so gut verlassen möchte, als er seinen vorigen Glauben verlassen hat.* Mich dünket immer, lieber Yn-Che-Chan, dieses sind lauter Geschichten, die man sich zum Spaße ausgesonnen hat, und die auf keinem richtigen Grunde beruhen. Das Vergnügen, auf Kosten eines Menschen, dem man nicht gewogen ist, einen witzigen Spaß anzubringen, giebt Anlaß zu dessen Erfindung, und der Haß, den man gegen ihn heget, macht, daß er in beständigem Andenken erhalten wird.

Heut zu Tage wird das Regiment in Würtenberg durch eine Versammlung von Räthen besorget. Das Oberhaupt davon ist ein Prinz von Herzoglichem Geblüte, der die Stelle eines Administrators so lange vertritt, bis der junge Prinz, der zur Regierung kommt, und der älteste von dreyen Prinzen ist, die der verstorbene Herzog Alexander hinterlassen hat, die Jahre der Minderjährigkeit zurückgeleget haben wird *. Dieser Herr ist in der Römisch-Katholischen Religion erzogen worden, und dem

* Es sind ohngefähr fünf und zwanzig Jahre, daß dieser Brief geschrieben ist. Seit derselben Zeit hat der itztregierende, und damals noch unmündige Herzog mit seinen Unterthanen sehr grosse Streitigkeiten gehabt, welche für ihn gar nicht vortheilhaft gewesen sind; Da sich besonders der König von Preussen und der König von Dänemark der Würtenbergischen Lands-Stände angenommen haben. Es ist wider diesen Fürsten eine Schrift unter dem Titel, La pure verité, oder die lautere Wahrheit, zum Vorscheine gekommen, deren Verfasser wohl eine strenge Strafe andern zum Beyspiele werth wäre. Es ist etwas ganz erstaunendes, wenn Privat-Personen sich die Freyheit nehmen, Schmähschriften wider regierende Herren öffentlich herauszugeben, und sie mit eben so grosser Frechheit anzugreifen, als sie etwan nichtswürdige Schriftsteller antasten würden, die eben so viele Verachtung, als solche Verläumder selbst verdienen. Fürsten, die solchen schändlichen Schriftstellern eine sichere Zuflucht in ihrem Gebiete einräumen, geben ihren Beyfall zu einem Verbrechen, wovon sie über lang oder kurz selbst ein Schlachtopfer werden können. Wenn wir übrigens die bisherigen Anmerkungen machen, so ist unsere Meynung gar nicht, die Forderungen der Würtenbergischen Lands-Stände für unbillig zu erklären, da es Leute, die von den Sachen vollkommen unterrichtet sind, behaupten, daß sie auf einem guten Grunde beruhen.

dem Ansehen nach sind seine Unterthanen darüber ganz ausserordentlich mißvergnügt. Sollte Deutschland jemals dazu versehen seyn, daß es noch einmal durch einen Religions-Krieg zerrüttet würde, so dürfte sich derselbe allem Vermuthen nach wohl in dem Würtenbergischen anfangen. Dieses wird zum Theil auf dem klugen, oder schlimmen Verhalten des jungen Herzogs beruhen, wenn er selbst die Regierung über seine Staaten antreten wird. Allzu viele Strenge, und ein übertriebener Eifer kann die Gemüther gar leicht vollends in Harnisch bringen, die ohne diß schon gar sehr verbittert, und durch Vorurtheile gereitzet sind, wenn man sie an ihrer Religion antasten will. Wollte der Herzog gegen die Römisch-Katholische Religion gar zu gleichgültig seyn, so würde es sich für ihn, als einen Römisch-Katholischen Fürsten ebenfalls nicht schicken. Es gehört wirklich ein gutes Herz, und ein witziger Verstand dazu, wenn man solche widerwärtigen Dinge mit einander vereinigen will. Lebe wohl.

Stutgard —

Der sieben und achtzigste Brief.

Sioeu-Tcheou, an Yn-Che-Chan.

Da ich mich, werthester Yn-Che-Chan, von Stutgard weg auf die Reise nach Frankfurt begab, wo ich seit zween Tagen angelanget bin, habe ich meinen Weg durch Darmstadt genommen.

Es

Es ist eine ganz artige und hübsche Stadt. Man findet darinnen unterschiedene sehr wohl angelegte Gassen. Eben so giebt es auch allerhand Gebäude, welche schon die Aufmerksamkeit eines Reisenden verdienen; Wiewohl ihre Anzahl freylich nicht so gar groß ist.

Die regierenden Herren von Darmstadt sind aus dem Hause Hessen, einem von den alleraͤltesten in Europa, welchem vernünftige Denkungs-Art, Edelmuth, Tapferkeit, und kurz, alle Tugenden, die zu Bildung grosser Fürsten erfordert werden, erblich sind.

Die Einwohner von Darmstadt sind, überhaupt zu reden, ziemlich artig und gesittet, sie halten viel auf die gelehrten Wissenschaften, und dieses haben sie einigen unter ihren letztern Regenten zu danken, welche dieselben sehr geschützet haben.

Insgemein bilden sich die Edelleute in dieser Stadt eben so, wie in den übrigen Städten von Deutschland, auf ihren Adel ziemlich viel ein. Viel unter ihnen sind nicht sonderlich mit Vermögen versehen, und da ihnen der Ruhm ihrer Ahnen weder Gold noch Silber einbringt, so wäre es ein Glück für sie, wenn sie es so einrichteten, daß ihrem Adelstande durch das unadeliche Geld reicher Leute aus dem Bürgerstande vermittelst der Verheyrathung wieder aufgeholfen würde. Aber, lieber Yn-Che-Chan, bey vielen Adelichen in Deutschland ist das Vorurtheil in Ansehung ihres Standes gar zu groß. Sie wollen lieber in dürftigen Um-

stän-

ständen leben, und dabey ihren alten Adel unverfälscht erhalten, als eine Frau heyrathen, die sie in den Stand setzt, daß sie ihren Adelstand recht nutzen, und ihm den gehörigen Glanz geben können, da sie ihn hingegen gar oft, wenn ich mich anders des Ausdrucks bedienen darf, mehr in Verachtung herum schleppen, als mit Ehren führen.

In Deutschland trift man weit mehr Edelleute, als in irgend einem andern Lande an. Dafür aber siehet man auch mehr vornehme Bettler. Denn wie kann man wohl jenen grossen Haufen von Edelleuten anders benennen, die beynahe in ihrem ganzen Leben es nicht weiter bringen, als daß sie Unter-Officiers-Stellen bekleiden, die in Frankreich, in Engelland, in Spanien, in Holland, und beynahe in allen Ländern der Welt mit niemanden anders, als mit gemeinen Soldaten besetzt werden, die sich durch ihre Geschicklichkeit vor ihren Kameraden hervorgethan haben. Ich weiß wohl, womit die Deutschen diese unter ihnen eingeführte Gewohnheit rechtfertigen, die sich gar nicht mit dem Adelstande zusammenreimet, und blos deswegen aufgekommen ist, damit viele Edelleute, die ausserdem verhungern würden, ihr nothdürftiges Brod finden. Sie sprechen, die Einrichtung des Soldaten-Standes erfordere es, daß ein jeder von unten auf diene, und also bis zu der Stelle eines Officiers steige, damit er erst gehorchen lerne, ehe er die Gewalt zu befehlen bekommt; Aber sie kommen damit nicht fort. Dreyerley Gründe, welche die andern Europäer sagen, widerlegen alle diese, mehr scheinbaren, als gegründeten Vorwendungen. Erstlich ist ja wohl der

Rang

Rang eines Unter-Lieutenants eben so gar sehr erhaben nicht, daß ein Officier nicht darinnen vollkommen gehorchen lernen, und sich an eine gebührende Unterwürfigkeit gewöhnen sollte. Ferner ist es in der That eine gefährliche Sache, wenn junge Edelleute den Umgang mit gemeinen Soldaten so gar sehr gewohnt werden, den sie als Unter-Officiere gar nicht vermeiden können. Was für schlimme Beyspiele sehen sie nicht unter ihnen? Es ist fast unmöglich, daß ihnen nicht von den Sitten, und der Denkungs-Art solcher Leute, mit welchen sie sehr genau umgegangen, und so zu sagen ihre Kameraden gewesen sind, Zeit Lebens etwas anhangen sollte. Die Tapferkeit ist nicht die einzige nothwendige Eigenschaft, um einen wahrhaftig schätzbaren Officier zu bilden; Er muß daneben auch klug, freundlich, edelmüthig, und von artiger Aufführung seyn. Lernet man diese Eigenschaften unter den gemeinen Soldaten? Die dritte Ursache, wider welche man nach meinen Gedanken gar keine Einwendung machen kann, bestehet darinnen, daß alle Officiere in Europa, Engelländische, Französische, Spanische, Holländische, u. s. w. ihr Handwerk eben so gut, als die Deutschen verstehen, ohngeachtet sie nicht von unten auf durch alle niedrige Stellen dienen, in welchen so viele deutsche Edelleute bisweilen die Helfte ihres Lebens auf eine elende Weise zubringen.

Man darf aber nicht etwan denken, daß man in Deutschland nur unter dem gemeinen Adel einen Haufen Leute findet, die in der äusersten Armuth leben, und gleichwohl sich auf ihren Stand viel

einbilden, und unaufhörlich ihren Adel im Munde führen. Es giebt genug Fürsten, die von dem Glücke eben nicht mehr mit Haab und Gut versehen sind, dabey aber gleichwohl einen Stolz und Hochmuth haben, der so groß, als ihre Armuth ist. Ein sinnreicher Französischer Schriftsteller hat zwischen diesen armen Fürsten, welche ziemlich allemal unnütze Lasten der Erde sind, und zwischen den weitberühmten Engelländischen Kaufleuten, deren Verstand und edelmüthige Denkungs-Art gar oft ihren Reichthümern die Waage hält, eine angenehme Vergleichung angestellet. Er spricht *: „Da „ Ludwig der Vierzehende Italien in Furcht und „ Zittern setzte, und seine Kriegs-Völker, die be- „ reits Meister von Savoyen und Piemont waren, „ eben im Begrif stunden, Turin einzunehmen, so „ muste der Prinz Eugen mitten aus Deutschland „ dem Herzoge von Savoyen zu Hülfe eilen; Er „ hatte kein Geld, ohne welches man gleichwohl „ Städte weder einnehmen, noch vertheidigen kann. „ Er nahm seine Zuflucht zu Engelländischen Kauf- „ leuten. Es währete keine halbe Stunde, so „ schoß man ihm fünf Millionen vor. Mit diesem „ Gelde entsetzte er Turin, schlug die Franzosen, „ und schrieb an diejenigen, die ihm die angezeigte „ Summe Geldes geliehen hatten, folgendes kleine „ Handbriefgen: **Meine Herren, ich habe ihr „ Geld empfangen, und ich schmeichle mir, daß „ Sie mit der Art, wie ich es angewendet ha- „ be, zufrieden seyn werden.** Alles dieses macht, „ daß ein Engelländischer Kaufmann mit gutem „ Rechte stolz ist, und sich nicht ohne gegründete Ursa-

* *Voltaire* Lettres sur les Anglois, Let. X.

„ Ursache mit einem Römischen Bürger vergleichet.
„ Daher kommt es, daß der jüngere Bruder eines
„ Pairs des Reichs kein Bedenken trägt, in den
„ Kaufmanns-Stand zu treten. Mylord Towns-
„ hend, der Staats-Minister, hat einen Bruder,
„ der daran genug hat, daß er ein Kaufmann in
„ London ist. Zu der Zeit, da Mylord Oxford
„ das Steuerruder von Engelland in den Händen
„ hatte, war sein jüngerer Bruder ein Facktor in
„ Aleppo, wo er gar nicht wieder weg wollte,
„ und auch endlich gestorben ist. Diese Gewohn-
„ heit scheint den Deutschen, die sich auf ihren
„ Adelstand viel einbilden, etwas seltsames zu seyn.
„ Sie können gar nicht begreifen, wie sich ein Sohn
„ eines Pairs von Engelland überwinden kann, wei-
„ ter nichts als ein reicher und vermögender Mann
„ in dem Bürgerstande zu seyn, an statt daß in
„ Deutschland alles Fürstlich und Adelich seyn will.
„ Man hat wohl an die dreyßig Hoheiten von ei-
„ nerley Namen gesehen, deren Reichthum weiter
„ in nichts, als in ihren Geschlechts-Wappen, und
„ in ihrem Hochmuthe bestund. „

Der Französische Schriftsteller, lieber Yn-Che-Chan, der das ungereimte Vorurtheil der Deutschen so meisterlich schildert, schonet eben so wenig den lächerlichen Stolz seiner eigenen Landsleute, der sie verleitet, daß sie denjenigen Stand verachten, in welchem die Menschen am allerersten Reichthum erwerben, und den Ruhm ihres Vaterlandes vergrössern können. Hier will ich dir erzählen, was er von den Französischen Hofleuten schreibet: * „ Ich weiß nicht, wer einem Staate den meisten

* Eben daselbst.

» den meisten Nutzen schaft, ob ein wohlgepuderter
» vornehmer Herr, der genau weiß, zu welcher
» Stunde der König aufstehet, und wenn er sich
» zu Bette leget, und der eine hochtrabende Miene
» annimmt, indem er in dem Vorzimmer eines Mi-
» nisters die Rolle eines Sklaven spielet; Oder
» ein angesehener Kaufmann, der sein Land reich
» macht, aus seiner Schreibe-Stube Verhaltungs-
» Befehle nach Suratte, oder nach Cairo ertheilet,
» und das Glück der Welt befördert.»

Wir hegen, was den Kaufmanns-Stand anlangt, ganz andere Gedanken, als die Franzosen, und die Deutschen. Nach dem Stande des Feld-Arbeiters betrachten wir ihn, als einen unter den allernutzbarsten, und ehrwürdigsten. Unsere Mandarinen achten es sich für keine Schande, Handlung zu treiben. So gar die berühmtesten Lettreen vereinigen die Handlung mit den gelehrten Wissenschaften. Und warum sollten sich denn eben diese zwey Dinge nicht mit einander vertragen? Ist es nicht die Pflicht eines Gelehrten, eines Weltweisen, eines rechtschaffenen Patrioten, seinen Mitbürgern so vielen Nutzen zu schaffen, als ihm nur immer möglich ist? Ein verständiger Kaufmann giebt ihnen nützlichen Unterricht, er macht sie reich, er verbessert ihren Verstand, und verschaft ihnen die Mittel, im Ueberfluße zu leben. Künste und Wissenschaften liegen in Ländern, welche arm und dürftig sind, allemal darnieder. Es ist der Billigkeit gemäß, daß diejenigen, die sie in einen blühenden Zustand bringen wollen, solchen allen benöthigten Beystand leisten, die sie zu dem Fleiße in den Wissenschaften ermuntern.

Was ferner Obrigkeitliche Personen betrift, da es unumgänglich nöthig ist, daß sie wohlhabende Leute sind, und da man nur gar zu viele Beyspiele anführen kann, daß die Armuth viele darunter oft zu sehr ungerechten Handlungen veranlasset hat, zu welchen sie sich ganz sicher nicht würden entschlossen haben, wenn sie nicht in so gar dürftigen Umständen gewesen wären; So hat es seinen sehr guten Nutzen, wenn sie Handlung treiben, welche ihnen die Mittel an die Hand giebt, sich alle Bequemlichkeiten des Lebens zu verschaffen. Zu einem dürftigen Richter wird noch einmal so viel Tugend, als zu einem andern erfordert. Die Wohlfahrt des menschlichen Geschlechtes will es also haben, daß man alle nur mögliche Mittel der Vorsicht anwende, um diejenigen Unbequemlichkeiten insgesammt zu verhindern, die den richtigen Lauf der Gerechtigkeit aufhalten können. So viel als sich thun läßt, soll man Leuten, die kein Vermögen haben, gar nicht gerichtliche Aemter anvertrauen. Es gehöret daher unter die Pflichten eines regierenden Herrn, für die Nothdurft solcher Leute zu sorgen, denen er das Leben, und das Vermögen seiner Unterthanen anvertrauet. Nun aber kann er diesen Endzweck ganz sicher auf keine bessere und bequemere Weise erreichen, als wenn er ihnen durch die Handlung zu Reichthümern verhilft, die er nicht aus seinen Schätzen ziehen, oder in den Beuteln seiner Unterthanen suchen darf.

Es ist umsonst, wenn man wider einen so nützlichen als nöthigen Gebrauch die Einwendung macht, daß die Richter einen Theil ihrer Zeit auf die Erkännt-

känntniß der Gesetze, und auf die Entscheidung der Rechtshändel zu wenden genöthiget werden. Es bleibt ihnen noch immer genug Zeit übrig, um ihre eigenen Geschäfte in Ordnung zu erhalten. Uebrigens hat ein grosser Kaufmann nicht mit so vielen einzelnen Kleinigkeiten, als ein gemeiner Handelsmann zu thun. Zuweilen bringt er in einer Zeit von zwo Stunden dasjenige zu Stande, worüber er, wenn er sich Zeit nehmen kann, wohl drey bis vier Monate zubringen würde. Kurz, die Erfahrung widerleget diesen Einwurf. Unsere Mandarinen achten sich die Handlung für keine Schande, und dabey besorgen sie die Gerechtigkeit mit keiner geringern Genauigkeit. Auch unter den Europäern findet man allerhand in die Augen fallende Beweise, daß es ganz wohl möglich sey, den Stand eines Kaufmanns und eines Richters mit der erforderlichen Weißheit und Klugheit beysammen zu führen. Wie viel hat man nicht reiche Holländer, die es nicht dabey bewenden lassen, daß sie die Wohlfahrt ihres Vaterlandes durch ihre klugen Rathschläge und Entscheidungen befördern, sondern die auch noch den Reichthum desselben durch ihre Geschicklichkeit in Handlungs-Geschäften vermehren?

Wenn sich nun die Handlung in Staaten, wo man vernünftig denket, mit dem Stande eines gelehrten Mannes, und mit einem Obrigkeitlichen Amte ganz wohl verträgt, so dächte ich, sie vertrüge sich um so viel mehr mit dem Stande eines Edelmanns, der ordentlicher Weise ziemlich den Namen eines adelichen Müßiggängers verdienet. Ist das nicht etwas posierliches, wenn man sich eine

Ehre daraus macht, daß man seine Zeit in Müßiggange zubringet, und die erlaubtesten Mittel verschmähet, wodurch man sich Reichthum erwerben kan, den man gleichwohl so eifrig wünschet, und den man sich ohne Bedenken, wenn es sonst möglich wäre, durch allerhand Anstalten anschaffen würde, wobey man hundertmal weniger Ehre, als bey der Kaufmannschaft hat? Wenn ich einen halbverdorbenen Edelmann sehe, der fast nicht mehr weiß, wie er sich aus der Noth helfen soll, und der doch gleichwohl einen reichen Kaufmann neben sich verachtet, und glaubt, es sey seiner Ehre zuwider, wenn er es ihm nachthut, so kommt es mir eben so vor, als sähe ich einen verrückten Menschen, der alle Augenblicke befürchten muß, Hungers zu sterben, und doch die Nahrung, die man ihm anbietet, nicht nehmen will, weil derjenige, der sie ihm darreichet, keine alte Pergamentne Urkunde, die von Karln dem Fünften unterschrieben worden ist, in seinem Schreibe-Schrancke aufhebet.

Es ist in der That ein verdrüßlicher Umstand, werthester Yn-Che-Chan, daß so rechtschaffene Leute, als meistentheils die Deutschen Edelleute sind, die beynahe weiter keinen hauptsächlichen Fehler, als diesen, an sich haben, daß sie sich gar zu viel auf ihren Adel, und auf ihre Ahnen einbilden, eine, blos in der Einbildung bestehende Eitelkeit, den allergegründetsten Vortheilen des menschlichen Lebens vorziehen. Ausserdem sind sie höflich, liebreich, und die übertriebene Liebe, die sie für ihren Stand hegen, ist ihnen selbst weit mehr, als andern Leuten zur Last. Sie lassen es darbey bewenden, daß sie

denken, sie sind unendlich weit über andere Menschen erhaben; Dabey aber nehmen sie sich noch so ziemlich in Acht, daß sie es gegen andere nicht gar zu sehr an den Tag geben: Und in diesem Stücke handeln sie vernünftiger, als die Engelländer, und die Franzosen, welche die hohen Gedanken, die sie von sich selbst haben, deutlich merken lassen.

Herzhaftigkeit ist unter den Deutschen gar keine seltsame Eigenschaft; Besonders aber kann man sie den Edelleuten nicht absprechen. Was ferner Redlichkeit, ein edelmüthiges Herz, und Offenherzigkeit anlangt, dieses sind Tugenden, die in Deutschland mehr, als in dreyen Viertheilen von den übrigen Ländern in Europa hervorleuchten.

Desgleichen findet sich unter dem Adel in Deutschland eine grosse Liebe zu den Wissenschaften, und schönen Künsten. Es giebt deren sehr viele, die gewiß mehr gelernet haben, als insgemein die übrigen Adelichen in Europa zu wissen pflegen.

Reiche Edelleute sind grosse Liebhaber von Reisen in fremde Länder. Nur ist daran auszusetzen, daß sie den Nutzen nicht davon haben, den sie eigentlich haben sollten. Sie bekümmern sich gar zu sehr um entbehrliche und unnütze Dinge. Grabschriften, andere Aufschriften, und dergleichen Sachen mehr, die nur im geringsten mit dem Alterthume der Familien, und mit Geschlechts-Registern Verwandschaft haben, machen für sie eine der vorzüglichsten Beschäftigungen aus. Dieses ist eine

Folge von der übertriebenen Hochachtung ihres Adelstandes. Menschen muß man kennen zu lernen sich bemühen, wenn man in den verschiedenen Ländern herumreiset, und nicht die lügenhaften Lobreden, die auf den Gräbern der Verstorbenen stehen. Man lernet ungleich mehr, wenn man eine halbe Stunde lang mit einem Weltweisen umgehet, der von Geburt zwar bürgerlich, aber desto edler am Verstande ist, als wenn man alle Leichenpredigten lieset, die seit einem ganzen Jahrhunderte auf so viele unwissende Edelleute nach ihrem Todte gehalten worden sind.

Es ist Zeit, daß ich meinen Brief schliesse. In dem nächsten, den ich dir schreiben werde, will ich dir meine Gedanken von der Stadt Frankfurt erzählen, worinnen es mir mehr, als in andern Städten gefallen hat. Lebe wohl.

Frankfurt —

Der acht und achtzigste Brief.

Sioeu-Tcheou, an Yn-Che-Chan.

In meinem letztern Briefe, werthester Yn-Che-Chan, habe ich mich anheischig gemacht, dich von der Stadt Frankfurt zu unterhalten. Diese Stadt ist groß, und liegt an einem Fluße, der für ihre Handlung sehr vortheilhaft ist. Sie ist nicht sonderlich schön gebauet, die Häuser sind größtentheils

theils von Holze, und die Bau-Art daran ist gar nicht hübsch *. Die Gaßen sind breit, und ziemlich lichte, nur daß der Koth darinnen so gar arg ist. Es stehen darinnen allerhand alte Kirchen, an welchen der Gothische Geschmack nichts merkwürdiges zeiget, ausser ihrem Alterthume.

In Frankfurt befinden sich Lutheraner, Reformirte, Römisch-Catholische, Juden. Uebrigens aber ist daselbst die freye Religions-Uebung nicht allen verstattet. Die Reformirten sind genöthiget, sich eine halbe Meile weit auf ein benachbartes Dorf zu begeben, wo sie in einem ganz mittelmäßigen Tempel ihren Gottesdienst abwarten. Etwas sonderbares ist dieses, daß die Lutheraner, welches die einzigen sind, die zu Ehren-Aemtern gelangen, und Obrigkeits-Personen werden können, gegen die Juden, die doch alle Christen durchgängig als ihre Todt-

* Da der Verfasser diese Briefe bereits vor 25. Jahren und länger geschrieben hat, so hat er freylich nach der damaligen Beschaffenheit dieser Stadt nicht unrecht, allein wir müssen hier anmerken, daß sich Frankfurt seit jener Zeit in Ansehung der Gebäude um ein merkliches verschönert hat. Die Bau-Art daselbst ist nicht nur gegenwärtig weit schöner und regelmäßiger, sondern es werden auch fast alle grossen Gebäude von Steinen aufgeführet. Wer diese Stadt vor 25. Jahren gesehen, und solche anitzt wiederum betrachtet, kan sich über den grossen Unterschied derselben nicht genug verwundern. Unter den prächtigen Gebäuden, womit solche seit kurzem bereichert wordem, nimmt sich vorzüglich aus das Fürstlich-Taxische Palais, die schöne Hauptwache, die Gasthäuser zum Römischen Kayser, und rothen Haus, und das Haus zum grossen Goldstein.

Todtfeinde ansehen, mehr Gefälligkeit bezeigen, als gegen Leute, die, wenn man einige Glaubens-Lehren ausnimmt, mit ihnen vollkommen einig sind.

Ehe ich mich in Deutschland umgesehen hatte, liebster Yn-Che-Chan, glaubte ich immer, es könne unmöglich in der Welt jemand auf andere Religions-Verwandten so sehr erbittert, als die Römisch-Katholischen seyn. Seit dem ich aber das Verhalten der Lutheraner kennen gelernt, haben sich meine Gedanken ziemlich geändert. Es hat seine Richtigkeit, daß in Frankfurt gewisse Staats-Absichten an der Bedrückung der Reformirten eben so vielen Antheil, als der Religions-Eifer haben können. Insgemein heißt es daselbst, die Catholicken haben die Kirchen, die Lutheraner die Aemter, und die Reformirten das Geld. Wenn nun Leute, die grossen Reichthum besitzen, alle Rechte der Bürger bekommen sollten, so ist es ziemlich wahrscheinlich, daß sie auch wohl einen Versuch thun würden, ob sie zu Ehren-Aemtern gelangen könnten. Wegen der Römisch-Catholischen lassen sich die Lutheraner gar nicht bange seyn, weil sie weiter nichts, als Kirchen besitzen. Mit liegenden Gründen bringt man es nicht weit, wenn es darauf ankommt, daß man sich Wahlstimmen zu einem Ehren-Amte erwerben will. Aber wegen der Reformirten stehen sie in Sorgen, weil sie Geld haben, und sich desselben gar leicht auf eine geschickte Weise bedienen könnten. Den Lutheranern kan ich es gar nicht verargen, daß sie ihre Vorrechte zu erhalten trachten, weil sie dieselben einmal in den Händen haben Es ist ganz natürlich, daß sie dieselben immerfort zu behal-

behalten sich angelegen seyn lassen. Aber da die Reformirten, um in der Stadt eine Kirche zu haben, sich ausdrücklich erklären, daß sie durch eine feyerliche Urkunde allen Ehren-Aemtern entsagen wollen, so sollte man doch mit einer solchen feyerlichen Versicherung zufrieden seyn. Man könnte dabey allemal sich das Recht vorbehalten, die ertheilte Vergünstigung zu wiederrufen, woferne sie sich irgend einmal gelüsten lassen sollten, den Verbindlichkeiten, die sie auf sich genommen haben, zuwider zu handeln.

Die Einwohner von Frankfurt sind im Umgange sehr liebreich, und halten sehr viel auf die Freyheit, die sie geniessen. Die schätzbarste Eigenschaft derselben ist hierbey noch diese, daß sie sich derselben auf eine sehr vernünftige Weise bedienen. Diese Freye Reichs-Stadt hat sich allemal überaus klug verhalten, und das weise Verfahren der Obrigkeits-Personen, welche die Regierung davon über sich haben, ist zu allen Zeiten in Deutschland hochgeschätzet worden.

In Frankfurt, und in andern Freyen Reichs-Städten, heget man von dem Kaufmanns-Stande nicht eben die Gedanken, wie in dem übrigen Gebiete Deutschlandes. Einem Kaufmanne wiederfähret in diesen Städten Hochachtung und Ehre. Dafür kann man aber auch mit völliger Zuversicht behaupten, daß in den Freyen Reichs-Städten der Reichthum weit grösser, als in allen übrigen Ländern des Deutschen Reichs ist. Desgleichen ist die Freyheit, die man darinnen zu geniessen hat, um

einen guten Theil grösser. Man hat allda von dem Eigensinn einer willkührlichen Macht nicht das mindeste zu befürchten. Und da man weder die Gesetze, noch die, mit Bewilligung der Obrigkeit, eingeführten Gebräuche nicht verletzet, so hat man völlige Freyheit, nach seinem eigenen Gutdünken zu handeln und zu denken. Der Vortheil, in einer freyen und unabhängigen Stadt zu leben, hat in Deutschland, wo die Fürsten insgemein weit stolzer und gebieterischer, als in irgend einem andern Lande der Welt sind, gar sehr viel zu bedeuten. Die Wissenschaften haben in Frankfurt sehr viele Liebhaber, und die Handlungs-Geschäfte halten die Kaufleute von Lesung guter Bücher keinesweges ab. Es wird hiernächst in dieser Stadt ein sehr starker Buchhandel getrieben. Unter den Obrigkeitlichen Personen findet man allerhand gelehrte Leute, die sowohl ihrer Redlichkeit, als auch ihrer Wissenschaften wegen grosse Hochachtung verdienen.

Die Lutherischen und Reformirten Geistlichen wenden ziemlichen Fleiß auf die Wissenschaften, was aber die Römisch-Katholischen anlangt, so giebt man vor, daß sie sich eben nicht sehr darum bekümmern. Wenn man in diesem Falle einem Deutschen Schriftsteller Glauben zustellen will, so bestehet der ganze Nutzen, den man aus ihrem Umgange sich versprechen kann, darinnen, daß sie jemanden ein Glaß Wein auf eine sehr feine Art zu überreichen wissen. Ich machte einmal, sagt dieser Schriftsteller *, bey den Carmelitern einen Besuch.

* Voyage Litteraire fait en 1733. en France, en Angleterre, en Hollande &c. pag. 17.

such. Bey dieser Gelegenheit habe ich ihren Bücher-Schatz gesehen, der sehr schlecht, ohne Geschmack, und mit einer Menge Scholastischer Bücher angefüllt ist. Ich habe auch nicht ein einziges Buch, das etwas werth wäre, daselbst angetroffen. Für die ganze Bücher-Sammlung, ohngeachtet sie aus vier bis fünf tausend Bänden bestehet, würde ich kaum gern hundert Thaler geben. Der öffentliche Lehrer der Weltweißheit zeigte mir dieselbe. O Himmel was für Unwissenheit! Der einzige Vortheil, den ich aus seinem Umgange schöpfen konnte, war ohngefähr dieser, daß er mir auf eine überaus höfliche Weise ein Glaß Wein anbot, welches ich aber nicht für gut befand, anzunehmen. Ich möchte doch gern sehen, werthester Yn-Che-Chan, was ein Römisch-Katholischer Schriftsteller sagen würde, wenn er von Lutherischen, oder Reformirten Bücher-Sammlungen zu reden Gelegenheit hätte. Vielleicht würde er eben nicht glimpflicher damit verfahren. Man befindet sich allemal in Gefahr zu irren, so oft man von den guten Eigenschaften der Geistlichen in der einen Religion nach demjenigen urtheilet, was die Geistlichen der andern Religion davon sagen. Im übrigen stehet der Schriftsteller, der von den Römisch-Katholischen Gottesgelehrten in Frankfurt so nachtheilig redet, in so schlechtem Ansehen, und ist so sehr als ein Mensch bekannt, der ohne gehöriges Nachdenken schreibet, und alles in den Tag hinein saget, es mag wahr seyn, oder nicht, daß man sich auch sogar nicht einmal in dem Urtheile, das man von den allergemeinsten Dingen fällen soll, auf seine Reden oder Entscheidungen

mit

mit Grunde verlassen kann. Er begehet die gröbsten Irrthümer in Sachen, zu deren Erkänntniß man weiter nichts vonnöthen hat, als daß man die Augen aufthut. Von Städten, die so schlecht, als möglich gebauet sind, macht er prächtige Beschreibungen; Und es wäre ein grosses Glück, wenn seine groben Irrthümer nur Häuser und öffentliche Plätze beträfen, und wenn sie nur nicht gar oft auf die allerangesehensten Personen fielen, bey welchen sie entweder die Redlichkeit oder die Wissenschaft in Verachtung zu bringen trachten.

Ist es nicht eine Schande, lieber Yn-Che-Chan, daß sich Leute finden, die den Verstand, das allerschätzbarste Geschenck, das den Menschen mitgetheilet werden kann, auf eine so üble Art mißbrauchen, und sich dessen zu dem Ende bedienen, daß sie eine grosse Menge ehrlicher Leute um ihren guten Namen bringen, von welchen sie gleichwohl nicht die geringste Beleidigung erlitten, ja, ich muß vielmehr sagen, denen sie nur gar zu oft das allerhöflichste Bezeigen nachzurühmen haben? Laß dir nur erzählen, wie dieser Schriftsteller von einem gewissen Gelehrten redet, den er auf seiner Durchreise durch Frankfurt bey Gelegenheit besuchet hat. Es hat beynahe das Ansehen, als habe er blos deswegen mit ihm sprechen wollen, damit er das Vergnügen haben möchte, übel von ihm zu reden. Eben denselben Tag, spricht er, ließ ich mir eine Lehn-Kutsche bringen, und stattete bey dem Herrn König, einem Buchhändler, meinen Besuch ab, der sich zu Offenbach, einer kleinen Stadt eine Meile von Frankfurt, gesetzet hatte. Er wohnet

net in einem überaus schönen Hause, und sein Buchladen steht, was besonders die seltenen Bücher anlangt, die er gesammlet hat, in sehr grossem Ansehen. Dieser Mann hat in seinem Betragen etwas ganz sonderbares. Er stellt einen Weltweisen vor, der ein Menschenfeind ist, und auf weiter nichts sinnet, als, wie er von dem menschlichen Geschlechte übel reden, und den Menschen ihre Fehler auf eine spöttische Weise aufmutzen möge. Weil er viel gelesen, und fremde Länder gesehen hat, so ist er in seinen Anmerkungen vielmal glücklich. Seneka spricht an einem Orte: „ man finde selten einen „ grossen Mann, der nicht einen gewissen Grad „ von Thorheit an sich blicken lasse. „ Nullum magnum ingenium sine mixtura dementiae. Sollte nicht Herr König vielleicht einen gar zu grossen Antheil davon erhalten haben? * Ich will den Fall setzen, lieber Yn-Che-Chan, dieser gelehrte Buchhändler sey wirklich in gewissem Maaße mit Thorheit behaftet. Es ist eben nichts unmögliches. Noch mehr: Gewisse Personen aus derselben Gegend haben mich versichert, es habe seine Richtigkeit, daß er zwar ein ehrlicher, rechtschaffener Mann, sonst aber von einer gar sonderbaren Gemüths-Art sey. Aber warum muß er denn eben einen Besuch zum Vorwande nehmen, um der Welt gewisse Umstände zu melden, die ihr so gar gleichgültig, und für einen Menschen, den sie eigentlich angehen, gar nicht vortheilhaft sind? Heißt das nicht den Pflichten des Gast-Rechts zuwider handeln? Heißt dieses nicht, alle Ausländer, die auf

Reisen

* Voyage Litteraire &c. pag. 26.

Reisen gehen, verdächtig machen, und vernünftige Leute dahin bringen, daß sie in dieselben ein Mißtrauen setzen dürfen, aus Furcht, es möchte sich doch wohl unter ihnen irgend ein junger Laffe finden, der bey seiner Zurückkunft in sein Vaterland auf Kosten ihrer Ehre seiner Einbildungs-Kraft freyen Lauf lassen, und sie der Geschichte seiner Reise einverleiben könnte?

Ich habe, werther Yn-Che-Chan, mit allerhand Personen gesprochen, die sich über den Schriftsteller, wovon ich hier rede, auf die nachdrücklichste Weise beschwereten. Einem jungen Geistlichen aus Deutschland, der nicht so gar lange nach ihm in Paris anlangte, wurde es sehr schwer gemacht, ehe er in gewissen Häusern eine gütige Aufnahme fand. *Sie sind, hieß es, von Berlin. Wir haben Ursache, uns wohl in Acht zu nehmen, daß wir in Ihrer Gegenwart nicht frey reden. Sobald Sie wieder zurück nach Deutschland werden gekommen seyn, könnte es gar leicht geschehen, daß Sie von allem dem, was Sie hier herum gesehen und gehöret haben, eine Scartecke zusammen schmieren, und da würden Sie gewiß nicht unterlassen, unsere Gespräche in dieselbe einzurücken.* Es kostete dem jungen Deutschen wahrhaftig ganz entsetzliche Mühe, ehe er es dahin brachte, daß er den Leuten die schlimmen Gedanken benahm, wozu sie sein Landsmann veranlasset hatte. Sollte nach mir, werthester Yn-Che-Chan, irgend ein Chineser mit der Zeit in Europa herumzureisen sich entschliessen, so soll er, wie ich hoffe, dergleichen verdrüßliche Vorwürfe nicht zu hören

hören haben. Ich lasse es mir mit der möglichsten Sorgfalt angelegen seyn, diejenigen Sachen, die ich von gewissen Gelehrten zu erfahren Gelegenheit gehabt habe, die von mir einen Besuch anzunehmen sich nicht geweigert, vermittelst eines ewigen Stillschweigens bey mir zu behalten. Was in Gesellschaften einzelner Personen gesprochen wird, dasselbe darf von Rechtswegen, ohne ausdrückliche Erlaubniß der Leute, die sich bey dem Gespräche zugegen befunden haben, niemals öffentlich bekannt gemacht werden. Wer anders handelt, derselbe verletzet die ersten Grund-Regeln der menschlichen Gesellschaft. Es fehlet ihm sogar ein wesentliches Stück von den Eigenschaften eines ehrlichen Mannes, und er mißbrauchet die Gefälligkeiten, die man Ausländern nach den Vorschriften der Höflichkeit zu erweisen pfleget. Es dürften nur fünf oder sechs Reisende solche Leute seyn, wie der Schriftsteller, von welchem ich bisher geredet habe, so würden die Gelehrten gar bald in ihrem Umgange eben so behutsam und zurückhaltend werden, als geübte Hofleute zu seyn pflegen. Was würde aber hernach aus jener Freymüthigkeit, aus jener redlichen Freyheit, aus jener freyen und ungezwungenen Art des Umgangs werden, die für gelehrte Leute etwas so gar nothwendiges sind, und wodurch man die berühmtesten und vorzüglichsten von dem gemeinen Haufen unterscheidet?

Gleichwie die Klugheit und Redlichkeit für alle die verschiedenen Stände höchstwichtige Tugenden sind, also sind sie dieses noch weit mehr in dem Stande eines Gelehrten. Ein schalkhafter Betrüger

ger schändet diejenigen gelehrten Wissenschaften, die er etwan besitzet, sie mögen sich auch noch so weit erstrecken. Ein junger Laffe saget und thut nimmermehr etwas, das wirklich gut ist. Man darf nur seine Aufführung, oder seine geführten Reden ein wenig aufmerksam prüfen, so wird man allemal etwas daran auszusetzen finden, wenn sie auch beyde zuweilen dem Ansehen nach noch so vernünftig sind. Die wahrhafte Weißheit kann sich in einem Gehirne, wo die Thorheit von Zeit zu Zeit ihre Herrschaft beweiset, nimmermehr befinden. Hätte der Europäer, der der Schriftsteller von der gelehrten Reise in Deutschland, Frankreich und Engelland ist, von diesen unwidersprechlichen Grund-Wahrheiten eine vollkommene Ueberzeugung gehabt, so würde er sich ohne Zweifel lange besonnen haben, ehe er seine Schrift öffentlich bekannt gemacht hätte. Ich glaube, lieber Yn-Che-Chan, man würde in China einen Menschen, der ein Buch, wie dieses, verfertiget hätte, in das Tollhaus einsperren. Und in der That, gehöret nicht ein grosser Grad von Tollheit dazu, wenn man Leute, deren grosse Eigenschaften man hochschätzet, und bey welchen man viele Höflichkeit genossen hat, mit Willen und Vorsatze beleidiget? Könnte man wohl mit seinen ärgsten Feinden ärger umgehen? Ich will meinem Briefe zum Schluße noch die lügenhafte Beschreibung beyfügen, die dieser Schriftsteller von einem der witzigsten und schätzbarsten Gelehrten, die man in Frankreich antrift, gemacht hat. Von dieser wirst du hernach auch auf die andern schliessen können, die sich hier und da in seiner Schrift finden. Eben denselben Tag, spricht er, machte ich meinen

nen Besuch bey dem Herrn Prevost von Exiles. Dieses ist ein feiner Mann, der nebst den schönen Wissenschaften, auch von der Gottesgelahrtheit, von der Geschichte, und von der Weltweißheit eine grosse Känntniß besitzet. Er hat ausserordentlich vielen Witz, und besonders jenen Witz, der zu den Entwickelungen solcher Wahrheiten, die zur Metaphysick gehören, so gar unentbehrlich ist. Jedermann kennet die Annehmlichkeit seiner Schreib-Art. Von seinem Lebens-Wandel, und von einer gewissen strafbaren Handlung, die er in London verübet hat, will ich hier nichts gedencken; Dieses sind Sachen, die mich nichts angehen. Hier betrachte ich ihn weiter nicht, als nur in dem Verhältniße seiner Geschicklichkeit; Ist dieses nicht an einem Reisenden zu entschuldigen? Nicht wahr, dergleichen Art zu reden ist eben so boshaft, als ungegründet, und lästerhaft zu nennen? Lebe wohl.

Frankfurt —

Der neun und achtzigste Brief.

Sioeu-Tcheou, an Yn-Che-Chan.

Nach meiner Abreise von Frankfurt bin ich nicht gerades Weges nach Cöln gegangen, sondern ich habe mich vielmehr etliche Meilen von meiner gehörigen Straße entfernet, weil ich gern Hanau sehen

sehen wollte. Diese Stadt ist ganz artig, und fast ganz und gar neu aufgebauet. Heut zu Tage gehört sie einem Fürsten aus dem Hause Hessen, der alle diejenigen vortreflichen Eigenschaften besitzet, die den Prinzen dieses Geschlechtes erblich und angebohren sind. * Von den Einwohnern wird er angebetet, die ihn vielmehr für ihren Vater, als für ihren Landes-Herrn betrachten. Die itzt gemeldete Herrschaft hat dieser Herr nur seit kurzem erst erhalten. Der Churfürst von Maynz macht einigen Anspruch daran, und hat sie daher in Besitz nehmen wollen. Zu dem Ende verübeten seine Truppen auch einige Feindseligkeiten. Aber sie wurden durch ein oder zwey Heßische Regimenter mit ziemlichen Nachdrucke zurückgeschlagen. Diese Regimenter, die ihrer Tapferkeit wegen nicht allein in Deutschland, sondern auch in Europa berühmt sind,

* Dieser Fürst war der hochselige Landgraf von Hessen-Cassel, ein Bruder des Königs von Schweden; Sein Prinz, der gegenwärtig regieret, hat die Römisch-Katholische Religion angenommen. Hierüber geriethen seine Unterthanen ihrer Religion wegen in Unruhe. Sie haben aber deswegen nicht die geringste Verfolgung auszustehen gehabt. Der Landgraf hat es vielmehr erlaubet, daß seine Prinzen bey der Protestantischen Religion bleiben. Der älteste hat die Prinzeßinn des verstorbenen Königs von Dänemark zur Gemahlinn. Man kann ohne Schmeicheley sagen, daß dieser Herr gegen seine Unterthanen eine grosse Mäßigung, gegen seine Familie viele Gefälligkeit, und gegen seine Nachbarn und Bunds-Genossen grosse Klugheit bewiesen habe.

sind, waren für die Soldaten eines geistlichen Fürsten gar zu gefährliche Widersacher.

Dem Ansehen nach ist es schlechterdings nothwendig, daß den Kriegs-Völkern, die einen Bischof zu ihrem Herrn haben, von dem Geiste und von der Gemüths-Art ihres Gebieters etwas anhangen müsse. Die allerschlechtesten Soldaten in ganz Europa sind diejenigen, die der Römische Bischof hält. Dieses ist eine bekannte und unwidersprechliche Wahrheit. In Deutschland sind die Kriegs-Völker der Churfürsten zu Maynz, Trier und Cöln, und der übrigen Bißthümer, aus welchen Fürstliche Länder worden sind, am allerwenigsten tapfer. Immittelst kann man gleichwohl auch nicht sagen, daß sie ganz und gar nichts taugen. Denn die Deutschen sind durchgängig herzhafte, und gute Soldaten. Aber unter den besten Sachen giebt es immer eine, und die andere, die zwar eben auch gut, doch im Verhältniße gegen andere nur mittelmäßig zu nennen ist. Wenn man also die Truppen der geistlichen Churfürsten an und vor sich selbst betrachtet, so sind sie keinesweges übel. Vergleichet man sie aber mit den Soldaten des Kaysers, und der übrigen Churfürsten des Reichs, so werden sie freylich nicht sonderlich geachtet.

In der Zeit, da ich mich zu Hanau aufhielt, habe ich etliche Heßische Officiere gesprochen; Sie kamen mir sehr gesellig, und überaus höflich vor. Ich hatte als ein Ausländer die liebreichste Be-

gegnung, die ich nur verlangen konnte, zu geniessen. Das, was ich an ihnen unter allen am meisten bewunderte, war dieses, daß sie, ob sie gleich viele vortrefliche Eigenschaften an sich hatten, gleichwohl sich also aufführeten, als wenn ihnen dieses ganz unbekannt wäre. Der Französische Officier ist liebenswürdig, aber er läßt es gar zu sehr merken, daß er es selber weiß. Ein Mensch, der vorzügliche Eigenschaften besitzt, entziehet denselben viel von ihrem Werthe, wenn er sich derselben vor allen Leuten gar zu sehr rühmen will. Die beste Art, Lob zu verdienen, ist diese, wenn man nicht die mindeste Begierde, dasselbe zu erlangen, blicken läßt, und sich gleichwohl allemal so verhält, wie man sich eigentlich verhalten muß, wenn man gelobet seyn will.

Von den Aerzten in Hanau kann ich, liebster Yn-Che-Chan, nicht so viel vortheilhaftes sagen, als ich von den Officieren gesagt habe. Ich befand mich unpaß, und bat meinen Wirth, daß er mir einen Arzt holen lassen sollte. Es war damals ohngefähr des Nachmittags um sechs Uhr. Mein Herr, antwortete er mir, verlangen Sie den besten, den wir in der Stadt haben? „Freylich„ war meine Gegen-Antwort. Ja, da müssen wir, versetzte er darauf, bis morgen früh warten. Der Herr Docktor *** ist ordentlicher Weise allemal Nachmittage betrunken, und besucht seine Kranken niemals anders, als Vormittage. Doch wenn Sie es haben wollen, so will ich ihn rufen lassen. Ich möchte Ihnen

aber

aber gleichwohl nicht rathen, daß Sie die Arzney einnähmen, die er Ihnen heut verordnen wird. Er hat gar zu oft, wenn er nicht richtig im Kopfe gewesen ist, sehr widerwärtige Sachen verordnet. » Ich habe keine Lust, sagte ich » zu ihm, mich in die Gefahr zu begeben, daß ich » etwan die Anzahl dererjenigen vergrössern möch» te, die der Herr Docktor in die andere Welt » schicket, wenn er sie zu einer Zeit besuchet, da » er nicht nüchtern ist. Lassen sie mir denjenigen » kommen, der nach ihm der beste ist. » Aus eben dem Grunde, versetzte der Wirth mit einer sehr treuherzigen Miene, weßwegen ich Ihnen widerrathe, sich des erstern zu bedienen, achte ich es für meine Schuldigkeit, Sie zu warnen, daß Sie auch dem zweyten nicht trauen sollen. So gar übermäßig betrunken ist dieser eben Nachmittage nicht, aber er ist doch auch niemals ganz nüchtern. Selten werden ihn die Leute zu einer andern Zeit, als des Morgens zu Rathe ziehen. * » Was Henker! schrie ich, ist

 » denn

* Wären die Aerzte in Rom zu der Zeit, da Plinius, der Verfasser der Natur-Geschichte, gelebet hat, so wenig nüchtern gewesen, als die Hanauischen vor sieben und zwanzig Jahren waren, (denn so lange ist es ohngefähr, daß ich diesen Brief geschrieben habe) so würde er gewiß noch weit heftiger wider sie geeifert haben, als es geschehen ist, ohngeachtet er es arg genug gemacht hat. Nach seiner Meynung bietet uns die Natur die Pflanzen, die Wurzeln, die Kräuter, die sie gern gebrauchet haben will, selbst an. Nach der Zeit aber verfertigten die Empirischen Aerzte durch einen grossen Mißbrauch ihre Quacksalbereyen,

» denn mit den Aerzten in Hanau durchgängig
» nichts anzufangen, so bald es zwölf Uhr geschla-
» gen hat? Sonach beruhet die Gesundheit der
» Einwohner auf dem vollen oder leeren Magen
» der Aerzte. O wie gut wäre es, wenn in ei-
» nem Lande, wie das hiesige ist, alle Aerzte eif-
» rige Mahometaner wären, damit ihnen ihre
» Religion den Gebrauch des Weins verböte!
» Beynahe möchte ich glauben, Mahomet habe
» sich einmal in solchen Umständen befunden, wie
» gegenwärtig die meinigen sind. Es kann doch
» wohl seyn, daß er den Weinstock zu einer Zeit
» verfluchet hat, da er in einer Stadt krank lag,

» wo

und vereinigten mit diesen gefährlichen Hülfs-Mitteln ihre Lügen und Betrug, indem sie sich anheischig machten, einem jeden für sein Geld so viel Leben und Gesundheit zukommen zu lassen, als er zu kaufen Lust hätte. Wir wollen seine Worte selbst hören;

Hinc nata medicina. Haec sola natura placuerat esse remedia parata vulgo, inventu facilia ac sine impendio, ex quibus vivimus. Postea fraudes hominum, & ingeniorum capturae officinas invenere istas, in quibus sua cuique homini vaenalis promittitur vita. Statim compositiones & misturae inexplicabiles decantantur, Arabia atque India in medio aestimantur, ulcerique parvo medicina a rubo mari imputatur, cum remedia vera quotidie pauperrimus quisque coenet. Nam si ex horto petantur, aut herba vel frutex quaeratur, nulla artium vilior fiat. Ita est profecto, magnitudo populi Romani perdidit ritus. Vincendo victisumus. Paremus externis, & una artium Imperatoribus quoque imperat. *Plin.* Histor. Nat. Lib. XXIV. Cap. 1.

„wo alle Aerzte sich betrunken hatten.„ Ey, ey, sagte mein Wirth mit lachendem Munde, sie sind eben nicht alle berauscht, und wenn Sie befehlen, so will ich Ihnen einen kommen lassen, der ein sehr geschickter Mann ist. „Nun, „so schicken sie gleich nach ihm, „ war meine Antwort. Der Wirth hielt sein Versprechen; und nicht lange darnach ließ sich ein Docktor mit einer ernsthaften Miene sehen, der mir an den Puls fühlte, und mit einem gravitätischen Tone anmeldete, meine Krankheit wäre nicht gefährlich, sondern nur ein wenig beschwerlich und schmerzhaft. Nach der Zeit verordnete er mir unterschiedene Arzney.

In einer andern Stelle verwirft eben dieser Schriftsteller mit grossem Eifer die gefährlichen, und fast allemal zum Todte beförderlichen Versuche der Aerzte, ihre großsprecherischen Reden, wovon wir uns blenden lassen, und ihre Streitigkeiten, die uns in das Grab bringen. Wer die Lateinische Sprache verstehet, derselbe wird dieses in den eignen Worten des Plinius weitläuftiger ausgeführet finden.

Nec dubium est, omnes istos famam novitate aliqua aucupantes, animas statim nostras negotiari. Hinc illae circa aegros miserae sententiarum concertationes, nullo idem censente, ne videatur assertio alterius. Hinc illa infelicis monumenti inscriptio, turba medicorum se periisse. Mutatur ars quotidie toties interpolis, & ingeniorum Graeciae flatu impellimur. Palamque est, ut quisque inter istos loquendo polleat, imperatorem illico vitae nostrae necisque fieri. C. *Plin.* Hist. Natur. Lib. XXIX. Cap. 1.

Arzney-Mittel, und untersagte mir den Wein. Dabey gerieth ich auf die Gedanken, ob auch wohl dieser Mann mit seinen Amts-Brüdern in ein Horn bliese, und seinen Patienten den Wein deßwegen verböte, damit er nicht so selten und nicht so theuer seyn sollte. Meine Krankheit war ein schwacher Magen, und ich bildete mir ein, dieses wäre gerade dasjenige Getränke, das sich für meinen Magen am besten schickte. Immittelst hielt ich mich doch seiner Verordnung gemäß, und in zween bis drey Tagen bemerkte ich schon viele Besserung, so, daß ich mich im Stande befand, meine Reise weiter nach Cöln fortzusetzen, aus welcher Stadt ich dir diesen Brief schreibe, und wo ich meine Gesundheit vollkommen wieder erlangt habe. *

Cöln

Diejenigen Aerzte, die sich bemühen, mehr der Natur zu Hülfe zu kommen, als daß sie dieselbe regieren, und den Regeln ihrer Kunst unterwerfen wollen, sind nach meinem Urtheile die allervernünftigsten, und auf solche Leute werden Kranke auch allemal vorzüglich ihr Vertrauen setzen. Plinius sagt, in der Einbildung, daß die Aerzte mit ihren Kranken gelinde umgingen, hätten die Römer sich entschlossen, sie in ihre Stadt zu berufen, nachdem sie ihre Hülfe eine sehr lange Zeit entbehret hatten.

Cassius Hemina ex antiquis auctor est, primum e Medicis venisse Romam Peloponneso Archagathum Lysaniae filium L. Aemilio, M. Livio Coss. anno urbis DXXXV, eique jus Quiritium datum, & tabernam in compito Acilio emtam ob id publice. Vulnerarium eum tradunt fuisse vocatum, mireque gratum adventum ejus initio; Mox a saevitia secandi urendique transisse no-

Cöln ist eine grosse und weitläuftige Stadt. Sie ist aber nicht sonderlich mit Einwohnern besezet,

men in carnificem, & in taedium artem, omnesque Medicos: Quod clarissime intelligi potest ex M. Catone, cujus auctoritati triumphus atque Censura minimum conferunt: tanto plus in ipso est. Quamobrem verba ejus ipsa ponemus. Dicam de istis Graecis suo loco, Marce fili, quid Athenis exquisitum habeam, & quod bonum sit, eorum literas inspicere, non perdiscere. Vincam nequissimum, & indocile genus illorum, & hoc puta vatem dixisse: Quandocunque ista gens suas litteras dabit, omnia corrumpet; Tunc etiam magis, si medicos suos huc mittet. Jurarunt inter se barbaros necare omnes Medicina. Sed hoc ipsum mercede faciunt, ut fides eis sit, & facile disperdant. Nos quoque dictitant barbaros, & spurcius nos, quam alios opicos, appellatione fœdant. Id. Ib. Lib. XXIX. Cap. 1.

Leute, die das Lateinische verstehen, werden in dieser Stelle die Geschichte von dem Anfange der Arzney-Kunst bey den alten Römern finden. Anfänglich betrachteten sie dieselben als die Erhalter ihres Lebens. Nach der Zeit, da sie ihre Kunst versuchet hatten, wurden sie es überdrüßig, sie schneiden und brennen zu sehen. Sie sahen dieselben als Henkers-Knechte an, und faßten zulezt gegen sie einen ausserordentlichen Haß. Daher nahm Cato Anleitung zu sagen, die Griechen hätten einen Schwur gethan, sie wollten durch die Arzney-Kunst alle Nationen, die sie Barbaren nennten, und worunter sie auch die Römer zähleten, umbringen. So viel ist genug für diejenigen, welche die Lateinischen Worte des Plinius nicht verstehen. In dem, was ich gesagt habe, finden sie den hauptsächlichsten Innhalt der Grundworte.

tzet, und meistens schlecht gebauet, bis auf unterschiedene darinnen befindliche schöne Häuser. Der Churfürst hat in dieser Stadt seine Residenz nicht, weil seine Gewalt über dieselbe ausserordentlich sehr eingeschränket ist; Immassen er darinnen nicht so viel, als in dem übrigen Gebiete seines Churfürstenthums zu befehlen hat. Ordentlicher Weise hat er seinen Sitz in Bonn.

Das gemeine Volk in Cöln ist vielleicht wohl das allerabergläubigste und unwissendste Volk in ganz Europa. Leute von Stande und Ansehen aber haben hier ziemlich eben diejenigen Tugenden, und eben diejenigen Fehler, die sich an den übrigen Adelichen und Vornehmen in Deutschland finden. Die Geistlichen sollten hier von Rechtswegen gelehrter, als an andern Orten seyn. Denn sie haben hier mehr Geld, und folglich auch mehr Mittel, sich mit Bequemlichkeit den Wissenschaften zu widmen. Unterdessen siehet man eben nicht, daß sie sich diesen Vortheil zu Nutzen machen. Man thut ihnen schon sehr viele Ehre an, wenn man ihnen nachsaget, daß sie es in der Gelehrsamkeit so weit, als andere Geistliche in Deutschland gebracht haben.

Man hat hier auch eine hohe Schule; Indessen ist dieselbe mehr wegen der grossen Menge der daselbst befindlichen Studenten, als wegen der Vorzüge der öffentlichen Lehrer berühmt. Kaum daß man ihren Namen ausserhalb den Thoren der Stadt weiß, und so viel ich mich entsinnen

nen kan, hat sich nicht ein einziger unter ihnen in der Welt bekannt gemacht. Keiner hat, ich will nicht sagen, einen grossen, sondern nur einen mittelmäßigen Ruf unter den Gelehrten erworben.

Ehemals haben in Cöln Buchhändler gelebet, welche allerhand, theils in Ansehung ihrer Güte, theils in Ansehung ihrer Größe, beträchtliche Werke drucken lassen. Man findet von daher verschiedene Ausgaben der vornehmsten Griechischen Schriftsteller. Alle diese Druckereyen sind durch die Holländischen Buchhandlungen in Verfall gebracht worden. Die Schriften, welche heut zu Tage aus den Cölnischen Buchdruckereyen zum Vorscheine kommen, sind nicht werth, daß man die Mühe daran wendet, und sie durchliest. Meistentheils sind es schlechte Gebet- oder andere geistliche Bücher, in welchen lauter falsche und lächerliche Begriffe enthalten sind, und die weiter zu nichts dienen, als daß sie diesem und jenem Brabantischen Geistlichen, oder unwissenden Licenziaten der Universität zu Löwen verwirrte Gedanken in den Kopf setzen.

Cöln ist eine überaus alte Stadt. Ehemals wurde sie auf Befehl der Agrippina, der Mutter des Kaysers Nero, welche diese Stadt, als ihren Geburts-Ort gern in einen blühenden Zustand versetzen wollte, ansehnlich vergrössert und vermehret. Auf ihre Verordnung schickte man zu ihrer Bevölkerung eine ziemliche Anzahl alter Soldaten dahin, welche bey den Römern Veterani genennet wurden.

Als

Als der Römische Kayser, Karl der Große, das Abendländische Kayserthum von neuem aufrichtete, so erzeigte er den Einwohnern in Cöln besondere Gnade, und bewilligte ihnen allerhand wichtige Vorrechte. In den letztern Zeiten haben die Kayser dieselbigen erneuert, und noch verschiedene andere hinzugefüget. Bey allem dem ist Cöln lange nicht so reich, als es eigentlich seyn sollte, wenn man die vortheilhafte Lage der Stadt betrachtet, da sie an dem Rheine stehet, und auf diesem Fluße eine ansehnliche Handlung treiben könnte. Man wirft den Einwohnern der Stadt vor, daß sie gar zu träge und schläfrig wären. Es scheinet aber beynahe, als sey dieser Fehler durchgängig an allen Orten anzutreffen, wo der Landes-Herr ein Geistlicher ist. Dergleichen Unterthanen haben viel ähnliches mit ihren Ober-Herren, auf welche man die schönen Verse anwenden kann, die ein Französischer Dichter auf die Einwohner des neuern Roms gemacht hat, und worinnen die Weichlichkeit des Römischen Hofes sehr genau geschildert ist:

Près de ce Capitole, ou regnoient tant d'allarmes,
Sur les pompeux debris de Bellone, & de Mars,
Un Pontife est assis au trone de Césars;
Des Prêtres fortunés foulent d'un pied tranquille
Les tombeaux des Catons, & la cendre d'Emile.

Le

Le Trone est sur l'Autel, & l'absolu pou-
voir
Met dans les mêmes mains le sceptre & l'en-
censoir. *

Die Römer gingen einige Zeit lang mit sich selbst zu Rathe, ob sie die Stadt Cöln ganz und gar dem Erdboden gleich machen sollten. Ihre Erhaltung hatte sie blos der Art und Weise zu danken, wie die Einwohner dem Prinzen eines Kaysers begegnet waren, dessen sie sich bemächtiget, als sie sich wider den Kayser empöret hatten §. Dieses Beyspiel, das die Geschichte uns aufbehalten hat, soll allen Völkern zur Warnung dienen, und sie erinnern, daß man den Fürsten, sie mögen seyn, in welchem Zustande sie wollen, allemal die gebührende Hochachtung wiederfahren lassen müsse. Eben aus

* Neben jenem Capitol, wo so viel Tumult regierte,
Und dort auf den prächtgen Trümmern der Bellone und des Mars
Sitzt auf jener Kayser Throne itzt ein Diener des Altars;
Priester, stolz in ihrer Ruh, treten mit beglückten Füßen
Auf des Cato und Aemils Gräbern, ohn es selbst zu wissen;
Sieh den Thron auf dem Altare, und die unumschränkte Macht
Hat den Zepter und das Räuchfaß nun in eine Hand gebracht.

Voltaire Henriade, Chant. IV.

§. *Tacit.* Hist. Lib. IV. Cap. LXVIII. Ein Haufen Priester und Mönche vertritt heut zu Tage die Stelle jener herzhaften Bürger, vor welchen ihre Nachbarn zitterten und bebeten.

aus der Ursache, warum man die Stadt Cöln verschonet hat, sind verschiedene Städte eingeäschert und verwüstet worden.

Die persönlichen Beleidigungen, die man an den Landes-Herren verübet, werden über lang oder kurz bestrafet, wenn man ihnen wieder in die Hände fällt. Woferne man einmal so unglücklich ist, daß man sich ihre Ungnade zugezogen hat, so muß man alle möglichen Mittel der Vorsicht gebrauchen, damit man ihre Gnade niemals nöthig haben möge. Die Versicherungen, daß man die verübten Feindseligkeiten vergessen wolle, endigen sich immer allemal mit irgend einem traurigen Auftritte. Einem Fürsten fehlt es nicht leicht an einem scheinbaren Vorwande, um sich diejenigen vom Halse zu schaffen, von welchen er glaubet, daß er allemal Ursache habe, sich vor ihnen zu fürchten, und von welchen er eine Beleidigung erlitten zu haben sich einbildet, wobey blos die Nothwendigkeit, und die Umstände der Zeit ihn genöthiget haben, sich zu stellen, als habe er sie vergessen.

In den letztverflossenen Jahrhunderten haben die Europäer mehr als zu viele Beyspiele aufzuweisen, daß die regierenden Häupter an die ihnen angethanen Beleidigungen eine ziemlich lange Zeit gedenken. Nachdem Heinrich der Vierte die Guisen überwunden, und ihnen Verzeihung ihrer Fehler bewilliget hatte, so arbeitete er doch von der Zeit an immer an ihrer Demüthigung, und an ihrem Untergange. Endlich brachte Ludwig der

Drey-

Dreyzehende sein Sohn den Letztern dieses Stammes von Lothringen dahin, daß er aus dem Lande entweichen, und als ein Vertriebener mitten in Italien sterben muste.

Manchmal werden die Fehler, die man gegen gekrönte Häupter, auch wohl wider seinen Willen, begehet, eine lange Zeit darnach erst bestrafet. Der unglückselige Montgomeri, der den König Heinrich den Zweyten in einem Turniere um das Leben brachte, büßte das seinige viele Jahre darnach auf einem Blutgerüste ein. Die Königinn, die ihn ihrem Schmerze über den Verlust ihres Gemahls aufopferte, nahm die Religion wider ihn zum Vorwande.

Doch was haben wir nöthig, in Europa Beyspiele von einer späten und heimlich gehaltenen Rache der Fürsten aufzusuchen? Haben wir dergleichen nicht alle Tage bey uns in Asien genug? Geschiehet es nicht mit allen nur möglichen Anstalten der Behutsamkeit, die die allerfeinste Staats-Kunst anzuwenden weiß, wenn die Fürsten in den Morgenländern unter ihren Unterthanen diejenigen aus dem Wege zu räumen trachten, denen sie nichts Gutes zutrauen, und deren Beleidigungen zu verschmerzen sie sich einige Zeit genöthiget sehen? Die Fürsten sind durchgängig in einem Lande so gut, als in dem andern, auf ihr Ansehen eifersüchtig, und überall darauf bedacht, wie sie diejenigen strafen, die ihnen mißfallen. Der Unterschied, den sie in ihrem Verhalten blicken lassen,

rühret

rühret keinesweges davon her, weil sie weniger Begierde sich zu rächen, sondern weniger Gelegenheit, ihre Rache auszuüben haben. Sobald als sie dieselbe finden, sind diejenigen sehr übel dran, die sie nicht lieben. Der ist allemal ein grosser Thor, lieber Yn-Che-Chan, welcher, nachdem er einen Fürsten an seiner Person beleidiget hat, sich auf die Verzeihung seines Verbrechens gewisse und sichere Rechnung macht. Lebe wohl.

Cöln ——

Der neunzigste Brief.

Sioeu-Tcheou, an Yn-Che-Chan.

An statt meine Reise den Rhein hinunter weiter fortzusetzen, bin ich wieder zurückgereiset, und habe meinen Weg nach Pohlen durch Hessen und Sachsen genommen. Die Zeit, die ich noch zu meinen Reisen anzuwenden mir vorgesetzet habe, erlaubet mir nicht, der Gegend von Holland näher zu kommen.

Das Heßische Land führet in Deutschland insgemein den Namen einer Landgrafschaft. Dieses Land lieget zwischen dem Rheine und der Weser. Es ist überaus sehr mit Bergen und Wäldern durchschnitten. Immittelst befinden sich doch auch darinnen viele Wiesen und Getreyde-Felder.

Cassel,

Cassel, die Hauptstadt der Heßischen Lande, war ehemals eine ziemlich befestigte Stadt. Vor nicht gar langer Zeit hat sie durch die Reformirten aus Frankreich, die sich daselbst festsetzten, da man sie aus ihrem Vaterlande vertrieben hatte, einen ansehnlichen Zuwachs an Volke bekommen. Diese Leute brachten allerhand Künste und Manufackturen mit sich, und ihre Arbeitsamkeit hat zu der Aufnahme der Handlung in der Stadt sehr viel beygetragen. Die Deutschen haben die thörichten Anstalten der Franzosen ganz vortreflich zu ihrem Nutzen anzuwenden gewußt, und aus den Thorheiten und Grausamkeiten, wozu ein unzeitiger Religions-Eifer jene verleitete, grosse Vortheile gezogen. Manche Deutsche pflegen immer im Scherze zu sagen, sie lebten der guten Hofnung, Frankreich würde das angefangene gute Werk zu ihrem Besten wohl etwan noch vollenden, und die Gütigkeit haben, sie reich zu machen: Gleichwie es ihnen bisher eine Menge Reformirte zugeschickt, also werde es ihnen auch noch mit der Zeit die Jansenisten zuwenden. *Gesetzt, wir verlieren auch gegen die Franzosen ein paar Feldschlachten*, sagte einsmals ein Deutscher, *so können wir uns deßwegen mit leichter Mühe trösten. Ehe sie uns alle diejenigen Menschen todtschlagen, die sie uns in das Land geschickt haben, muß ein Krieg geführet werden, welcher zwey hundert Jahre lang währet.* Es giebt in Deutschland manche Stadt, wo man funfzehen tausend Franzosen zählet, die aus ihrem Vaterlande entflohen sind. Ist es allemal etwas betrübtes,

wenn man Thorheiten begehet, so werden dieselben dadurch noch trauriger, wenn man sehen muß, daß diejenigen, die davon Vortheil geniesen, über uns spotten, und uns auslachen. Ein Franzoß, der in Deutschland herumreiset, der auf das Unheil aufmerksam ist, welches die Schwärmerey, und der Aberglaube seinen Landsleuten zugefüget haben, und der noch dazu genöthiget wird, allerhand Spöttereyen darüber anzuhören, wird auf eine doppelte Weise gekränket.

Die Hessen sind arbeitsame und streitbare Leute; Sie sind ziemliche Liebhaber der Wissenschaften; und man kan ihnen nicht nachsagen, daß sie dieselben gering schätzen. In der Stadt Marburg befindet sich eine hohe Schule, die in Deutschland berühmt ist, und einen guten Ruf hat.

Sonst hielten es die Landgrafen von Hessen sehr mit Frankreich, und seit Philippen dem Großmüthigen, der in dem Anfange der ersten Kriege wegen des Lutherischen Glaubens durch Karln den Fünften gefangen genommen wurde, bis auf denjenigen Philipp, der im Jahr 1658. regierete, hatten die Fürsten von Hessen-Cassel allemal die Vortheile von Frankreich befördert, so weit es die Vortheile des Römischen Reiches ihnen erlauben wollten. Von dieser Staats-Kunst haben sie allemal mehr Nutzen gehabt, als die Linie Hessen-Darmstadt davon genoß, daß sie dem Hause Oesterreich getreu blieb. Denn in den Kriegen zwischen den Häusern Bourbon und Oesterreich hat die Letztere

tere mit genauer Noth das Land, und die Plätze, die ihr zugehörten, erhalten. Hingegen das Haus Hessen-Cassel hat die Freundschaft und das Bündnis mit Frankreich so gut zu nutzen gewußt, daß ihm in dem Münsterischen Friedens-Vergleiche ansehnliche Summen Geldes, und die Abtey Hirschfeld, oder Hersfeld, zugetheilet wurden. Bey der letztern hat sie ein Mittel gefunden, wodurch sie zu einem Fürstenthume erhoben wurde. Seit einiger Zeit haben die Landgrafen von Hessen-Cassel eben nicht geglaubet, daß sie ihrer Vortheile wegen nöthig hätten, mit Frankreich in Verbindung zu stehen. In den nachherigen Kriegen hielten sie es sehr stark mit dem Hause Oesterreich. Ich kan nicht sagen, ob sie dabey viel gewonnen haben. Vielleicht wissen sie es selbst nicht zu sagen, was es ihnen geholfen hat. Immittelst hat es nach dem gegenwärtigen Zustande der Sachen seine Richtigkeit, daß die Landgrafen von Hessen-Cassel in dem Falle, da es zu einem Kriege kommen sollte, sich zu derjenigen Parthey halten werden, die dem Hause Frankreich zuwider ist. *

In Religions-Sachen sind die Hessen, wie mich dünkt, eben so unbeständig, als die Franzosen

* Alles dieses, was der Herr Verfasser bisher gesagt hat, gilt von den Zeiten, da er diesen Brief entwarf, welches vor ohngefähr 30. Jahren geschehen ist. Seit diesem ist hierinnen eine grosse Veränderung vorgegangen, wie dieses aus der Geschichte des letzten Krieges mehr als zu bekannt ist. Uebers.

sen in der Liebe. Philipp der Großmüthige machte eine sehr kurze Zeit darnach, als Luther seine Lehrsätze im Jahr 1517. bekannt gemacht hatte, gleich Lutheraner aus ihnen. Der Landgraf Moritz, der von der Lutherischen Religion zu der Reformirten übertrat, brachte es dahin, daß auch alle seine Unterthanen eifrige Anhänger der Calvinistischen Lehre waren. Es dürfte nur etwan ein Landgraf von Hessen-Cassel auf den Einfall gerathen, ein Quäcker zu werden, so würde alsbald die Mode mit den Knöpfen und Falten an den Kleidern in weniger als vier und zwanzig Stunden aus Cassel verbannt werden, und nicht eher wieder aufkommen, als bis irgend ein anderer Fürst es für gut befände, weiterhin nicht anders, als Lateinisch zu beten. In solchem Falle wären die Hessen doch fein durch alle Religionen durchgegangen, und kämen wieder auf den Fleck, wo sie gleich anfänglich gewesen sind. Sodann würden sie die Ablaß-Briefe, und andere geistliche Spielwerke des Römischen Bischofs unter sich wiederum in Schwang bringen, wie es den Hessen wiederfahren ist, die unter der Herrschaft der Linie von Hessen-Rheinfels stehen, da ein Landgraf dieser Linie, mit Namen Ernst, im Jahr 1682. sich zur Römisch-Katholischen Religion bekannte.

Die Hessen, werthester Yn-Che-Chan, müssen sich ganz gewiß etwan einbilden, eine Religion sey nicht weiter gut, oder schlecht, als, in wie ferne sich ihr Landes-Herr entweder dazu bekennet, oder derselben entsager. Sonach machen sie es ja eben

so,

so, wie die Franzosen, die sich vorstellen, eine Mode dürfe nur so lange dauern, als sie ihrem Landes-Herrn nach seinem Geschmacke ist. Man kann nicht in Abrede seyn, daß auf solche Weise die Heßische Gottesgelahrtheit unter allen Wissenschaften die allerleichteste ist. Wer weiß, ob sich nicht der, oder jener Vernünftler finden wird, der sie eben nicht der Vernunft zuwider, oder zu der öffentlichen Ruhe für so gar unrecht achtet?

Der berühmte Philipp der Großmüthige war der erste Landgraf, der seine Unterthanen gewöhnte, den Glauben ihres Landes-Herrn anzunehmen. Er machte aus ihnen Pythagoräer, und lehrte ihnen den Grundsatz, der in dem Sprichworte enthalten ist, daß man das Lied desjenigen singet, dessen Brod man isset. Eben dieser war einer von den vornehmsten Beförderern der Lutherischen Religion. Das sonderbarste dabey ist dieses, daß er, und der Herzog zu Sachsen, ohngeachtet sie immerfort geschlagen, und unglücklich waren, endlich dennoch ihr Vorhaben glücklich zu Stande brachten.

Nachdem sich alle Lutherischen Fürsten durch den weltbekannten Schmalkaldischen Bund mit einander vereiniget hatten, so wurden diese beyden Fürsten zu Oberhäuptern dieses Bundes erkläret, und befanden sich an der Spitze eines Kriegs-Heeres von achtzig tausend Mann Fuß-Volk, und zehen tausend Mann zu Pferde. Das grobe Geschütz dieses Kriegs-Heeres bestund in hundert und

 dreyßig

dreyßig Kanonen. Dem äusserlichen Ansehen nach hätte man denken sollen, die vereinigten Fürsten müsten grosse Vortheile über Karln den Fünften gewinnen, immassen er nicht gleich in der Geschwindigkeit ihnen so viel Kriegs-Volk, und grobes Geschütz, als nöthig war, entgegen stellen konnte. Aber dieser geschickte Kayser verhielt sich dabey so klüglich, indem er sich auf einem vortheilhaften Flecke zwischen dem Kriegs-Heere der Feinde, und dem Fluße Iser in ein Lager gesetzt hatte, daß er in guter Ruhe die Kriegs-Völker erwarten konnte, die ihm der Römische Bischof zuschickte, deren Anzahl sich auf zehen tausend Mann zu Fuß, und fünf tausend, fünf hundert Mann zu Pferde erstreckte. Diese Kriegs-Völker waren eben nicht so gar sehr brauchbar für ihn. Den meisten Vortheil verschaften ihm sechs tausend Spanier, lauter alte Soldaten, die er aus Neapel, und aus Mayland hatte kommen lassen. Damals befand sich sein Kriegs-Heer fünf und zwanzig tausend Mann stark. Er sahe sich im Stande aufzubrechen, und wider die vereinigten Bundsgenossen anzurücken. Dabey verhielt er sich so behutsam, daß er es niemals zu einem Haupt-Treffen kommen ließ, und gleichwohl noch vor dem Ende des Jahres sie so weit brachte, daß sie ihm den Frieden anboten. Er legte ihnen aber solche harte Bedingungen vor, daß sie lieber den Krieg fortsetzen, als dieselben annehmen wollten. Einigen von den vereinigten Fürsten, und etlichen Städten, die in den Bund getreten waren, wollte diese Entschliessung durchaus nicht gefallen. Sie machten

sich die Mittel zu einem Vergleiche, der ihnen angeboten wurde, zu Nutzen, und bedienten sich der mißlichen Umstände auf Seiten der Bundesgenossen statt eines Vorwandes ihrer Absonderung. Ulrich, der Herzog von Würtenberg, machte Friede. Seinem Beyspiele folgeten die Städte Ulm, Frankfurt, Memmingen, Biberach, Regenspurg, Kempten, Augspurg und Straßburg.

Dieses war nicht das einzige Unglück, das der Protestantischen Parthey damals wiederfuhr. Sie machte sich auf den Beystand von Engelland und Frankreich grosse Rechnung. Aber die Gesandten des Churfürsten von Sachsen fanden **Heinrichen den Achten** in den letzten Zügen, und so, daß man alle Augenblicke sein Ende vermuthete. **Franz der Erste**, König von Frankreich, starb auch in den damaligen bedenklichen Zeitläuften. Nur wenige Tage vor seinem Ende hatte er dem Landgrafen von Hessen, und dem Churfürsten von Sachsen hundert tausend Gold-Thaler zukommen lassen. Dieses war die letzte Hülfe, die er ihnen zuwendete. Es war nicht anders, als wären diese beyden Könige, da sie so bald hinter einander wegstarben, dem Glücke **Karls des Fünften** durch die Parcen aufgeopfert worden, und mit allem Fleiße zu einerley Zeit gestorben, damit sie den Lauf seiner Siege nicht aufhalten möchten. Derjenige, den er über die Protestanten gewann, war der allervollständigste. Er bekam den Churfürsten von Sachsen gefangen, und ließ über ihn, als über einen Rebellen, das Urtheil aussprechen, daß er enthauptet werden sollte.

te. Der Churfürst von Brandenburg schlug sich in das Mittel, und brachte es dahin, daß diesem unglücklichen Fürsten das Leben geschencket wurde. Dafür muste er seiner Churfürstlichen Würde, und der dazu gehörigen Länder entsagen, die dem Herzog Moritz von Sachsen zugetheilet wurden, und hiernächst muste er sich gefallen lassen, so lange des Kaysers Gefangener zu bleiben, als es derselbe für gut befinden würde.

Der Friede, den der Landgraf von Hessen durch Vermittelung eben dieses Churfürsten von Brandenburg erhielt, war ziemlich eben so hart, als jener, den der Churfürst von Sachsen hatte eingehen müssen. Er muste sich anheischig machen, hundert und funfzig tausend Thaler zu bezahlen, und alle seine Festungen und Schlößer bis auf Cassel und Ziegenhayn dem Erdboden gleich zu machen. Das, was ihn am allermeisten kränkte, war dieses, daß er in eigner Person vor dem Kayser erscheinen, und auf den Knien um Verzeihung bitten muste, der ihn auf seinem Throne sitzend annahm. Erstlich muste sein Kanzler eine Schrift ablesen, in welcher der Landgraf um Verzeihung bat, wegen der Beleidigung, die er gegen seine Kayserliche Majestät begangen hätte. Sodann antwortete George Seld im Namen des Kaysers, ohngeachtet der Landgraf, wie er es auch selbst gestünde, eine schärfere Strafe verdienet hätte, so wolle er ihm dennoch auf Vorbitte etlicher Fürsten die Gnade erweisen, daß er weder zu der Todes-Strafe, noch zu dem Verluste seiner Güter verurtheilet würde. Hierauf dankete der Land-

graf Karln dem Fünften, und da man ihn gar zu lang auf den Knien liegen ließ, so stunde er, ohne einen Befehl deßwegen zu erwarten, selbst auf. Dieses nahm der Kayser übel, und weil er nun entweder die Handlung des Landgrafen als eine neue Beleidigung ansahe, oder überhaupt keine grosse Lust hatte, sein Wort zu halten, so ließ er ihn noch denselben Tag in das Gefängniß setzen. Umsonst beklagten sich der Churfürst von Brandenburg, und der neue Churfürst von Sachsen, Moritz, über das Verfahren des Kaysers. Dieser antwortete ihnen, er habe nicht versprochen, daß der Landgraf gar nicht in der Gefangenschaft seyn, sondern daß dieselbe nur nicht ewig dauern solle.

Dieses nun war eine sehr verfängliche Rede, die sich für einen so schalkhaften Fürsten, als Karl der Fünfte war, vollkommen schickte, dessen Falschheit den Glanz aller seiner übrigen Tugenden verdunkelte. Hierüber wurden nicht nur die beyden Churfürsten, die den Vergleich des Landgrafen bewürket hatten, sondern auch ganz Deutschland äuserst aufgebracht. Die Gesandten der Churfürsten von Sachsen und Brandenburg beklagten sich ganz offenbar auf dem Reichstage zu Augspurg, daß der Kayser sein Wort nicht hielte. Die Gemahlinn des Landgrafen von Hessen, und seine beyden Prinzen vereinigten sich mit ihnen, um die Freyheit des Gefangenen zu bewirken. Aber alles war ganz vergebens, und Karl

der

der Fünfte beharrte steif und feste auf seinem Vorsatze, dieselbe zu verweigern.

Es hatte das Ansehen, als ob alles Unglück über den entsetzten Churfürsten von Sachsen, und über den gefangen sitzenden Landgrafen zusammen käme. Wer hätte nun wohl bey solchen Umständen glauben sollen, daß ihnen plötzlich die Freyheit wieder gegeben, und den Protestanten alle die Rechte und Freyheiten bewilliget werden würden, die ihnen seit etlichen Jahren schlechterdings waren abgeschlagen worden? Diese plötzliche Abwechselung der Umstände, die damals in Deutschland vorging, ist eine von den allerwunderbarsten, die sich seit vielen Jahrhunderten zugetragen haben. Der Churfürst Moritz von Sachsen, der seine Würde und Staaten der Gnade Karls des Fünften zu danken hatte, wollte den Lutheranern, zu deren Glauben er sich bekannte, die übeln Gedanken, wozu er durch sein Verhalten Anlaß gegeben hatte, wieder aus dem Sinne bringen. Denn es glaubten die Leute mit ziemlichen Grunde, er habe seinen Vetter den Herzog von Sachsen seinem Ehrgeitze aufgeopfert. Zu dem Ende vereinigte er sich mit dem Churfürsten von Brandenburg, und beyde traten mit Heinrichen dem Zweyten, dem Könige von Frankreich, in ein Bündniß. Der Pfaltzgraf, die Herzoge von Würtenberg und von Zweybrücken, und der Marggraf von Baden nahmen auch an diesem Bündniße Antheil. Diese

se neuen Bundsgenossen waren glücklicher, als die vorhergehenden. Der Churfürst Moritz bemächtigte sich aller der Städte, die ihm auf seinem Wege lagen, und rückte bis nach Schwaben. In dreyzehen Tagen eroberte er die Stadt Augsburg, und von da ging er auf die Alpen loß, um die Spanischen und Italienischen Kriegs-Völker zu verhindern, daß sie nicht in Deutschland eindringen konnten. Seine siegreichen Waffen zerstreueten die Bischöffe, die sich zu Trident versammlet hatten, und sich daselbst nicht sicher zu seyn erachteten.

Unter der Zeit, daß dieser Fürst grosse Vortheile über den Kayser gewann, hatten auch die Waffen des Königes von Frankreich auf seiner Seite einen schnellen und glücklichen Fortgang. An der Spitze einer mächtigen Armee bemächtigte er sich der Bißthümer Metz, Tull und Verdün, der Stadt Nancy, und des ganzen Lothringen. Ueber den Verlust so vieler Städte verging dem Kayser die Lust, weiter Krieg zu führen, und er bot den Lutheranern einen vortheilhaften Frieden an. Sie nahmen denselben an, und er wurde durch denjenigen Vergleich geschlossen, den man den Passauischen Friedens-Vertrag zu nennen pfleget. Durch diesen Vergleich wurde der Landgraf von Hessen in Freyheit gesetzet, und die Lutheraner erlangten alle die Freyheiten, die sie begehrten. Daher haben sie ihn auch allezeit als den Grund ihrer Freyheit betrachtet, die sie auch

seit der Zeit immerfort erhalten haben, ohngeachtet man es mehr als einmal versucht hat, sie darum zu bringen. Ich glaube auch, daß sie dieselbe noch lange Zeit erhalten werden, immassen sie in Deutschland noch mächtig genug sind, und die Nordischen Mächte vermöge ihrer Religion es gar nicht Umgang haben können, sich in ihre Streitigkeiten zu mischen.

Lebe wohl, und gieb mir doch Nachricht von deinem Wohlbefinden; Es wundert mich sehr, daß ich gar keine von dir erhalte.

Cassel ——

Ende des dritten Theils.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Argens, Jean-Baptiste de Boyer d', 1704-1771

Des Herrn Marquis d'Argens, ... Chinesische Briefe, oder philosophischer, historischer und kritischer Briefwechsel, zwischen einem reisenden Chineser in Paris und seinen guten Freunden in China, Moscau, Persien und Japan aus dem Französischen übersetzt, und mit etlichen Briefen sowohl, als auch vielen nützlichen Zusätzen und Anmerkungen aus der Handschrift
Bd.: 3.

Berlin (1769)

Bamberg, Staatsbibliothek -- .56 G 23
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11411104-0
VD18 80286445-001